

cursor

Latein4EU

Nr. 16 – August 2020 | 20 €

ZEITSCHRIFT FÜR FREUNDE DER LATEINISCHEN SPRACHE UND EUROPÄISCHEN KULTUR

Medea modern inszeniert

Andreas Knabl
Seite 3

In memoriam Klaus Bartels

Peter Glatz
Seite 8

Peter Klien im Exklusivinterview

Yvonne Kahry
Seite 11

Lateinunterricht in Deutschland

Matthias Korn
Seite 16

Why Classics need Euroclassica

Christian Laes
Seite 18

Fighting for Latin in Norway

Astrid Falck Olsen
Seite 25

Antike Ideale – verschenkte Potentiale?

Katharina Wesselmann
Seite 34

Ἑλληνιστὶ γινώσκεις; Mark Janse

Seite 49



Medea

Simon Stone nach Euripides
Deutschsprachige Erstaufführung | Burgtheater
(c) Reinhard Werner, Burgtheater

Editorial



CARISSIMI LECTORES!

Zuallererst sei auf das Gedenken an Klaus Bartels hingewiesen, der am 2.4.2020 verstorben ist. Lux aeterna luceat ei!

Ein Schwerpunkt dieser Ausgabe ist der Mythos. Wir freuen uns besonders über die Titelstory zu Medea-Inszenierungen in Hamburg und am Burgtheater. Caroline Peters, die Jahrhundertbuhlschaft 2020, spielt in der Wiener Inszenierung die Hauptrolle. Katharina Wesselmann konfrontiert die traditionelle Ovid-Lektüre mit #metoo – sehr spannend.

Wieder bieten wir einen Blick auf die engagierte Szene in Europa: über 2.000.000 Schüler/innen (!) studieren derzeit die klassischen Sprachen. Besonders weisen wir auf das bemerkenswerte Engagement der norwegischen Kollegen hin.

Der 3. Schwerpunkt ist Griechisch. Neben den diversen Beiträgen zum Mythos merken Sie das an der Beilage des neuen Griechisch-Werbeflyers für österreichische Schulen und am unglaublichen Beitrag von Mark Janse über die Wiederentdeckung des kappadokischen Griechisch.

Besonders freuen wir uns, dass der studierte Gräzist, Philosoph und Mastermind von *Gute Nacht Österreich* Peter Klien dem cursor für ein ausführliches und beeindruckendes Exklusivinterview zur Verfügung stand.

Ein Bogen verschiedener interessanter Beiträge vom humanistischen Denker Viktor Frankl über das lateinische Distichon am Festspielhaus Salzburg, sprachwissenschaftliche Perlen von Amicus Oswald Panagl, das römische Recht, den Wein in der Archäologie bis zu Beiträgen aus der innovativen österreichischen Philologenszene gibt dem Magazin den letzten Schliff.

Last but not least danken wir Amicus Thomas Wizany für seine geistreichen und unnachahmlichen bildlichen Kommentare zur österreichischen Politik und zu Corona.

Wir wünschen Ihnen eine spannende Cursor-Lektüre!

Cordialiter vos saluto!

Peter Glatz

INHALT

Bei Stormy Weather von Kolchis nach Chicago, Wien und China	3
Andreas Knabl	
In memoriam Prof. Dr. phil. Klaus Bartels	8
Peter Glatz	
„Ich hab' mich wirklich gewundert, wie viel Macht sie mir geben“. Peter Klien im Exklusivinterview ..	11
Yvonne Kahry	
Die Sicht eines Fachdidaktikers auf die aktuelle Stellung des Unterrichtsfachs Latein in Deutschland	16
Matthias Korn	
Why Classics need Euroclassica ...	18
Christian Laes	
The Situation of Classics in Europe 20	
Florence Turpin	
Latin and Greek in secondary schools in England and Wales	23
John Taylor	
Fighting for Latin in Norway	25
Astrid Falck Olsen	
Klassische Sprachen einen die moderne Gesellschaft	29
Henriette van Gelder	
Amor und Psyche	30
Rudolf Henneböhl	
Antike Ideale – verschenkte Potentiale?	34
Katharina Wesselmann	
Heimlich geliebt – unheimlich gelacht	42
Oswald Panagl	
Schlafstörungen in der griechisch-römischen Welt	46
Petra Strobl	
Ἑλληνιστὶ γινώσκεις; (Acts 21:37) ..	49
Mark Janse	

Viktor Frankl	58
Günter Khinast	
Quatenus lingua Latina etiam nostrae aetati usui sit	63
Thomas Lindner Salisburgensis	
Variationen über das lateinische Distichon auf dem Salzburger Festspielhaus	64
Thomas Lindner	
Das römische Recht und seine Bedeutung für die Rechtentwicklung bis heute	66
Christoph Schmetterer	
Zirkel Antike Salzburg	71
Gottfried Eugen Kreuz	
Ein würdevolles Problem	72
Oswald Panagl	
Mythos und Gegenwart – Klassik und Moderne	75
Oswald Panagl	
„Vergeblich klopft, wer ohne Wein ist, an der Musen Pforte“	76
Bernhard Schlag	
Benedictus Europae Patronus – Litterarum Pugna Latina	80
Ursula Zödl	
Amor als Honigdieb	82
Renate Glas	
Der Lateinunterricht als schulautonomes Experimentierfeld der Begabtenförderung	84
Martin Seitz	
Medien, Bücher, Links	89



Impressum (siehe auch Seite 74)

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

AMICI LINGVAE LATINAE
Freunde der lateinischen Sprache
Atriumweg 6a, A-4060 Leonding
E-Mail: peter.glatz@eduhi.at

Redaktion:

Mag. Peter Glatz,
Mag. Christoph Gruber

Layout:

Dipl.-Ing. Lukas Ruhs

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des „cursor“



Bei *Stormy Weather* von Kolchis nach Chicago, Wien und China

Zwei Bühnenversionen der Medea aus jüngster Vergangenheit als Plädoyer für die Beschäftigung mit dem Medium Theater im Lateinunterricht

Andreas Knabl

„Man muss Mythen in unsere Zeit verlegen, damit wir verstehen, dass der Mythos in uns ist“, sagt Simon Stone, einer der erfolgreichsten Theaterregisseure der Gegenwart, als er im Sommer 2019 eine Neuinszenierung von Luigi Cherubinis Oper *Médée* für die Salzburger Festspiele vorbereitet. Wenn Stone, der nicht nur für die Theaterbühne, sondern auch für Netflix arbeitet, Sprechtheater inszeniert, holt er die Stoffe, mit denen er sich beschäftigt, gemeinsam mit seinem Ensemble ins Hier und Jetzt und entwickelt dabei eigene Texte, die den alten Stoff in neuem Glanz erstrahlen lassen und damit breite Publikumsschichten ansprechen können. Eine dieser Publikumsschichten, die sich nach der Erfahrung des Verfassers sehr leicht für Theater und damit verbunden für eine genauere Beschäftigung mit Literatur begeistern lässt, ist die der Schülerinnen und Schüler. Da der Lehrplan für Latein sowohl in der Kurz- wie in der Langform eine Beschäftigung mit Mythen und deren Rezeption vorsieht, lohnt es sich, immer wieder Impulse aus aktuellen Theaterstücken oder Inszenierungen in den Unterricht einzubauen, um die Zeitlosigkeit dieser Stoffe mit Nachdruck illustrieren zu können. Als Beispiele dafür sollen hier zwei Versionen des Medea-Stoffes vorgestellt werden, die sich – zuerst in der Form eines rein schriftlichen Theaterstückes, anschließend als konkreter Aufführungsbesuch – leicht für den Unterricht verwenden lassen.

Bei der ersten jüngeren Theater-Medea handelt es sich um „DIE FRAU“ aus Neil LaButes Triptychon *bash. stücke der letzten tage*, das zwar schon 1999 geschrieben worden ist, im deutschsprachigen Raum allerdings erst durch die Inszenierung Peter Zadeks Bekanntheit erlangt hat, der die drei Einakter 2001 als Koproduktion zwischen den Wiener Festwochen und

1 Beitrag aus dem ZDF-Kulturmagazin *ttt* über Simon Stones *Médée*-Inszenierung. <https://www.youtube.com/watch?v=Jbr6-BVPIU8> (ab 02:19; letzter Zugriff: 22.12.2019)

den Hamburger Kammerspielen mit Judith Engel, Ben Becker und Uwe Bohm inszeniert hat. Der Regisseur lobt im dritten Teil seiner Autobiographie die „raffinierte Ironie“, mit der der US-amerikanische Autor seine Figuren zeichnet, und befindet: „Viel näher kommt man an Menschen nicht heran wie in diesem genialen Stück über drei junge Mörder.“² Diese jungen Mörder treten der Reihe nach vor das Publikum und berichten von Morden, die sie begangen haben, für die sie aber nicht bestraft worden sind: Im ersten Teil erzählt ein junger Mann davon, dass er seine fünf Monate alte Tochter erstickt habe, um Mitleid zu erregen und seine drohende Entlassung durch seinen Arbeitgeber zu verhindern. Darauf folgt ein junger Mormone, der nach einer langen Partynacht einen Homosexuellen im Central Park zusammengeschlagen und ermordet hat. Im letzten Einakter, der den Titel *medea redux* trägt, sitzt die Sprecherin „auf einem stuhl in einem nach anstalt aussehenden tisch“³. Sie ist bereit, ihre Geschichte zu erzählen, räumt aber gleichzeitig ein, dass sie ein wenig Anlauf brauche, um „drüber“ reden zu können, da sie „ein nach innen gekehrter mensch“ (45) sei. Sie fühlt sich in dieser Gesprächssituation noch nicht wohl und erkundigt sich immer wieder danach, ob man sie auch gut hören könne – vielleicht eine erste ironische Kommentierung des Mythos, da Medea in den vielen Variationen ihrer Geschichte meistens vor dem Problem steht, dass ihr kein Gehör geschenkt wird, und sie hier von der Situation verunsichert ist, dass man sie (erstmal?) gut verstehen möchte. Sie sinniert recht allgemein über den Men-

2 Zadek, Peter: Die Wanderjahre. 1980–2009. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Elisabeth Plessen. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2010, S. 319.
3 Die folgenden Zitate aus dem Stück stammen allesamt aus: LaBute, Neil: *bash. stücke der letzten tage*. Aus dem Amerikanischen von Frank Heibert. In: *Spectaculum* 73. Fünf moderne Theaterstücke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 17–55. Die Zahlen, die in diesem Abschnitt in Klammer angegeben sind, beziehen sich auf die Seitenzahlen in dieser Ausgabe.



Hamburger Kammerspiele (Hrsg.): Programmheft zu *bash*. Fotos von Rowitha Hecke und Arno Declair, Hamburg: 2001.

schen und die Welt, glaubt an eine gewisse Unordnung, denn: „wir haben schon so lange alles falsch gemacht, dass es sich nach einer weile ganz in ordnung anfühlt, ja, als sollte das alles so sein“. In diesem Zusammenhang erinnert sie sich an ein Wort aus dem Griechischunterricht, das den Zustand der Welt, die „aus der balance gerät“ und „in die falsche richtung läuft“, beschreibt und auf der aufgrund der Fehler der Menschen nichts so ist, wie es sein sollte. Sie könnte dieses Wort nennen, „wenn ich’s gelernt hätte“, aber sie erinnert sich nur mehr daran, dass dieser Begriff eine Rolle gespielt hat. Mit dieser



**Judith Engel als *medea redux*,
Hamburger Kammerspiele 2001,
Foto: Arno Declair**

Erinnerungslücke lässt LaBute die Figur aber direkt in das zentrale Thema ihres Monologs eintauchen, da die Begegnung mit dem Griechischlehrer die Kette von Ereignissen auslöst, an deren Ende der Mord steht, von dem „DIE FRAU“ hier erzählen wird. In seinem Unterricht hat sie „oft [...] gar nicht richtig kapiert, was da gerade aus seinem mund kam“ und ihn dabei „irgendwie bewundert“. An Ausflügen, die der Lehrer zusätzlich zu seinem Unterricht anbietet, nimmt sie zwar teil, kann sich aber nicht so sehr dafür begeistern, wie es ihre Mitschülerinnen und Mitschüler tun. Als die Klasse eines Tages ein Aquarium besucht, wird die Schülerin, die damals erst dreizehn Jahre alt gewesen ist, von dem Lehrer „angebaggert“ (46). Sie kann diese Annäherung – eine intensive Berührung in einer dunklen Ecke vor dem Hammerhaibecken – damals noch nicht einordnen, denn „so was erwartet man einfach nicht in dem alter“. Nach diesem Vorfall treffen sich die beiden immer wieder in ihrer Freizeit. Sie genießt diese Treffen und fühlt sich von ihm verstanden, denn „meine güte, ich war dreizehn, ja, es war einfach schön, dass mich einer anguckte und nicht sagte, räum deine socken weg“. Schließlich passiert es nach einem der Ausflüge, dass die beiden alleine in der Schule sind, da ihr Vater vergessen hat, sie rechtzeitig abzuholen. Deswegen bietet der Lehrer an, sie mit seinem Auto nach Hause zu bringen (48). Im Autoradio hören die beiden Songs von Billie Holiday und er sagt dabei zu ihr: „du erinnerst mich irgendwie an sie, weißt du

das? du wirkst immer so ein klein bisschen traurig. lächelnd, aber traurig. das gefällt mir.“ – Im Nachhinein sieht sie darin den Beginn ihres Unglücks, denn: „echt, so was sagt man einfach nicht zu einer dreizehnjährigen, ja? macht man einfach nicht, auf keinen fall, denn sonst gehört sie dir fürs ganze leben. im ernst. das passiert, wenn du so was machst“. Doch zu dem Zeitpunkt, als sie sich in dieser Situation befindet, ist sie sie zu dieser Reflexion noch nicht in der Lage. Sie lässt es zu, dass der Lehrer sie nicht direkt nach Hause bringt, sondern das Auto am Straßenrand parkt und sie küsst „wie, na ja, stellen sie sich vor, wie es gewesen sein muss, als der kuss gerade frisch erfunden war, damals zu den zeiten der mythen [...] als, na ja, die männer noch helden waren, und wenn eine frau so geküsst wurde, dann hat sie ihr leben lang auf seine rückkehr gewartet, ja, und noch jahre später konnte sie ihn auf ihren lippen schmecken. denn damals bedeuteten küsse noch was. so hat er mich geküsst“ (49). Ab diesem Tag finden regelmäßig geheime Treffen zwischen den beiden statt, und auch der 14. Geburtstag der „FRAU“ wird gemeinsam gefeiert. Er chauffiert sie, abermals untermalt mit Songs von Billie Holiday, nach Chicago zu einem See, an dessen Ufer er ein Picknick und Geschenke organisiert hat. Neben einem Armband bekommt sie auch „so ‘ne art bilderbuch von verschiedenen griechischen geschichten geschenkt, die meisten von euripides“, der für den Lehrer „der menschlichste von allen griechischen dichtern“ ist, da er „am meisten gekämpft [habe] gegen diese ... (sehr kurze pause) scheiße, das wort fällt mir immer noch nicht ein, aber er war jedenfalls derjenige, der richtig wütend darüber war, dass die welt beschissen dran ist, weil wir zufällig alle sterbliche sind“. Sie erzählt auch, dass sie dieses Buch bis heute in Ehren hält, um ihre Erzählung im selben Augenblick durch einen großen inhaltlichen Sprung gewaltig voranzutreiben: „ich, ähnm ... erfuhr von dem baby, also dass ich eins kriegen würde, das war ende april, am 23., glaube ich, und ich habe nicht geweint“ (50). Sie konfrontiert ihn damit und ist davon überrascht, dass er nicht überreagiert, sondern in aller Ruhe mit ihr die Situation bespricht. Sie vereinbaren Stillschweigen, und er versichert ihr, dass er sich auf das Kind freue. Während sie eisern an diesem „pakt“ festhält und nicht preisgeben will, wer der Vater ihres Kindes sei, kündigt er ihr an, für ein paar Wochen verreisen zu müssen, da er „in delphi, das ist eine uni“ die Vorbereitungen für seinen nächsten akademischen Grad treffen müsse (51). Ein paar Tage später erfährt sie, dass er an der Schule gekündigt und

eine neue Stelle in Phoenix angenommen hat. Sie ist schockiert und „hörte nur noch das universum“ und „der kosmos lachte. ja. plötzlich hatte er seine ganze aufmerksamkeit auf mich gerichtet und lachte, lachte mich von dort oben aus“. Hier rafft sie ihre Erzählung sehr stark, möchte nicht davon berichten, wie sie ihre Schule und ihr Elternhaus verlassen und zu ihrer Tante ziehen musste. Sie wendet sich lieber ihrem Sohn Billie zu, den sie abgöttisch liebt. Eines Tages beschließt sie, wieder mit Billies Vater in Kontakt zu treten, damit dieser „eine art beziehung zu billie“ aufbaue. Sie merkt, dass sie ihren Lehrer, dessen Geheimnis sie nach wie vor hütet, immer noch liebt, denn „wenn ich die augen zumachte und daran dachte, konnte ich immer noch seine küsse auf meinen lippen spüren“ (52). An Billies 14. Geburtstag wird ein einmaliges Treffen mit dem Vater vereinbart, das in einem Motel außerhalb von Arizona stattfinden soll. Als die drei zusammentreffen, merkt sie dem Lehrer eine „befriedigung in seinem gesicht“ an, „weil er ungestraft davongekommen war“. Er hat für seinen Sohn unterschiedliche Geschenke mitgebracht, unter anderem „ein buch über mythen, ausgerechnet“ (53). Nachdem er sich schnell wieder verabschiedet hat, lässt sich Billie Badewasser ein, steigt in die Wanne und hört dabei den Song *Stormy Weather* von Billie Holiday. Die Wiederbegegnung mit ihrem „Jason“, bei der sie erfahren hat, dass er wieder geheiratet hat, das Buchgeschenk, das auch sie vor Billies Geburt bekommen hat, und schließlich der Song, den sie während der gemeinsamen Zeit mit Billies Vater immer wieder gehört hat, lassen „DIE FRAU“ zur Tat schreiten: Sie geht ins Badezimmer, sieht ihren Sohn durch einen Spalt im Duschvorhang und lässt den Kassettenrecorder in das Badewasser fallen. Billie „hat fast gar nicht gekämpft, konnte er auch nicht, wegen dem schock, nehme ich an, als der recorder auf das wasser traf ... es gab eigentlich nur ein kurzes, irgendwie knallendes geräusch, wie von einem blitzlicht oder was auch immer, und dann das leisere geräusch von ihm, billie, wie er ein, zwei sekunden im wasser strampelte“. Als sie ihren toten Sohn beschreibt, fällt ihr auch wieder das griechische Wort ein, das ihr zuvor an keiner Stelle ihres Monologs in den Sinn kommen wollte: „adakia, so heißt das wort. [...] die welt aus dem lot. schlagen sie es ruhig nach, wenn sie wollen, aber ich bin mir sicher, dass es so heißt“ (54) – und genau das sollte das Publikum tatsächlich tun, denn sie erinnert sich falsch an das griechische Vokabel: Es heißt nicht „adakia“, sondern „ἀδίκη“. Am Schluss ihres Monologs denkt

sie, wie schon zu Beginn der konkreten Erzählung ihres Schicksals, noch einmal an den Lehrer, der, so ist sie sich sicher, „da unten in phoenix“, wie in dem Song *Stormy Weather*, unglücklich weiterleben muss, ohne das, was geschehen ist, verstehen zu können (55).

Neil LaBute greift in seinem Medea-Monolog zahlreiche Versatzstücke des Mythos auf, die in vielen altsprachlichen Versionen vorkommen. Die Schülerinnen und Schüler können dabei herausarbeiten, welche „Übersetzung“ er dafür in der Gegenwart gefunden hat und welche neue Akzentuierung sich daraus ergibt (etwa aus dem Umstand, dass Medea Jasons Schülerin ist oder dass sie auf den ersten Blick zwar keine „Ausländerin“, aber dennoch nicht „in seine Sprache hineinfindet“, da sie mit dem Sagenbuch nicht viel anfangen kann, sich zuerst an ein zentrales Vokabel aus dem Unterricht nicht erinnert und es am Schluss ihres Monologs falsch zitiert). Die Klasse kann auch darüber nachdenken, welche Schwerpunkte sich aus der literarischen Form des Monologs ergeben, welche Haltung Medea dem Vater ihres Kindes gegenüber einnimmt und wie sie die Begegnungen mit ihm sprachlich umsetzt. Zusätzlich kann der Theatertext im Unterricht aber auch jene Funktion erfüllen, die ihm sein Verfasser eigentlich zugedacht hat, nämlich die einer szenischen Umsetzung. Es kann überlegt werden, wie die Schauspielerinnen der „FRAU“ aussehen sollte, welche Kleidung sie trägt und wie sie ihren Text spricht. Es kann ein Bühnenbild entworfen werden und es kann darüber beraten werden, welche Requisiten und Klänge eine Schauspielerin in der Aufführung des Stücks begleiten sollen. Und dieser Text, der nicht zuletzt aufgrund seiner Kürze gut für den Unterricht einsetzbar erscheint, kann auch in Auszügen tatsächlich einstudiert und vorgespielt werden. Die Erfahrung zeigt, dass Schülerinnen und Schüler derartige Angebote einer Beschäftigung mit einem Text gerne annehmen und dabei neue Einblicke in die Figur gewinnen, die ihnen eine bloße Lektüre nicht ermöglichen würde.

Eine noch direktere Begegnung mit einem Dramentext ermöglicht selbstverständlich der Besuch einer Aufführung in einem Theater. Als Beispiel dafür sei hier die aktuelle *Medea*-Produktion des Wiener Burgtheaters vorgestellt, die der eingangs erwähnte Regisseur Simon Stone „nach Euripides“ erarbeitet hat. Die knapp 90 Minuten dauernde Aufführung zeigt sehr deutlich, wie sich der Mythos in überaus überzeugender Art und Weise in die Gegenwart verlegen lässt und damit

seine ungebrochene Aktualität unterstreicht: Die Bühne ist ein leerer, von schneeweißen Wänden begrenzter Raum, eine Projektionsfläche im doppelten Sinne des Wortes. Einerseits, weil seine weitläufigen weißen Wände während der Aufführung tatsächlich immer wieder als Hintergrund für Videoprojektionen verwendet werden, andererseits aber auch als neutrale Unterlage für die Gedanken und Assoziationen der Zuschauerinnen und Zuschauer, die an diesem Abend mehrmals antike Vorlagen aus der im Wien der Gegenwart angesiedelten Bühnenhandlung hervorblicken sehen können.

In der ersten Szene treffen die Protagonistin Anna (Caroline Peters) und ihr Ex-Mann Lucas (Steven Scharf) aufeinander. Die beiden haben einander lange nicht gesehen und stellen zunächst fest, dass sie sich rein äußerlich verändert haben: Anna hat seit ihrer letzten Begegnung zugenommen, Lucas dagegen achtet nun mehr auf seine Ernährung und trainiert regelmäßig, um jünger auszusehen. Sie treffen sich, um über die Situation nach ihrer Trennung zu sprechen, schließlich verbinden die beiden noch ihre gemeinsamen Söhne, für die das alleinige Sorgerecht beim Vater liegt. Dabei erfährt das Publikum, dass Lucas mit großem Erfolg an der Entwicklung von Medikamenten arbeitet, während sich Anna, die ursprünglich auch als Ärztin gearbeitet hat, in psychologischer Betreuung befindet und viele Medikamente einnehmen muss. Sie befindet sich aber, wie sie versichert, auf dem Weg der Besserung und sei inzwischen psychisch stabil und medikamentös gut eingestellt („Bisschen hiervon, bisschen davon – und die Anna bleibt im Gleichgewicht“). Als sie darauf zu sprechen kommen, wie sie in Zukunft im Interesse ihrer Söhne miteinander umgehen wollen, möchte Lucas vermeiden, dass Anna und er einander wieder näherkommen („No hard feelings!“), während Anna gestisch und mimisch versucht, in ihrem Ex-Mann erneut das Interesse für die Zweisamkeit mit ihr zu wecken. Immer wieder tritt sie näher an ihn heran, lächelt, berührt ihn und äußert schließlich die Bitte, dass er in ihrer Wohnung übernachten solle. Als Lucas abblockt, treten

Die folgenden sehr unterschiedlichen Medea-Adaptionen aus dem 20. und 21. Jahrhundert könnten ebenfalls als Vergleichstexte oder für eine kleinere Projektarbeit verwendet werden:

Hans Henny Jahnn, *Medea* (1926)
 Franz Theodor Csokor, *Medea postbellica* (1947)
 Max Zweig, *Medea in Prag* (1949)
 Heiner Müller, *Verkommenes Ufer. Medeamaterial. Landschaft mit Argonauten* (1983)
 George Tabori, *M* (1985)
 Dea Loher, *Manhattan Medea* (1999)
 Tom Lanoye, *Mamma Medea* (2001)
 Nino Haratischwili, *Mein und dein Herz (Medeia)* (2007)

die beiden Söhne auf. Einer von ihnen hält eine Kamera in der Hand, durch die alles, was von ihr eingefangen wird, in den weißen Bühnenraum projiziert wird. Er erklärt seinen Eltern, dass er als Englisch-Hausaufgabe an einer *autobiography* arbeiten müsse, die er ausnahmsweise nicht schriftlich, sondern als selbst gedrehten Videofilm abgeben dürfe. Durch diesen Auftritt scheint Anna die unerfreuliche Reaktion ihres Ex-Mannes vergessen zu haben. Ihren Söhnen versichert sie, dass alles wieder so sein werde, wie es früher gewesen ist. Die Söhne gehen ab, Peters tritt an die Rampe, blickt ins Publikum und gibt damit die Spielfläche im Zentrum der Bühne frei, die sofort von Clara, Lucas' neuer Freundin, betreten wird. Clara, gespielt von Mavie Hörbiger, stellt bereits durch ihre Kostümierung einen markanten Gegensatz zu Anna dar: Während Anna das Haar offen trägt, dazu Bluejeans und eine weite, bis zu ihren Oberschenkeln reichende dunkelgrüne Bluse, erscheint Clara



Simon Stones *Medea* liest Ovid.



Anna leidet darunter, dass Lucas eine neue Partnerin gefunden hat.

in einem anliegenden Pullover und einem figurbetonten Rock in Rosatönen und hat ihr Haar zusammengebunden. Auch inhaltlich stellt diese Szene, die durch eine filmische Überblende fließend an die vorherige anschließt, einen Gegensatz dar: Während Lucas von Anna noch umgarnt worden ist, macht ihm Clara, der er unmittelbar auf die Bühne folgt, heftige Vorwürfe, da sie möchte, dass er den Kontakt zu Anna vollständig abbricht. Während Lucas sie zu beschwichtigen versucht, beginnt an der Rampe eine neue Szene zwischen Anna und Christoph (Christoph Luser), der nicht nur ihr ehemaliger Vorgesetzter, sondern auch Claras Bruder ist. Anna fleht ihn auf Knien an, wieder als Ärztin in seinem Konzern forschen zu dürfen, doch er beharrt auf ihrer Kündigung und verlangt ihre Mitarbeiterkarte zurück, da er die Beschäftigung einer psychisch Kranken als zu gefährlich sieht. In der Folgeszene spricht Anna bei Herbert (Falk Rockstroh) vor, der als Leiter eines Programmes zum Wiedereinstieg in das Berufsleben Anna dabei helfen soll, in Zukunft wieder erwerbstätig werden zu können. Bei diesem Termin entpuppt sich Herbert als leidenschaftlicher Leser, der während des Treffens in Ovids *Metamorphosen* blättert und ihr schließlich jenes Kapitel zu lesen gibt, in dem König Tereus seiner Schwäge-



Annas Sohn spielt mit der Asche, die ihn bald begraben wird.

rin Philomela die Zunge herauschneidet, damit diese ihn nicht mehr der Vergewaltigung anklagen kann. Dieser literarische Klassiker ist für Herbert „nicht düsterer als das, was in der echten Welt passiert“ und könnte Anna als Inspiration für ihre Rache an Lucas gedient haben. Am Ende wird sie, ähnlich wie Philomela und Prokne bei Ovid, ihre Nachkommenschaft töten, um sich für das Leid zu rächen, das ihr ihr Mann angetan hat. In der Folgeszene erfahren wir auch, dass Anna bereits sehr früh von dem Verhältnis zwischen Lucas und der Schwester seines Vorgesetzten gewusst hat. Sie hat heimlich Nachrichten auf seinem Handy gelesen und ihm immer wieder Abführmittel in sein Essen gemischt, um ihn vom Treffen mit Clara abzuhalten und ihn stattdessen zu Hause pflegen zu können.

Nach dieser Szene findet ein größerer zeitlicher Sprung statt, der aber nicht durch eine Pause markiert wird, sondern durch eine Projektion auf die Bühne: „Drei Wochen später“ ist Anna Lucas gegenüber dazu bereit, den Scheidungsvertrag zu unterschreiben, allerdings knüpft sie an ihre Zustimmung eine Bedingung: Sie möchte ein letztes Mal mit ihrem Ex-Mann schlafen. Dieser willigt ein, doch werden die beiden nach der gemeinsamen Liebesnacht von ihren Söhnen im Ehebett erwischt. Da einer von ihnen immer noch an seiner *autobiography* arbeitet, entsteht eine Filmaufnahme dieser Szene, die die Söhne bei ihrem nächsten Besuch Clara zeigen, die daraufhin ihren Bruder Christoph informiert. Dieser zitiert Lucas zu sich, stellt ihn zur Rede und verlangt von ihm, sich bei Clara zu entschuldigen,

mit ihr zu verreisen, ihr dabei einen Heiratsantrag zu machen und sie zu schwängern. Während dieser Szene findet auch im Bühnenraum die erste wesentliche Veränderung statt: Aus dem Schnürboden fallen schwarze „Aschestücke“, aus denen in der Mitte der Bühne ein Haufen entsteht, der zunächst keinen Einfluss auf das Spiel der Figuren hat. Lucas bleibt alleine zurück, und die Aufmerksamkeit wird wieder an die Rampe gezogen, an der Anna und Clara aufeinandertreffen. Claras Zorn scheint verflogen zu sein, sie bedankt sich bei Anna, dass sie es Lucas ermöglicht habe, durch die letzte gemeinsame Nacht endgültig mit ihr abzuschließen. Als sie Anna auch erzählt, dass er unmittelbar danach zu ihr gekommen sei und die beiden miteinander geschlafen haben, „bis die Sonne aufging“, tritt Lucas nicht als Figur, sondern als Requisit an Claras Seite. Sie hält ihn fest umklammert und signalisiert Anna damit, dass er nun endgültig zu ihr gehöre. Die Szene ist keineswegs naturalistisch konstruiert, sondern scheint es dem Publikum zu ermöglichen, Annas Perspektive auf Clara einnehmen zu können, da der Mann, den sie für sich zurückerobern möchte, sich nun fest in den Händen ihrer Rivalin befindet. In weiterer Folge erfährt sie von Lucas, dass Clara von ihm schwanger ist und dass er sich gemeinsam mit seiner neuen Frau und den Kindern ein neues Leben in China aufbauen möchte, wohin ihn sein Schwager als Geschäftsführer entsendet. Sie macht ihm heftige Vorwürfe und ruft ihm in Erinnerung, dass er ursprünglich nur ein einfacher Laborgehilfe gewesen sei, der seine beruflichen Erfolge allein durch ihre Hilfe erzielt und der ihren Namen im Zusammenhang mit den For-

schungsergebnissen immer verschwiegen habe. Als sie einsieht, dass sich Lucas auch dadurch nicht mehr umstimmen lässt, bittet sie darum, noch einen Abend mit ihren Söhnen verbringen zu dürfen. Während dieser Szene haben die beiden Söhne im Hintergrund die schwarze „Asche“ in ausgelassener Stimmung beinahe auf die gesamte Spielfläche verteilt. Sie scheinen dabei in Claras Garten zu spielen, kurz bevor sie von ihrer Mutter für den letzten gemeinsamen Abend abgeholt werden. Indem die Schauspieler diese „Asche“ durch ihr unbeschwertes Spiel als Laub im väterlichen Garten verwenden, bekommt die Szene plötzlich eine äußerst positive Grundstimmung. Dieser Eindruck ändert sich rasch, als Stone abermals Anna in die Szene treten lässt. Sie führt plötzlich ein Telefonat mit Lucas, in dem sie ihm von diesem Abend erzählt. Im Präsens erzählt sie ihrem Ex-Mann, dass sie die Söhne abholt und plötzlich in Claras Küche ein Messer auf dem Tisch liegen sieht. Sie erzählt weiter, dass sie zu ihren Kindern geht, die bemerken, dass ihre Kleidung ganz blutig ist – erst dadurch erfährt Lucas, und damit auch das Publikum, dass Anna Clara und deren Bruder ermordet hat. Auch der Mord an den Kindern wird nicht ausgesprochen. Clara nimmt die Jungen in den Arm und bedeckt sie mit der „Asche“ auf dem Boden. Sie bricht das Telefonat ab und legt sich zu ihren Kindern. Wenig später erhält Lucas einen weiteren Anruf, in dem ihm eine Psychologin erklärt, wie Annas Tat weiter verlaufen ist: Sie erzählt ihm davon, dass das Obergeschoß des Hauses in Flammen aufgegangen ist und drei Feuerwehrautos gekommen sind, um den Brand zu löschen, und dass die Leichen nur mehr aus der Asche geborgen werden konnten. In diesem Moment, als Lucas durch die zwei Botenberichte aus der Vergangenheit vom Schicksal seiner Familie erfährt, hat sich das „Laub“ aus dem Garten auch für das Publikum endgültig in Asche verwandelt. Am Ende bleibt ein verstummter und einsamer Lucas zurück. (Siehe Titelbild: *Anna tötet alle Menschen, die Lucas wichtig sind.*)

Diese Aufführung eignet sich dazu, den Schülerinnen und Schülern Lektüre „live“ zu präsentieren und sie dazu anzuregen, Querverbindungen zur lateinischen Textlektüre im Unterricht herzustellen. Ähnlich wie LaButes Text lässt sich auch diese Medea-Version mit so gut wie jeder lateinischen Fassung vergleichen (so ist etwa der Verfasser dieses Artikels gerade damit beschäftigt, Medeas Brief an Jason aus den *Heroides* des Ovid mit einer 8. Klasse zu lesen, um dieses Lektüererlebnis in weiterer Folge mit einem Aufführungsbesuch im

Burgtheater zu verbinden). Hat eine Klasse bisher kaum Theateraufführungen im Rahmen des Unterrichts besucht, empfiehlt es sich, den Schülerinnen und Schülern vorab konkrete „Beobachtungsaufträge“ mitzugeben, damit sie möglichst viele Aspekte der Aufführung sehen und sich anschließend darüber austauschen können. Hilfreich ist dabei der Fragenkatalog zur Inszenierungsanalyse, den der französische Theaterwissenschaftler Patrice Pavis 1988 erstellt hat und der in zahlreichen theaterwissenschaftlichen Einführungswerken zu finden ist⁴. Ausgehend von diesem Katalog ist die hier abgedruckte vereinfachte und gekürzte Fassung entstanden, die versucht, die Vorlage schulischen Gegebenheiten anzupassen. Neben diesen Aufgaben zur Inszenierungsanalyse lässt sich auch das Programmheft zur Inszenierung für die Vor- bzw. Nachbereitung des Aufführungsbesuches im Unterricht verwenden. Es enthält nicht nur die Besetzung, Szenenfotos und eine Kurzeinführung in den Mythos Medea von Peter von Matt, sondern auch Textproben aus Vorgängerbearbeitungen des Medea-Stoffes: Neben den Klassikern Euripides und Grillparzer finden sich auch Ausschnitte aus Texten von Elfriede Jelinek und Heiner Müller. Online findet sich auch der Trailer, mit dem das Burgtheater für seine *Medea* wirbt⁵. Im Vergleich dazu könnte der am Beginn angeführte Beitrag aus dem Kulturmagazin *ttt* gezeigt werden, in dem man Einblicke in Stones Opern-Version des Stoffes bekommt, den er szenisch völlig anders aufbereitet hat als die Burg-Produktion.

Es kann nur noch einmal unterstrichen werden, wie positiv Schülerinnen und Schüler die Beschäftigung mit Theater-texten und den Besuch von Aufführungen zurückmelden und welche neuen Einsichten sie durch die aktive, analytische

4 Etwa in: Balme, Christopher: Einführung in die Theaterwissenschaft. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2014, S. 95 bzw. Schöblier, Franziska: Einführung in die Dramenanalyse. Stuttgart u. Weimar: J. B. Metzler 2012, S. 206f.
5 *Medea* – Burgtheater: https://www.youtube.com/watch?v=-RP1Mmm9_E (letzter Zugriff: 03.01.2020)

FRAGENKATALOG ZUR INSZENIERUNGSANALYSE

1. Bühnenbild

- Wie ist der Bühnenraum strukturiert?
- Welche Teile werden als Spielflächen verwendet?
- Wie nutzen die Figuren den Raum?
- Welche Rolle spielen Farben? Können sie symbolisch verstanden werden?

2. Beleuchtung

- Hat das Licht inszenatorische Wirkung?
- Welche Schwerpunkte werden gesetzt, welche Gegensätze erzeugt?

3. Requisiten

- Welche Requisiten werden verwendet?
- Welche Bedeutung haben sie für die Inszenierung?
- Werden sie von allen Figuren gleich verwendet bzw. wahrgenommen?

4. Kostüme

- Lässt sich eine Interpretation des Stückes auf der Kostümebene feststellen?
- Welche Rolle spielen Farben und Materialien? Können sie symbolisch aufgefasst werden?
- Werden durch die Kostüme Beziehungen/Gegensätze zwischen Figuren hergestellt?

5. Spielweise

- Wie werden die Beziehungen der einzelnen Figuren untereinander inszeniert?
- Wie setzen die Schauspieler/innen Gestik und Mimik ein?
- Wird „natürlich“ gespielt oder werden auch symbolische Vorgänge gezeigt?

6. Geräusche

- Wird Musik eingesetzt? Wenn ja, an welchen Stellen? Welche Wirkung wird damit erzielt?
- Wann wird bewusst mit Stille gearbeitet? Ergibt sich daraus eine symbolische Ebene?
- Wie gehen die einzelnen Figuren mit ihren Stimmen um?

7. Gesamtkonzeption der Inszenierung

- Welches ästhetische Konzept steckt hinter der Inszenierung?
- Welchen Aspekt des Stückes scheint der Regisseur/die Regisseurin besonders zu betonen?
- Gibt es Widersprüche zwischen Text und Aufführung?

und interpretatorische Beschäftigung mit Dramen gewinnen. Sie erkennen, dass die Sorgen und Ängste der Medea aus Kolchis in der Tat nicht nur bis nach Chicago, Wien oder China reichen, sondern auch in unsere Köpfe. ■

Die verwendete Literatur finden Sie auf Seite 90.

Sollten Sie Informationen zu den genannten Medea-Dramen wünschen, wenden Sie sich bitte an den Autor:
andreas.knabl@stubenbastei.at

Bereits das Vorwort in „Vom Leben der Wörter“ zieht einen förmlich in die erfrischende und unverwechselbare Atmosphäre der Wörter-Welt des Klaus Bartels hinein:

Kunterbuntes, rätselhaftes Wörterleben durch die alten und die neuen Sprachen: Ein lateinischer digitus, „Finger“, weist uns den Weg in die schöne neue „digitale“ Welt der Zukunft; hinter der „Virtual Reality“ erscheint unter der Etymo-Brille eine virtus, „Mannhaftigkeit, Tugend“; das griechische élektron, „Bernstein“, lebt fort in allem „Elektrischen“ und neuerdings in einem jüngsten Präfix „e-“. Tote Sprachen? Die Vielhunderte, ja wohl Tausende griechisch- und lateinischstämmiger Wörter im modernen Euro-Wortschatz, auch in unserer Alltagssprache, bezeugen die springlebendige Allgegenwart der antiken Kultur in der Welt von heute, und bei jedem kühnen Schritt in die von morgen – wie beim Auto jetzt ins Hybride, e-Mobile, Autonome – sind die alten Sprachen mit ihren immer neu verjüngten Wörtern wieder dabei. Die Wörter leben; sie haben durch die Zeiten und die Sprachen hin ihr eigenes wirkliches „Leben“. Da gibt es unter allem Auf und Ab, Kreuz und Quer grandiose Höhenflüge wie den jenes digitus in die „Digitalisierung“; da gibt es unwahrscheinliche Bedeutungssprünge wie den von einem musealen Spinn-„Rocken“ zur „Rakete“; da gibt es Nahverwandte wie die „Radiischen“ und die „Radikalen“, die sich auseinandergelebt haben und uns nicht mehr als Verwandte in die Ohren fallen; da gibt es ein frühvergessenes Wort wie die großartige Platonische „Philotechnie“. Da gleicht kein Wörterleben dem anderen, so wenig wie ein Menschenleben dem anderen, und da gilt allemal, frei nach der Lustigen Person im „Faust“: „Greift nur hinein ins volle Wörterleben! ... und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Nicht zuletzt um dieses menschlichen Reizes willen sind diese Wortgeschichten wie die geflügelten Worte mit dem „Veni vidi vici“, die „Streiflichter“ mit den „Jahrtausendworten – in die Gegenwart gesprochen“ und die römischen Inschriften mit „Romsprechenden Steinen“ zu einer durchgehenden Sparte meiner Arbeit geworden. Unter den vielen seit Jahrzehnten – zuerst in der „Stuttgarter Zeitung“ – publizierten solchen Texten bilden die gut zweihundert Kolumnen, die seit 2003 unter der Rubrik „Stichwort“ im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen sind, eine Art Spätlese. Die hier vorgelegte Auswahl möchte dieser Wortgeschichten-Sparte neue Freunde gewinnen. Es ist eine bunte, lebensvolle Sparte, und sie ist immer für eine Überraschung gut: Hier gleich für die,

dass sie selbst – wer wollte das raten? – tatsächlich aus dem alten Sparta stammt.

Im Folgenden sei das faszinierende Leben der Wörter anhand einiger Kostproben vorgestellt.

Algorithmus

Algorithmen – so heißen die heimlich-unheimlichen immergleichen Rechenprozeduren, die unsere digital gesteuerten Maschinen und Roboter am Werken und überhaupt unsere ganze digitale Welt am Laufen halten. Und die am Ende – so eine jüngste Horrorvision –, wenn sie immerfort noch hinzulernen, immer noch intelligenter werden, den Unterschied zwischen Roboter und Mensch vollkommen aufheben könnten. Bis dann einmal einer dieser algorithmisch gesteuerten Burschen einen von uns auf berlinerisch anraunt: „Was? Tellijent wollen Sie sein? Ich will Ihnen sagen, was Sie sind: In-tellijent sind Sie!“ Eine irrlichterndes Stichwort: Das „Al-“ vorneweg deutet wie in der „Algebra“ aufs Arabische, die Endung „-us“ aufs Lateinische und das „th“ mittendrin aufs Griechische, und die drei Fingerzeige bekommen nacheinander allesamt Recht. Und schaut da nicht, klingt da nicht – es geht ja ums Rechnen – aus dem „-rithmus“ eine griechische „Arithmetik“ heraus? Ja wirklich, aber das ist erst das Ende dieser ost-westlichen Wortgeschichte, und kein Wunder: Was wir zuletzt hineingelesen haben, das schallt als erstes wieder heraus. Am Anfang steht da der Name des großen arabischen Mathematikers und Astronomen Muhammad ibn Musa oder vielmehr sein Beiname Al-Huwarizmi, „der aus Huwarizm – am Aralsee – Gebürtige“. Dieser Al-Huwarizmi oder, je nach Umschrift, Al-Chwarzmi oder Al-Khwarizmi hatte im frühen 9. Jahrhundert in Bagdad in einer kleinen Lehrschrift das Rechnen mit den indischen Zahlzeichen von der Null bis zur Neun erklärt. Drei Jahrhunderte später, im 12. Jahrhundert, machte eine lateinische Übersetzung von Spanien aus sein Rechenbüchlein und mit ihm diese nun „arabischen“ Zahlen erstmals im Abendland bekannt. Doch da begegnet der Name des alten, fernen Gelehrten gleich zu Anfang in arger Verdrehung: „Dixit Algoritmi: Laudes Deo ...“, „Algoritmi hat gesagt: Lob sei Gott ...“ Und dann wird aus dem Lehrer noch die Lehre selbst. In einer versifzierten Version des Rechenbuchs, die im 13. Jahrhundert von Paris aus weite Verbreitung fand, erscheint ein indischer König Algor als Erfinder der neuen Zahlzeichen und der „Algorismus“, als Bezeichnung dieser neuen „Rechenkunst“.

Die Titelzeile kündigt an: „Hinc incipit algorismus“, „Hier beginnt der Algorismus“, und das Poem beginnt: „Haec algorismus ars praesens dicitur, in qua / talibus Indorum fruimur bis quinque figuris: / 0, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1“, auf deutsch, geradeso holprig: „So heißt ‚Algorismus‘, die neue Rechenkunst, mit der / solche Figuren der Inder wir nutzen, zweimal fünf Schnörkel: / 0, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1.“ Spätestens, nachdem 1453 Konstantinopel an die Türken gefallen war und man im Westen wieder Griechisch sprach und verstand, fiel der Anklang dieses „Algoritmi“ oder „Algorismus“ an das griechische Wort arithmós, „Zahl“, und die arithmetiké téchne, die „Rechenkunst“, bedeutsam ins Ohr. Der sachliche Bezug schien die vermeintliche Wortverwandtschaft zu bestätigen, und die seit der Humanistenzeit obligate Schreibung mit einem griechischen „th“, diesem augenfälligen edlen Griechisch-Label, bekräftigte die verführerische Volksetymologie ein weiteres Mal. Ein Etymo-Etikettenschwindel: Da stand nun dreimal „Griechisch“ drauf und war doch gar kein Griechisch drin. Die arabischen Zahlen haben sich im Westen erst im Lauf von Jahrhunderten durchgesetzt. Ihr erster Auftritt in einer römischen Inschrift war ein Notbehelf. Auf der Grabplatte des 1455 in Rom verstorbenen, in der Kirche S. Maria sopra Minerva am Pantheon bestatteten Florentiner Malers Fra Angelico bot die eine Inschriftzeile am Fuß für Namen und Ruhmesprädikat, Vaterstadt, Ordensbruderschaft und das Todesjahr 1455 nur knappsten Raum. Da schnitt der Steinmetz für die Jahrhunderte anstelle des altrömischen „M CCCC“ ein erstes „14“ in den Stein. Mit der 55 ließ sich kein Raum mehr gewinnen; so steht da jetzt als Todesjahr ein kühn aus neuen und alten Zeichen, Stellenwert und Zeichenwert gemischtes „14 LV“.

Stellennachweise: Alexander de Villa Dei, Carmen de Algorismo, Vers 1 ff. – Romsprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden, gesammelt, übersetzt und erläutert von Klaus Bartels, 5., durchgesehene Auflage, Darmstadt 2018, Nr. 4.19

Authentisch

Wie im Vogelreich, so im Wörterreich: In dem seitenlangen Nest, mit dem das griechische autós, „selbst“, im Duden-Fremdwörterbuch vertreten ist, hat sich zwischen „Autopsie“ und „Autosalon“, das Kuckucksjunge des lateinischstämmigen „Autors“ und seiner „Autorität“ breitgemacht, und wenn wir uns umschaun, entdecken wir ein paar Spalten weiter

vorn das aus dem Nest gefallene Junge des „Authentischen“ und der „Authentizität“. Aber Kuckucksjunges oder echtes Junges: Spielen da nicht geheime Bezüge vom einen zum anderen hinüber? Beruht die Autorität eines Politikers nicht zu einem guten Teil auf seiner Authentizität, seiner Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit? Die Geschichte des „Authentischen“ beginnt fernab alles Authentischen mit einem authentés, mit Mord und Raub. Das Oxford Greek-English Lexicon von Liddell und Scott erklärt das wenig gebräuchliche Wort an erster Stelle als „Mörder“ und „Selbstmörder“, sodann als „Täter“ etwa eines Tempelraubs und schließlich als unumschränkten „Herrscher“. Das Wort erscheint zuerst bei Herodot mit Bezug auf einen medischen Edlen, der ein Neugeborenes hätte aussetzen sollen und doch an dem Kind nicht zum „Mörder“ – zum authentés – hatte werden wollen, und so noch mehrfach in der attischen Tragödie. Und dann lesen wir in den Euripideischen „Bittflehenden“, wie sich der mythische König Theseus auf die forsche Frage des thebanischen Herolds, „wer hier der Herr – der tyrannos –“ sei, stolz zur athenischen Demokratie bekennt: Hier sei „das Volk der Herr – der authentés – des Landes“. Mord und Volkssouveränität – wie geht das zusammen? Der zweite Bestandteil des Wortes, der mit seinem aspirierten Anlaut das vorausgehende auto-, „selbst“, zu einem angehauchten auth- entstellt hat, ist nicht sicher zu erschließen. Wahrscheinlich steckt ein Verb in der Bedeutung „vollenden, vollbringen“ dahinter, vielleicht spielt noch ein Anklang an ein anderes in der Bedeutung „schlagen, töten“ mit hinein. Jedenfalls scheint das Eigenhändige, Eigenständige des Handelns die weite Spanne vom eigenhändig verübten Mord zu unumschränkter Machtausübung zu überbrücken. Vereinzelt begegnet dann noch eine authentía, mal als „Eigenhändigkeit“, mal als „Machtvollkommenheit“, aber damit hat es hier mit Mord und Macht ein Ende. Zur heutigen Wortbedeutung des „Authentischen“ ist es erst in späterer Zeit mit dem Adjektiv authentikós, „authentisch, verbindlich“, gekommen. Das juristische Fachwort bezeichnete die – „eigenhändig“ ausgestellte – originale Urkunde im Unterschied zu einer Kopie und dann überhaupt alles Echte und verlässlich Verbürgte. In Ciceros Briefen erscheint das griechische Wort mit Bezug auf eine Nachricht „aus sicherer Quelle“. Leicht latinisiert zu einem authenticus, „eigenhändig, original“, und einer authenticitas, „Echtheit, Authentizität“, ist das alte Wort über die römische Rechtssprache in die frühneuzeitliche Kanzleisprache eingegangen, und in dieser

Bedeutung des „Echten“ und „Glaubwürdigen“ hat das „Authentische“ seit jüngstem einen festen, feinen Platz in unserem politischen Wortschatz. Welche Partei, welcher Politiker möchte heute nicht authentisch sein? Das heißt hier: eigenständig, verlässlich und glaubwürdig sein, ja nicht als Kopie einer anderen, eines anderen wirken. Im Fortgang der Wortgeschichte sind jenes Kuckucksjunge im Alphabet der Auto-Komposita und dieses aus dem Nest gefallene echte Junge einander noch recht nahe gekommen. Die lateinische „Autorität“ und das griechische „Authentische“ haben es ja gleichermaßen mit ihrem je besonderen Ursprünglichen zu tun: Was dem au(c)tor – wörtlich genommen: einem „Mehrer“ – seine ursprüngliche Urheberchaft ist, die seine „Autorität“ begründet, das ist dem Authentischen seine ursprüngliche Originalität, auf der seine „Authentizität“ beruht.

Stellennachweise: Herodot 1, 117, 3 – Euripides, Hiketiden 399 und 442 – Cicero, Briefe an Atticus 9, 14, 2

Digital

Es ist noch nicht so lange her, da gesellte sich zu den Gegensätzen wie Groß und Klein ein altsprachlich „hybrider“ neuer hinzu: der von griechisch „Analog“ und lateinisch „Digital“. Der betraf zuvörderst die Uhren, die vertrauten analogen, die den Verlauf der Stunden und Minuten griechisch aná lógon, „in entsprechendem Verhältnis“, zum Umlauf der Zeiger anzeigen, und die modernen digitalen, die die Stunden und Minuten in digits, in „Ziffern“, durchzählen. Mittlerweile ist das „Digitale“ weit über alle Zeitanzeigen hinaus von der „Digitalisierung“ eines Bibliotheksbestandes und der durchgehend „digitalisierten“ Industrie 4.0 bis überhaupt zur „digitalen Schweiz“ eine allgegenwärtige Chiffre für Fortschritt und Zukunft geworden. Die zweimal fünf Finger, die uns das Zahlensystem mit den Einern und Zehnern vorgegeben haben, sind zugleich unser natürlicher Taschenrechner, und der lateinische digitus, „Finger“, schlägt die Brücke von altrömischen Fingerrechnerkünsten zu unseren jüngsten Digitalisierungskünsten. In einer Plautinischen Komödie sind sich das „Digitale“ und der „Computer“ vor mehr als zwei Jahrtausenden ein erstes Mal begegnet. Da beobachtet ein Nachbar den Sklaven Palaestrio, wie der in stummem Spiel mit drastischer Gestik und wirbelnden Fingern seine Intrige ausheckt oder vielmehr aus- „rechnet“: „Ecce: ... Dexterā, digitis ratiōnem computat ...“, „Sieh: Mit der Rechten,

mit den Fingern rechnet er sich seinen Plan aus ...“ Kopfrechnen und Fingerrechnen gehörten damals offenbar zusammen; wer auf der Bühne einen Rechner darzustellen hatte, ließ die Finger spielen. Nicht zufällig ist es dann noch einmal zu einer solchen zukunftssträchtigen Begegnung des digitus und des computare gekommen. Da schildert der jüngere Plinius eine ganz ähnliche Szene, in der ein übler Erbschleicher namens Regulus den fingerfertig rechnenden Astrologen mimt, eine Schwerkranke nach Tag und Stunde ihrer Geburt fragt und sich daraus das passende Fake-Horoskop zusammenschustert: „Componit vultum, intendit oculos, movet labra, agit digitos, computat ...“, „Er setzt eine gelehrte Miene auf, blickt angespannt vor sich hin, bewegt die Lippen, wirbelt die Finger, rechnet ...“ In einem seiner Briefe an Atticus nimmt Cicero seinen Verleger einmal freundschaftlich-ironisch hoch: „... si tuos digitos novi“, „... wenn ich deine Finger – sprich: deine Rechenkünste – kenne“. Und in seinen Altersbriefen rechnet Seneca mit der Rechenkunst selbst ab, und wieder stehen die Finger und die „Rechnereien“ da nah beieinander: „Der Landvermesser lehrt mich zu zählen und macht meine Finger der Habgier dienstbar, statt dass er mich lehrte, dass alle diese Rechnereien – computationes – zu nichts führen: dass der kein glücklicherer Mensch ist, dessen väterliches Erbe die Vermögensverwalter strapaziert, ja noch mehr: wie viel Überflüssiges der besitzt, der zum unglücklichsten Menschen würde, wenn er sein Vermögen einmal selbst zusammenrechnen sollte ...“ Neuerdings haben die Computer dem Homo computans das Fingerrechnen und überhaupt alles Rechnen abgenommen. Abseits der Benutzeroberfläche, im verborgenen Untergrund des Prozessors, haben sie unser fingerbedingtes Zehnersystem durch ihr IT-bedingtes Zweiersystem mit seinen binary digits oder kurz Bits, den Einsen und Nullen, ersetzt. Und nun sprechen wir diesen jüngsten Schub der industriellen Innovation, als wären unsere zehn Finger da noch irgendwie im Spiel, ausgerechnet wieder als eine „Digitalisierung“, eine „Verfingering“ an. Auch die Sprache hat ihre Benutzeroberfläche und ihre verborgenen Untergründe, und da oben schert es dieses „Digitale“ jetzt nicht mehr groß, was es da unten mit den Fingern und dem Rechnen einstmals auf sich hatte.

Stellennachweise: Plautus, Miles gloriosus 204 – Plinius d. J., Briefe 2, 20, 2 f. – Cicero, Briefe an Atticus 5, 21, 13 – Seneca, Briefe an Lucilius 88, 10

Philotechnie

Von den hunderterlei Liebschaften, die das kuppelfreudige alte Griechisch unter philo- ins Alphabet des Wörterbuchs gestellt hat, sind nur wenige in die neuen Sprachen eingegangen. Um eine solche früh erloschene Liebschaft ist es besonders schade. Die der Sokratischen „Philosophie“, diesem „liebenden“ Bemühen um Erkenntnis, Wahrheit und Werte, nachgeprägte Platonische „Philotechnie“, dieses entsprechend „liebende“ Bemühen ums Werken und Bewerkstelligen, ist von Anfang an ein selbsterlösender Vogel gewesen und schließlich vollends in Vergessenheit geraten. In Platons „Protagoras“ findet sich ein einziges Mal das Verb philotechnéin, in seinem „Staat“ ein einziges Mal das Adjektiv philótechnos, in seinem „Kritias“ ein einziges Mal – hier im Verein mit der philosophía – das Substantiv philotechnía. Die erste Stelle spricht vom Feuerdiebstahl des Prometheus aus der Werkstatt des Schmiedegotts Hephaistos und der kunstsinnigen Athene, „in der die beiden philotechnierten“. Wie sollen wir das übersetzen? Ja, wenn sie dort philosophiert hätten, könnten wir einfach sagen, dass sie dort philosophiert hätten. Aber nun? Laden wir uns das Wort, statt es zu übersetzen, mit drei Paradedstücken Hephaistischer Philotechnie aus Homers „Ilias“ auf! Da fahren die Göttinnen Hera und Athene einmal und wieder nach Troja aus, und einmal und wieder springen die Tore des Olympos „von selbst“ – griechisch:

autómatai – vor ihrem Wagen auf. Da fertigt Hephaistos eine Serie von zwanzig Dreifüßen, Bistro-Tischchen, „rings an der Wand des Saales zu stehen“, und setzt sie auf goldene Räder, „dass sie ihm von selbst – autómatoi – unter die Olympier liefen und wieder an ihren Platz zurückkehrten: ein Wunder zu schauen“. Und da stützt sich der hinkende Schmiedegott auf „goldene Dienerinnen, die lebenden Jungfrauen gleichen, die haben drinnen Verstand und Sprache und Kraft ...“ Wozu da noch übersetzen? Vor dieser olympischen Philotechnie wird das „Philotechnieren“ auch so zu einem sprechenden Wort. Wie in der frühen Neuzeit Leonardo da Vinci, so ist in der Antike der Syrakusaner Archimedes zur Leitgestalt einer solchen Philotechnie der besonderen Art geworden. Plutarch zitiert den ingeniosen Maschinenbauer mit dem Postulat, jede noch so große Last lasse sich durch jede noch so kleine Kraft bewegen – grandios überhöht: Wenn er eine zweite Erde hätte, könnte er, auf jene hinübergegangen, diese von ihrem Ort im Zentrum des Kosmos verrücken. Und darauf schildert Plutarch die spektakuläre Demonstration dieser „Goldenen Regel“ vor König Hieron II. von Syrakus: „Dazu ließ Archimedes einen mit großer Mühe und von vielen Männern an Land gezogenen Dreimaster aus der königlichen Flotte voll bemannen und beladen. Er selbst nahm ein Stück seitab Platz; ohne Anstrengung, eher lässig mit der Hand die Kurbel eines Flaschenzugs schwingend zog er das Schiff

zu sich heran, und das lief glatt und ohne jeden Anstoß, als glitte es durchs Meer, auf ihn zu.“ Und wir mögen überschlagen, welche Untersetzungsmaschinerie von Zahnrad und Schneckengetrieben dieser „mathematische Hunderthänder“ zwischen diese Riesenlast und diese eine Menschenkraft geschaltet hatte ... Auf Schritt und Tritt springen heute Türen und Tore automatisch vor uns auf, und jüngst sind auch autonom fahrende Autos und sprechende Roboter zukunftsstrahlende Wirklichkeit geworden. Gesetzt, die „Philotechnie“ hätte sich damals neben der „Philosophie“ behauptet, gesetzt, die treffliche Prägung hätte der antiken Welt dieses „liebende“ Bemühen ums Werken und Bewerkstelligen geradeso wie das andere ums Erkennen und Verstehen als einen unendlichen geistigen Prozess nahegebracht – hätte diese philotechnische Kunst im Mittelalter dann wohl zu den „freien Künsten“ zählen dürfen? Und hätten die frühen Universitäten neben der philosophischen dann auch eine philotechnische Fakultät zugelassen und nicht alles bloß „Technische“ als simpel lehrbar und lernbar in Technische Hochschulen abgeschoben?

Stellennachweise: Platon, Protagoras 321 d f., Staat 5. 476 a und Kritias 109 c – Die Tore des Olympos: Homer, Ilias 5, 748 f. und 8, 392 f.; die Dreifüße: Ilias 18, 373 ff.; die goldenen Dienerinnen: Ilias 18, 417 ff. – Plutarch, Marcellus 14, 12 f.; der „mathematische Hunderthänder“: 17, 2

„Ich hab‘ mich wirklich gewundert, wie viel Macht sie mir geben“

Interview. Kabarettist, Satire-Reporter und Universitätslektor Peter Klien über die Macht des Humors

Yvonne Kahry

Cursor: Du bist gerade mit Gute Nacht Österreich in die wohlverdiente Sommerpause gegangen und sagst selbst, dass du noch nie so viel gearbeitet hast. Was ist Deine persönliche Motivation, dir den Stress einer Fernsehshow anzutun?

Peter Klien: Die Frage, wieso ich mir das antue, stelle ich mir natürlich selbst von Zeit zu Zeit. Wenn ich es mit dem Bühnendasein vergleiche, ist das Bühnendasein auf eine gewisse Art viel angenehmer, weil du ein Programm hast, an dem du viele

Wochen oder Monate feilen kannst, dann braucht das 10, 20 Aufführungen, bis es wirklich rund und von selbst läuft. Du weißt dann, das Ding ist gut, die Leute lachen, und du kannst es einfach nur genießen. Das machst du dann ein, zwei Jahre und verdienst so deine Brötchen, kommst in Österreich herum, lernst ein paar Leute kennen; es ist abwechslungsreich, lustig, aber nicht überfordernd.

Ist der Nervositätsfaktor bei einem Liveauftritt nicht höher? Bei einer

Aufzeichnung gibt es ja doch die Möglichkeit zu korrigieren.

Das stimmt. Der Moment, der Augenblick zählt auf der Bühne viel mehr als beim Fernsehen. Wenn ein Abend gut läuft, ist das ein Gefühl, das kann du durch nichts ersetzen: Ein tobender Saal und du bist in der Mitte, das ist einfach ein Traum.

Eine vergleichbare Stimmung kommt bei der Aufzeichnung der Fernsehshow nicht auf?

Nein, erstens sind es immer nur ca. 140

Leute, weil der Saal nicht größer ist, und du spielst es ja zum ersten Mal, du hast es vorher nicht so gut geübt und eingelernt, dass du es so genießen kannst. Das Liveerlebnis ist beim Fernsehen fast zu vernach-

Ein tobender Saal und du bist in der Mitte, das ist einfach ein Traum.

lässigen. Es ist auch nicht schlecht, aber die Bühne ist zehnmal größer und zehnmal schöner. Das Tolle beim Fernsehen ist natürlich, dass es im Endeffekt viel mehr Leute sehen. Am nächsten oder übernächsten Tag, wenn es dann im Fernsehen ist, und in den sozialen Medien darüber geredet oder vielleicht sogar in den Medien darüber berichtet wird, dann ist das ein Echo, das bekommst du bei einer einmaligen Show an einem Abend nicht. Und das ist vielleicht auch der Grund, wieso ich mir das antue. Man hat im Fernsehen die Möglichkeit, ein sehr großes Publikum zu erreichen – da sitze ich vor hunderttausenden Leuten – und in meinem Fall durch Auseinandersetzung mit Politik, was ich selbst sehr spannend finde. Ich bin ein riesen Politfan. Auch wenn ich quasi nur als Kasperl, als Reporter, der zwischen den Top-Politikern herumstolpert, bekannt ge-



worden bin, setze ich mich sehr, sehr viel mit Politik auseinander und lese viel darüber. Ich bin – um einen alten Griechen zu zitieren – ein politisches Lebewesen.

Als du diesen Schritt gemacht hast, war dir bewusst, was da in puncto Arbeit und Publikumswirksamkeit auf dich zukommt?

Das habe ich schon sehr genau gewusst, weil ich ja bei *Willkommen Österreich* seit 2012 im Boot bin und da in den letzten Jahren bei sehr vielen Aufzeichnungen dabei war. Ich kenne alle Abläufe gut: vom Regieraum über die Kamera bis hin

zu Maske und Requisite, das Schreiben sowieso, nachdem ich viele Jahre selbst dafür geschrieben habe. Ich habe auch gewusst, dass das Allerschwierigste die Wiederholung ist. Sprich, es ist keine große Kunst, viermal hintereinander so eine Show zu machen, aber wohl zehn Wochen hintereinander ohne Pause. Du bist dann, wenn ich so ehrlich sein darf, wenn du so im Radl läufst, über jede Woche, wo es

Ich bin – um einen alten Griechen zu zitieren – ein politisches Lebewesen.

ausfällt, glücklich, weil du dann einmal Zeit hast durchzuschlafen, vielleicht auch einmal einen freien Tag zu genießen. Es ist die Langstrecke, die es so erschöpfend macht.

Also, nach der Show ist immer sofort vor der Show?

Ja, richtig. Am nächsten Tag wird dann geschnitten, aber du musst zugleich schon wieder sammeln, du bist sowieso ständig am Scannen; alle Nachrichten, alle Medien, alles, was dir begegnet, klopfst du ab, ob du es für die Show brauchen kannst.

Ein großer Teil der Vorbereitung und Recherche scheint bei Dir zu liegen. Wie viele Mitarbeiter sind tatsächlich beteiligt an der Entstehung einer Show?

Es sind nicht so wenige, aber es bleibt trotzdem viel an mir hängen. Ich bin schon der Motor und die Seele des Ganzen. Wahrscheinlich geht das auch nicht anders. Ich gebe stark inhaltlich die Richtung vor und bringe mich selbst voll in die Show ein. Beim zweiten Sendungsteil, der monothematisch arbeitet, sind dann doch um einiges mehr Leute beschäftigt: Da gibt es einen oder zwei Rechercheure, einen, der den Text aufbereitet, und da ist die Rechercheplattform Dossier dahinter. Die Recherche dafür geben wir Profijournalisten in die Hand, und das ist auch sehr gut so. Sie haben viel Erfahrung und Wissen und bringen oft einmal Zusatzinformationen mit, die du als Neuer nie bekommen könntest. Wir machen dann aus diesem Material, das vor uns liegt, den Text, die Geschichte.

Gehen wir einen Schritt zurück zu Deiner Tätigkeit als Außenreporter für Willkommen Österreich. Als Reporter ohne Grenzen wurdest du einem breiten Publikum bekannt und von der Presse gefeiert mit Zitaten wie: „Von Politikern gefürchtet, vom

Publikum geliebt: Satire-Reporter Peter Klien stellt Fragen, die sonst niemand zu stellen wagt.“ Du selbst sagtest von dir: „Ich bin der Journalist ohne Genierer.“ Wie schaffst du es, so ungeniert unangenehme Fragen zu stellen? Ist dafür Deiner Meinung nach eine bestimmte Persönlichkeitsstruktur Voraussetzung oder reicht der Mut dazu?

Den Mut muss man schon dazu entwickeln.

Stichwort „great balls“... [Anm. Goldie Hawn zu Peter Klien am Opernball: „That’s a really good thing to have: great balls.“]

(lacht) Ich habe erst spät angefangen mit solchen richtigen Verrücktheiten, aber die Anlage dazu, glaube ich, bringt man mit. Tatsächlich ist es eine Rolle, die ich einnehme. Das ist ein Schalter, den ich umlegen kann. Die Figur selbst schaut aus wie ein Journalist – ich habe gesagt, ein Journalist ohne Genierer – aber tatsächlich ist es ja ein Clown: die falsche Person, die am falschen Ort die falschen Fragen stellt und das knallhart durchzieht. Natürlich spüre ich in dem Augenblick, dass das jetzt lustig ist, einfach schräg ist, aber ich darf diesem Gefühl nicht nachgeben, sondern muss

Ich bin schon der Motor und die Seele des Ganzen.

ganz in der Figur bleiben und sie weiter sprechen und agieren lassen, damit das diese Dynamik behält, damit es mit einer schrägen Frage beginnt aber dann auch mit einer Interaktion weitergehen kann, sei es auch nur, dass mir einer davonrennt oder mich groß anschaut. Richtig lachen darüber und es genießen kann ich erst im Schnittraum.

Es sind also nicht nur die Fragen, sondern es ist auch die Figur des Reporters entworfen und überlegt?

Eher erspürt, ich habe es mir nicht überlegt. Der Schlüssel zur Figur waren die Fragen. Bei meinem ersten Einsatz im April 2016 bei der Bundespräsidentenwahl hat man mir bei *Willkommen Österreich* die Chance gegeben, einmal etwas auszuprobieren. Da habe ich mir überlegt: Wie legst du das an, dass das möglichst ein Erfolg wird. Ich wollte etwas machen, das ich selbst lustig finde. Ich habe mir gedacht, es muss doch einfach sehr lustig sein, mit einem ganz ernstesten Gesicht die abartigsten Fragen zu stellen. Und dann sind diese Fragen in mir aufgetaucht. Die ersten habe ich mir alle aufgeschrieben und bin mit ih-

nen in die Schlacht gezogen. Vor Ort haben sich natürlich noch neue ergeben.

Du verwendest bewusst das Wort Schlacht?

Absolut. Gerade beim ersten Einsatz hatte ich überhaupt keine Ahnung von irgendetwas. Ich bin nur einfach überall hingegangen und hab mich vor die anderen gestellt. Da waren lauter Journalisten, die das

Es geht um Provokation, es geht darum, die Leute aus Gewohnheiten herauszureißen, ihnen den Spiegel vorzuhalten, sie zum Nachdenken zu zwingen. Es ist etwas sehr Kynisches, aber auch etwas sehr Sokratisches.

jahre- oder jahrzehntelang machen, mit ihren Mikrofonen und Kameras. Sie haben dort alle ganz brav gewartet, und ich wollte unbedingt das ärgste Interview machen – mein erstes Interview war der Lugner. So bin ich einfach frech nach vorne und hab mir das geholt, was ich wollte. Das hat na-



türlich extrem viel Mut und auch Energie und Kraft gebraucht. Das musst du schon wirklich wollen.

Und es muss einem wie den antiken Kynikern egal sein, wie das in dem Moment ankommt und wer vielleicht verstimmt ist.

Das ist auf jeden Fall verwandt mit dem, was die Kyniker gemacht haben. Es geht um Provokation, es geht darum, die Leute aus Gewohnheiten herauszureißen, ihnen den Spiegel vorzuhalten, sie zum Nachdenken zu zwingen. Es ist etwas sehr Kynisches, aber auch etwas sehr Sokratisches. Die Kyniker sind ja Sokrates-Schüler gewesen. Und bei Sokrates ist die Frage der Schlüssel.

Bei der Lektüre deiner Diplomarbeit fallen ein paar interessante Parallelen zu Lukian von Samosata auf, der von dir als durchaus erfolgreicher und berühmter, wenn auch die Geister spaltender Spötter, Philosoph und Moralist, Journalist und Schriftsteller vorgestellt wird. Ein paar Zitate aus deiner Diplomarbeit über Lukian von Samosata:

„War er ein nihilistischer Spötter? War er ein Philosoph? Ein Moralist? Oder war er bloß ein Reporter, der im Stil des Feuilletons seine journalistischen Bemerkungen zum Treiben der Welt anstellte?“

Lukian will unterhalten. Er hat wohl auch eine Botschaft. Aber die kommt leise.

Im Alter von circa vierzig Jahren [...] sagte er sich von der Rhetorik los, deren Themen ihm langweilig geworden waren. Stattdessen begann er, (zuerst?) ironische und (später?) satirische Dialoge zu schreiben, die seinen Ruhm noch vermehrt haben dürften.“

Auch du hast ja deine satirische Karriere mit ca. 40 Jahren begonnen. (lacht) Ja, gut beobachtet.

Wie viel Lukian steckt in Dir? Hast Du immer schon diese Motivation, diese Lust in dir gehabt, Figuren zu spielen oder Satire zu machen?

Ja, auf jeden Fall. Wir haben ja auch zu Studienzeiten Theaterstücke geschrieben, wo wir Komödie mit anspruchsvollen Inhalten gemacht haben. Schon zu Schulzeiten habe ich mir immer gerne etwas ausgedacht und gespielt. Diese Kabarett-ader habe ich immer schon gehabt. Die andere Ader war das Philosophische. Bei Lukian trifft sich das super. Ich habe im Hauptfach Philosophie studiert und war dann aber ganz glücklich, bei Lukian die antiken Philosophen verarscht zu finden. Das hat mich sehr angesprochen. Das war mein unmittelbarer Zugang, wie einzelne Philosophen verspottet werden als die, die

etwas predigen, die sagen, man soll so und so leben, man soll zurückhaltend sein und enthalten, dann aber das genaue Gegenteil sind. Auf sehr komödiantische Art persifliert Lukian zum Beispiel das Symposium von Platon, indem er die Philosophen sich



treffen, auf intellektuelle Art miteinander streiten und groß daherreden lässt. Am Schluss wird das Ganze immer ruppiger: Da schlagen sie sich die Schädel ein, der Kyniker brunzt in die Ecke, wieder ein anderer fällt über das Flötenmädchen her. So sind all die zurückhaltenden Philosophen entlarvt. Das habe ich lustig gefunden, weil Lukian ganz anders an das Thema Symposium herangeht. Einer der Gründe, wieso ich diese Diplomarbeit schreiben wollte, war auch, dass ich das Formale studieren wollte: Wie schreibt man Satire, satirische Dialoge?

Das Studium der antiken Vorbilder hat dich also beim Thema Satire weitergebracht?

Auf jeden Fall. Bei Lukian ist erstaunlich, wie er mit ganz wenigen Mitteln diese Philosophenschulen charakterisiert: den Kyniker z. B. mit dem Mantel, dem Stab und einem Beutel mit ein paar Bohnen drinnen, die er die ganze Zeit isst. Und bei den Politikern und Parteien ist es ja eigentlich so ähnlich: Du wirst einen Grünen immer am Fahrrad auf einer Demo

Lukian will unterhalten. Er hat wohl auch eine Botschaft. Aber die kommt leise.

mit einem Protestschild in der Hand und in Birkenstocksandalen zeichnen. Das war für mich interessant: Wie beschreibe ich jemanden auf spöttische Art?

Während Lukian vor allem Philosophen aufs Korn nahm, sind bei dir in erster Linie amtierende Politiker

Zielscheibe deines Spotts. Hier stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen Satire und Macht. Was kann Satire? Wieso ist Humor so ein potentes Mittel gegen die Mächtigen – Stichwort *ridentem dicere verum*? Und würdest du dem Zitat zustimmen: *Gelächter ist die Waffe der Machtlosen. Macht lacht nicht.*

Das sieht man ja bei Gernot Blümel, der das, was ich mache, zwar auch schätzt und mir auf einer Regierungsklausur im Vorbeigehen auf die Schulter klopf – „Ah, der Herr Klien ist da“ –, aber vor dem Mikrophon keine Möglichkeit sieht, darauf einzusteigen. Macht möchte wirken und seriös auftreten. Das trifft sich mit Humor



nur teilweise, obwohl die neue Schule auch anderes erzählt: Barack Obama war es immer extrem wichtig, sich auch humorvoll zu inszenieren. Bei uns in Österreich war Michael Häupl so einer. Er hat einfach einen Schmah, den konnte er dann auch inszenieren. So hilft Humor der Macht, indem er sie sympathisch macht, aber das können die wenigsten. Für den *Reporter ohne Grenzen* war das der Schlüssel zum Herzen der Menschen, dass man die Politiker, die Machthaberinnen und Machthaber ganz plötzlich auf einer menschlichen Ebene erlebt, weil ich sie da hinunter zwingen. Ich zwingen sie zu einer unmittelbaren Reaktion und nichts Gelerntem. Das lieben die Leute, denn das ganze Einstudierte und auswendig Hergesagte kennen sie bis zum Abwinken. Das hängt ihnen eh schon beim Hals heraus. Es gibt diejenigen, die das mit sportlichem Ehrgeiz nehmen, die vielleicht sogar selbst daherkommen und sich anbieten. Es gibt natürlich auch die, die davonlaufen und einen großen Bogen um mich machen, wie eben Gernot Blümel. Auch wenn es jetzt schon ein bisschen vorhersehbar ist, was da ungefähr kommt, die Frage muss jedenfalls vollkommen unvorhersehbar sein, ob das eine freche

politische Frage ist oder ich jemandem gratuliere, dass er sich die Haare so schön gefärbt hat.

Ist das ein gutes Gefühl, wenn Du siehst, dass Leute Angst vor Dir haben und ausweichen?

Ein sehr gutes Gefühl, absolut. (*lacht*) Ich hab' mich wirklich gewundert, wie viel Macht sie mir geben. Durch ihre Angst bekomme ich die Macht, die ich zunächst nicht gehabt habe oder von der ich nicht gedacht habe, dass ich sie habe. Je mehr sie sie mir gegeben haben, umso mehr habe ich sie mir dann auch genommen.

Daran schließt die Frage an: Was darf Satire? Darf sie, wie Tucholsky meinte, alles? Welche Grenzen gibt es für dich?

Zwei Sachen darf die Satire keinesfalls: Das eine ist das Strafrecht brechen und das andere ist langweilig zu sein. Sonst ist aber eigentlich alles erlaubt. Natürlich wird man sich überlegen, ob es wirklich sinnvoll ist, auf eine schwache gesellschaftliche Gruppe loszugehen. Hier gelten die Grenzen einer tiefsitzenden Ethik auch für die Satire. Den Aktionen und Reden im Einzelnen sind aber keine Grenzen gesetzt. Denn die Wege und Mittel, Gutes zu tun oder die Gesellschaft zum Guten zu verändern – wenn man denn diesen Anspruch überhaupt erheben möchte – sind ja sehr unterschiedlich und können schon auch einmal ein bissl böse sein. Beim *Reporter* war es mir immer wichtig, dass er abwechselnd die ärgsten unverschämten Dinge sagt oder tut und dann wieder ganz unschuldig lächelt und irgendwas

Zwei Sachen darf die Satire keinesfalls: Das eine ist das Strafrecht brechen und das andere ist langweilig zu sein.

ganz Charmantes sagt – dadurch löst diese Figur natürlich Verwirrung aus –, und dass er, wenn er eine Grenze überschreitet, auch gleich wieder versöhnt. Es muss eine gute Mischung sein.

Dann darf man sich über alles lustig machen?

Unbedingt, grundsätzlich ja. Weil es eine große Frage gewesen ist die letzten Monate: Darf man sich über Corona lustig machen? Um Gottes Willen, man muss sich über Corona lustig machen, sonst wird man depressiv. Ich meine, auch im Angesicht des Todes – selbst der nächsten Menschen – muss ein Witz erlaubt sein.

Das hilft sehr wohl, mit der Schwere einer Situation umzugehen, wenn du dich da herausnimmst und darüberstellst. Du kannst immer mit einem lachenden und einem weinenden Auge dasitzen und überwältigt sein von der Dichte des Augenblicks.

Wenn die Rede auf den speziellen Humor des Peter Klien kommt, wird ganz oft das Thema Sprache herausgestrichen. Du wurdest schon als „Sprachakrobat“ und „Hüter der Sprachkultur“ bezeichnet. Du selbst sagst, dein Humor sei sehr sprachorientiert. Ein Pressezitat lautet:

„So viele Wortverspieltheiten, Doppelbödigkeiten, freie Assoziationen weisen auf Kliens Sprachverliebtheit und einen sensiblen Umgang mit der deutschen Sprache hin“ (Markus Freiler, kulturfokus.at)

Bist Du in Sprache verliebt oder griechisch ausgedrückt ein „Philologe“ im eigentlichen Wortsinn?

Auf jeden Fall. Das Lustige ist ja, dass man selber ständig mit sich zusammen ist und Besonderheiten, die man mitbringt, nicht als besonders wahrnimmt, sondern als gegeben hinnimmt. Und da würde ich diese Sprachverliebtheit dazurechnen. Ich glaube, dass ich sogar extrem sprachverliebt bin. Schon allein im Alltag mache ich dauernd Sprachwitze. Das ist meine Art von Humor. Klarerweise ist das etwas Philologisches.

Ist diese Aufmerksamkeit der Sprache also die Voraussetzung für Wortwitz?

Auf jeden Fall. Ich glaube – und da bin ich ja nicht der erste, der das behauptet –, dass Sprache und Denken sehr eng miteinander verwoben sind. Anarchisches Denken braucht in gewisser Weise auch eine anarchische Sprache, also dass man sich bei der Sprache nur bedingt an Regeln hält und genau weiß, welche Regeln man wann bricht. Wofür ich meinem Studium extrem dankbar bin (natürlich hat mich mein Interesse dahin geführt): Eine derartige Beherrschung der Sprache gelingt nicht vielen Leuten, weil sie nicht die Zeit haben, das gelingt eben Philologen oder Leuten, die sich im Studium oder beruflich über viele Jahre mit Sprache auseinandersetzen.

Und da geht das Spielen los ...

Ja genau. Auf der Basis, dass du eine Regel kennst, lässt sie sich noch viel schöner brechen, und auch das Spielen ist viel vergnügter, wenn du weißt, über welche Ziele du da hinausgeschossen bist.



Ist dein Humor voraussetzungsreich? Hast du ein spezielles Zielpublikum?

Ich glaube, dass das nicht auf meinen Humor als Ganzes zutrifft. Jedenfalls wäre mir das nicht lieb. Ich möchte nicht nur für die Oberschicht Witze machen oder für die Gebildeten – um mit der FPÖ zu sprechen: Ich bin nicht für die Elite da, sondern für die Menschen. Nein, im Ernst, ich möchte schon gern möglichst breit agieren. Ich sehe Humor, Kabarett, Fernsehen als humoristischen Gemischtwarenhandel: Ich habe gern viel im Regal liegen, und hoffentlich ist für jeden etwas dabei.

Zum Thema Humanistische Bildung: Wie reagieren bzw. reagierten Menschen auf deine Studienwahl, speziell auf dein Griechischstudium?

Das Lustige ist, dass sich das gedreht hat. Ich kenne natürlich die ganzen Fragen: Wofür braucht man das? Davon kann man leben? usw. Das hat sich aber dann geändert in dem Augenblick, wo ich Erfolg gehabt habe. Und wann hat man Erfolg? – Wenn man regelmäßig im Fernsehen ist. So ist es halt in Österreich. Oder jedenfalls würde dann keiner mehr zweifeln, dass man Erfolg hat, sagen wir so. Jetzt sagen die Leute: Toll, Altgriechisch, das ist interessant, das hat mich auch immer schon interessiert etc. Jetzt finden es die Leute nicht mehr verrückt, sondern cool, ausnehmend und besonders. Das finde ich irgendwie sehr witzig, wie sich das gedreht hat.

Ich meine aber schon, dass der Respekt vor der Antike grundsätzlich weiterhin da ist. Auch wenn die Beschäftigung mit klassischen Sprachen nicht mehr so angesagt ist. Die Leute gehen ja trotzdem ins Museum oder besuchen Ausgrabungen, und die Antike ist ja immer noch präsent auch in unserer heutigen Kultur, ob nun irgendwo ein Sophokles oder Aristophanes gespielt wird oder eine Hommage an Homer im Kino auftaucht.

Was meinst du, wie sieht eine zeitgemäße Präsentation antiker Inhalte und klassischer Sprachen – nicht zuletzt in der Schule – aus? Ob hier auch Humor eine hilfreiche Zutat sein könnte?

Ich meine ganz entschieden, dass der Altphilologie der Humor gefehlt hat. Noch als ich studiert habe, – das ist ja jetzt auch schon ein Zeit'l her, leider – sind wir in einer Tradition des 19. Jh. aufgewachsen. Alles war bierernst und verstaubt. Das war für mich auch mit ein Grund, mich für das Kabarett und gegen die Uni zu entscheiden, die mich schon auch immer sehr gereizt hat, aber ich habe mich dann doch eher zur Kunst hingezogen gefühlt.

Die Wissenschaft darf in keinem Fall humorlos sein. Das ist ja, glaube ich, auch der große Unterschied zwischen dem angloamerikanischen Sprachraum und unserem, der stark mit dem deutschen Erbe verwurzelt ist. Das ist diese Tradition, mit der man keinen Blumentopf gewinnt auf lange Sicht, glaube ich.

Dazu sagen möchte ich aber, dass ich kein Befürworter eines Unterrichts bin, der sich den Kindern anbietet: dass man einen Kopfstand machen und mit den Füßen wackeln muss, damit überhaupt noch jemand Notiz nimmt, und immer nur alles süß und möglichst pickig sein muss, damit es überhaupt noch jemandem schmeckt. Ich bin sehr dafür, dass man das macht, was man für wichtig hält, dass man auch anspruchs-

Die Klassische Philologie ist eine der schönsten Sachen, mit denen man sich beschäftigen kann. Ich lese noch immer gern im Urlaub Platon auf Griechisch.

voll ist in dem, was man tut, aber eben nicht humorlos. Der Humor ist sicherlich ein Schlüssel zu den Herzen, aber man muss den eigenen Humor verwenden.

Es braucht doch keiner glauben, dass wir da zu wenig anbieten können mit der Klassischen Philologie. Sie ist eine der schönsten Sachen, mit denen man sich beschäftigen kann. (Ich lese noch immer gern im Urlaub Platon auf Griechisch, wenn ich es schaffe.) Die Literatur ist so überbordend, so reichhaltig, so groß und schön, da braucht man niemandem hinterherzurennen. Das Feuer muss weitergegeben werden auf eine zeitgemäße Art, gut in Szene gesetzt.

Du findest es also nicht abwegig, für heutige Schüler und Schülerinnen, Latein und Griechisch zu lernen?

Nein, das finde ich überhaupt nicht. Aus meiner Sicht ist es relativ egal, womit man sich in der Schule beschäftigt. Man hat ja dann alle Zeit der Welt, die Fähigkeiten auszubilden, die man tatsächlich beruflich braucht, wofür ich das beste Beispiel bin. Das Wichtigste in dieser ersten Zeit ist, die Grundlagen zu legen, sprich, Denken zu lernen. Dafür braucht man auch Mathematik, dafür braucht man auch Latein, das eine ist das rationale Denken, das andere ist das sprachliche Denken.

Latein als Denkschule, aber die Liebe gehört dem Griechischen?

Bei mir schon (*lacht*).

Zum Abschluss wollen wir gerne wissen: Wie geht es mit GNÖ weiter? Wird es daneben auch wieder ein So- loprogramm geben?

Die Show ist ja einmal mit dem ORF vertraglich fixiert bis Ende des Jahres. Wir werden die nächsten Monate nutzen, um zu besprechen, wie das beide Seiten sehen und wie es weitergehen soll. Für mich ist ganz fix, dass ich wieder auf die Bühne möchte, weil es einfach viel zu schön ist und ich das viel zu sehr genieße. Klar ist aber auch, dass sich das neben der Fernsehsendung nicht ausgeht. Was für die Sendung spricht, ist, dass ich das Gefühl habe, dass da noch viel drinnen ist, dass wir eigentlich noch am Anfang sind. Ich erkenne Verbesserungspotenzial in der Show und würde sie gerne noch weiter wachsen sehen. Ideen habe ich auf jeden Fall genug.

Dann freuen wir uns auf viele weitere Sendungen und danken sehr herzlich für das ausführliche und spannende Interview. ■



Die Sicht eines Fachdidaktikers auf die aktuelle Stellung des Unterrichtsfachs Latein in Deutschland

Matthias Korn

Seit 2006 nehme ich die Aufgaben im Bereich der Fachdidaktik der alten Sprachen am Institut für Klassische Philologie und Komparatistik der Universität Leipzig wahr, zuerst im Nebenamt, seit 2012 im Hauptamt, zu dem eine Vollabordnung meines Dienstherrn führte. Die anfallenden Dienstaufgaben (Erteilung von Fachdidaktikseminaren und Betreuung von semesterbegleitenden und Blockpraktika in den Fächern Griechisch und Latein sowie die Bewertung von Staatsexamensarbeiten und die Abnahme von Staatsexamensprüfungen in den Fächern Fachdidaktik Griechisch und Latein) erfülle ich in der Stellung einer universitären Lehrkraft für besondere Aufgaben, d. h. ohne Berechtigung zu selbstverantworteter Forschung, die nach dem Hochschulrecht in der Regel der Dienststellung von Professor*innen vorbehalten ist. Im Rahmen meiner inzwischen fast 37-jährigen Berufstätigkeit war ich zuvor hauptamtlich als Gymnasiallehrer für Griechisch, Latein und Ethik/Philosophie, Lehrer*innenausbilder für Griechisch und Latein, Fachberater für Latein und Fachreferent in der Schulabteilung einer obersten deutschen Landesbehörde tätig, nebenamtlich noch in der Lehrer*innenfort- und -weiterbildung sowie in der Förderung begabter und hochbegabter Schüler*innen – oder um es in Abwandlung von Ter. Heaut. 77 zu sagen: Weniges aus dem Bereich Schule ist mir fremd.

Bei allen Überlegungen zur Entwicklung des Lateinunterrichts in Deutschland darf der regelmäßige Blick auf die Statistik nicht fehlen. Es ist nicht sinnvoll, diese zum Ausgangspunkt von allem und jedem zu machen und immer nur angesterfüllt nach den Bedarfszahlen zu schielen, aber oftmals muss festgestellt werden, dass Lateinlehrer*innen ganz ohne Kenntnis der unterrichtsstatistischen Situation agieren und aus allen Wolken fallen, wenn sie diese, auch im Vergleich zu den anderen, neuen Sprachen, die als zweite und dritte gymnasiale Fremdsprache in Frage kommen, kennenlernen.

Die Zahl der lateinlernenden Schüler*innen ist in Deutschland vom

Schuljahr 2007/08 zum Schuljahr 2018/19 um 27,6 %, d. h. um mehr als ein Viertel zurückgegangen, während sich in diesem Zeitraum die Zahl der Schüler*innen an allgemeinbildenden Schulen gerade einmal um 9,3 % verringerte (Abb. 1). Latein ist nicht das einzige der als zweite und dritte Fremdsprache angebotenen Schulfächer, das vom Rückgang betroffen ist (Französisch hat im gleichen Zeitraum auch verloren), aber in diesem Fall ist der Rückgang deutlich geringer, nämlich „nur“ 17,4 %. Außerdem ist die Stellung von Französisch als zweiter und dritter Fremdsprache infolge der erheblich höheren absoluten Zahl der Lernenden weitaus weniger gefährdet. Im Falle von Latein kann man dagegen in Deutschland eine Berechnung anstellen, wann diese schulische Fremdsprache auf Null sein wird, nämlich rein rechnerisch im Schuljahr 2041/42, einen gleichbleibenden Rückgang von weiterhin ca. 26.000 Schüler*innen pro Schuljahr (Durchschnittswert der letzten Jahre) vorausgesetzt. Zu sanfter Hoffnung berechtigt, dass die Sinkgeschwindigkeit im Schuljahr 2018/19 erstmals seit langem deutlich geringer ausfiel; als Hoffnungsbremse aber muss gelten, dass keine oberste Dienstaufsicht der Welt wartet, bis ein Fach rein rechnerisch auf Null ist, sondern natürlich weit im Vorfeld Abschichtungsmaßnahmen treffen würde wie z. B. eine vollständige oder partielle Überleitung in den Wahlbereich oder eine Beschränkung auf *einen* Lehrgang wie die dritte Fremdsprache, wo vorher mehrere Lehrgänge wie zweite, dritte und spätbeginnende Fremdsprache nebeneinander standen. Und zumindest im Augenwinkel behalten werden muss in diesem Zusammenhang auch die schulische Fremdsprachenpolitik der EU, die Muttersprache und zwei weitere Gemeinschaftssprachen für den Pflicht- und Wahlpflichtbereich vorsieht – das würde nicht zwangsläufig das Aus für Latein bedeuten, aber doch die einschneidende Maßnahme einer Verschiebung in den Wahlbereich.

Selbst Insider gewinnen in Deutschland den Eindruck, dass das Fach ohne nennenswerte politische Unterstützung dasteht. Das scheint in Österreich anders

zu sein, freilich aber auch leichter, weil die Konsequenzen des Bildungsföderalismus in Deutschland es erforderlich machen, politisch an sechzehn Fronten zu kämpfen, deren Transparenz zudem oft erheblich zu wünschen lässt. Gut dagegen funktioniert seit etwa 2014 die länderverbindende Zusammenarbeit zwischen Österreich und Deutschland auf dem Feld der alten Sprachen. Hier gilt es zukünftig, die Kooperation auf mehr Schultern zu verteilen, um den Generationswechsel zu bewältigen, und daneben weiter den Schulterschluss auch mit der deutschsprachigen Schweiz zu versuchen, der bisher allenfalls ansatzweise funktionierte.

Wie oben bereits ausgeführt, ist Statistik nicht alles, jedoch ohne statistische Fundierung alles nichts. Ein dringendes Desiderat in diesem Zusammenhang ist die Analyse der jeweiligen Spezifik der deutschen Bundesländer, denn es ist zu vermuten, dass auf diesem Feld in mehreren Hinsichten Gefälle existieren wie z. B. ein Süd-Nord- sowie ein West-Ostgefälle. Weiterer Gegenstand einer Analyse müssten die föderalismusbedingten, regionalen Unterschiede der Verteilung auf verschiedene Schulformen sein, um den vermuteten erheblichen Unterschied zwischen neuen und alten Fremdsprachen in dieser Hinsicht aufzuzeigen. Ähnliches gilt für die Zahl der schriftlichen und mündlichen Abiturprüfungen sowie für die durch jeweiliges Landesrecht bedingten Unterschiede zwischen den gymnasialen Bildungsgängen G8, G9 und z. B. dem gymnasialen Bildungsgang nach sechsjährigem Grundschulvorlauf, der *de facto* G6 darstellt.

Der Akzeptanzverlust, den das Fach Latein in Deutschland hinnehmen musste, ist vor dem Hintergrund der Statistik unübersehbar. Dem steht in Österreich offenbar ein Akzeptanzgewinn gegenüber, der z. B. an der Zahl der Maturaprüfungen im Fach Latein festgemacht werden kann. Die Gründe für die Situation in Österreich liegen sowohl im schulpolitischen Bereich (Stellung der Fremdsprache Latein an der AHS und deren Folgen) als auch im Schulfachlichen (z. B. stärkere Originaltextorientierung in den Texten für die

	SJ 07/08	SJ 08/09	SJ 09/10	SJ 10/11	SJ 11/12	SJ 12/13	SJ 13/14	SJ 14/15	SJ 15/16	SJ 16/17	SJ 17/18	SJ 18/19	07/08 bis 18/19
LAT	825275	832891	822673	807839	772705	740302	709407	688625	652129	632056	611507	597279	- 27,6 %
FRA	1697026	1700116	1694173	1649922	1632803	1599073	1556275	1535600	1492611	1475793	1440521	1401189	- 17,4 %
SPA	285480	320599	337294	362295	374664	384781	391552	404183	416940	425066	444599	463968	+ 62,6 %
RUS	99991	99884	101377	104464	106620	108391	107132	108922	111185	108981	106028	101862	+ 1,9 %
Schüler allg. bild. Schulen	9183811	9023572	8905800	8796894	8678196	8556879	8420111	8366666	8335061	8369513	8346707	8330457	- 9,3 %

Abb. 1: Entwicklung der Schüler*innen-zahlen in ausgewählten zweiten und dritten Fremdsprachen an den allgemeinbildenden Schule in der BR Deutschland

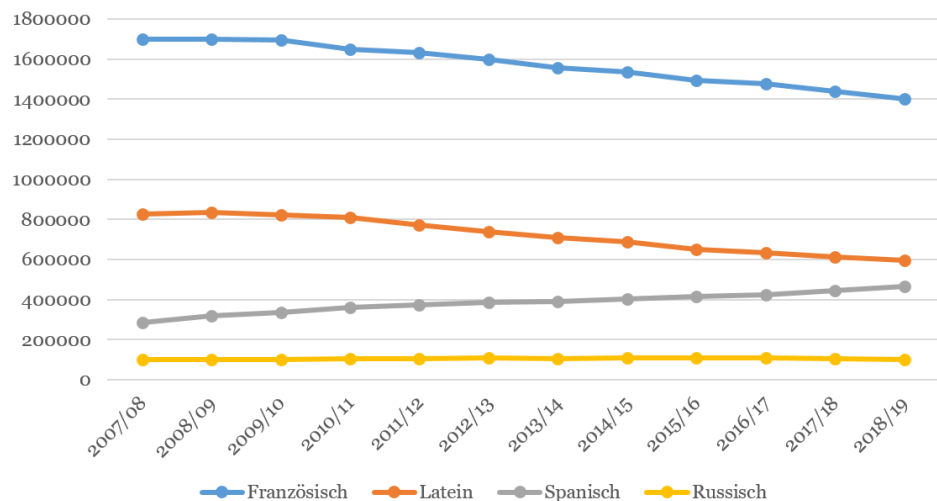
Lehrbuchphase). Gehen wir jetzt einen Schritt weiter und versuchen, aus fachdidaktischer Sicht die möglichen Ursachen des Akzeptanzverlustes zu greifen, den das Fach Latein in Deutschland erlitt.

Hier scheinen drei Handlungsfelder in besonderer Weise befasst zu sein:

1. Umgang mit den fachbezogenen Strategien

Am 28./29.11.2019 fand in Hoyerswerda die vierte Fachtagung „Perspektiven für den Lateinunterricht“ statt, an der ca. 60 Fachkräfte überwiegend aus dem Bereich der Schul- und Dienstaufsicht sowie der universitären Fachdidaktik aus Österreich und Deutschland teilnahmen. Eines der Schwerpunktthemen dieser Fachtagung war „Textverstehen und Wege der Dokumentation“.

Die gemeinsame Tagungsarbeit an diesem Thema und die anschließende Aussprache machten deutlich, dass sich inzwischen weitgehend die Überzeugung durchgesetzt hat, dass Textverstehen nicht nur durch Übersetzung/Rekodierung, sondern auch durch die Bearbeitung alternativer, den Bereichen der Dekodierung und Interpretation zuzurechnender Aufgabenstellungen dokumentiert werden kann. In dieser Hinsicht scheint eine auch durch die österreichischen Aufgaben des Interpretationsteils der schriftlichen Matura angeregte Methodenvielfalt in den Lateinunterricht Einzug gehalten zu haben, die gleichermaßen die Schülermotivation fördert wie die unterrichtliche Monokultur der Übersetzung/Rekodierung zurückzudrängen geeignet ist. Gleichzeitig wurde aber auch erkennbar, dass die konsequente Fortführung dieses Prinzips in den Bereich der Leistungserhebung/Leistungs-



bewertung noch zu leisten ist. Sie darf sich nämlich mit einer Gewichtung von $\ddot{U} : D/I = 1 : 1$ nicht zufrieden geben, u. a. weil die Trias der fachbezogenen Strategien eine Gewichtung von mindestens $1 : 2$ nahelegt. Direkt damit hängt auch das Erfordernis zusammen, dass sowohl die deutschen EPA- als auch die österreichischen Maturabestimmungen neu durchdacht und weiterentwickelt werden sollten.

Weitere schulfachlich sinnvolle Maßnahmen stehen damit in indirektem Zusammenhang wie z. B. eine Ausweitung der Hilfsmittel auch auf Grammatiken und die Intensivierung der fachdidaktischen Maßnahmen im Zusammenhang mit alternativen Korrekturweisen, die nicht nur die Positivkorrektur zum Gegenstand haben, sondern auch Maßnahmen der Negativkorrektur, die einer Eskalation der Fehlerzahl in begründeter Weise entgegenarbeiten wie z. B. das Duisburger Modell. Nach wie vor über allen Erfordernissen dieses Sachzusammenhangs steht aber die Notwendigkeit, eine fachwissenschaftlich und fachdidaktisch plausible Systematik der Objektivierung des Schwierigkeitsgrades lateinischer Texte zu erarbeiten, die den befassten Lehrer*innen eine weitergehende und eher zeitgemäße Hilfestellung leistet als die alten Messweisen von Maier und Bayer.

2. Handhabung der Frage eines minimalen Lernwortschatzes

Diese Problematik erscheint weitaus komplexer, weil sie in erheblicher Weise auch in den Bereich der Lateinlehrbücher hineinragt und geeignet ist, heilige Kühe auf diesem Feld vielleicht nicht gleich zu schlachten, so aber doch als Kultobjekte zu hinterfragen. Österreichische und deutsche Studien deuten darauf hin, dass das tatsächliche lateinische Vokabelgedächtnis von Schüler*innen der Sekundarstufe I nicht wesentlich mehr als 500 Wörter fasst. Nimmt man diese Zahl als lernpsychologische Arbeitsgrundlage ernst, müssen künftig alle Lateinlehrbücher zwischen Lernwortschatz und weiterem Wortschatz differenzieren – eine Unterscheidung, die bisher vonseiten der Verlage unterblieb, auch weil sie von den Kultusadministrationen nicht gefordert wurde. Außerdem muss angesichts der verhältnismäßig geringen Quantität des Lernwortschatzes auch dessen Qualität sorgsam durchdacht werden, genauer: Es muss in intersubjektiv nachvollziehbarer Weise verabredet werden, welche Wörter den Lernwortschatz ausmachen. Dieser Wortschatz sollte auch aus Gründen der Legitimation des Faches didaktisch-pädagogisch über das Fach hinausweisen und z. B. zu lateinischen Wörtern führen,

die sich im Deutschen mit einiger Häufigkeit als Fremd- und Lehnwörter etabliert haben, oder die Befähigung zu einer rezeptiven Mehrsprachigkeit mit Blick auf die großen romanischen Schulfremdsprachen wortschatzmäßig vorbereiten, wie es das Konzept von Siebel vorsieht. Das Kriterium der Textabdeckung verfängt hier dagegen weniger, weil es zum einen in seiner großen, textsortenabhängigen Schwankungsbreite schwer objektivierbar ist und zum anderen einfach nicht über das Fach hinausweist.

Das vernetzte, synergetische und fächerverbindende Lernen sollte aber ein wesentlicher didaktischer Anspruch an alle Schulfächer sein. Der Arbeitsaufwand, der in diesem Zusammenhang erforderlich wird, dürfte erheblich und zudem nur langfristig zu leisten sein, weil er eine Neukonzeption der entsprechenden Lateinlehrbücher erforderlich macht. Für Lehrer*innen bedeutet das aber kurz- und mittelfristig, mit den eingeführten

Büchern nach einem Ersatzkonzept, das vor allem die quantitative Beschränkung berücksichtigt, weiterzuarbeiten.

3. Umfangreiche Originallektüre als Unterrichtsziel

Sowohl der österreichische als auch die landesspezifischen deutschen Lateinlehrpläne erheben diesen Anspruch. Vor allem aber vor dem Hintergrund einer kontinuierlichen Verringerung der Jahreswochenstundenzahl in den Ländern der BR Deutschland kann dieses Ziel nur mit erheblichen Einschränkungen erreicht werden. Der Anspruch, dass die Lektüre von Originaltexten das Ziel des Lateinunterrichts ist, scheint derzeit in Deutschland (noch) weitestgehend fachdidaktischer Konsens zu sein. Wenn sich jedoch die schulorganisatorischen Planungsgrößen des Lateinunterrichts in Deutschland weiterhin ungünstig entwickeln, erscheint der Aufwand von bis zu vier Jahren Sprachlehre für ein Jahr Probenlektüre ungerechtfertigt und ist für Schüler*innen

und Eltern kaum mehr nachvollziehbar. Angesichts dieser Situation mehren sich die Stimmen derer, die dafür plädieren, entweder die Originallektüre als Unterrichtsziel aufzugeben und durch andere Ziele wie z. B. Sprachbildung zu ersetzen, oder mit Lehrbüchern zu arbeiten, die von Anfang an mit mehr oder weniger adaptierten Originaltexten arbeiten. Das zuletzt genannte Arbeitsprinzip hat sich aber in Deutschland trotz mehrerer Etablierungsversuche nie mit einiger Nachhaltigkeit durchsetzen können.

Eine zukunftsorientierte Weiterentwicklung des Lateinunterrichts im deutschsprachigen Raum muss – auch ausgehend von der Nachfragesituation – vorrangig die o. g. Handlungsfelder berücksichtigen und bedarf dabei sowohl schulfachlicher, d. h. fachdidaktischer, als auch schulpolitischer Unterstützung. ■

Die verwendete Literatur finden Sie auf Seite 90.

Why Classics need Euroclassica

Christian Laes



1. Introduction

In a speech I delivered at the Euroclassica conference dinner in Antwerp on 31 August 2019 I presented a brief overview of the history of this association from its beginning in 1991, in which I compared its five former presidents to Roman kings.

John Thorley, as the founding father, is obviously our Romulus. The thoughtful and considerate John Bulwer is our Numa Pompilius. Impetuous and always enthusiast Alfred Reitermayer, *sit ei terra levis*, was Tullus Hostilius. José Luis Navarro, under whose reign many projects came to a good end, is the architect and builder Ancus Marcius. Last but not least, Francisco de Oliveira, can rightly be called our one and only Tarquinius Priscus due to his intellectual and organisational skills.

The reader of the present article will forgive me this obviously metaphorical *captatio benevolentiae*, but will hopefully also discover the truth behind my statements. These five colleagues are all classicists

with a deep and profound love of classical studies, who, in a wonderful way and at the same time, managed to build a bridge between academia on the one side and classics teachers on the other side. After almost thirty years of Euroclassica, I believe that this still is its unique selling proposition: with a strong though non-exclusive basis in academia, it brings together teachers of Latin and Ancient Greek from about twenty countries or regions all over Europe, while it offers stimulating ideas, projects and initiatives for both these teachers and their students.

Gradually and without significant financial or material resources, Euroclassica has established an important position for itself in the world of European classics teaching. In fact, it only manages to do so due to the enthusiastic and voluntary work of its members.

In this brief survey article, I can only point out some of Euroclassica's initiatives and sketch some plans for the future. I do this in the hope that my text will inspire those

not yet acquainted with the organisation to contribute to an effort definitely worth taking.

2. Annual events, bringing people together

A merely archival list of destinations of the yearly Euroclassica conferences can never do justice to the richness of experiences that can be gathered by its participants, mostly about forty teachers from different countries as well as some tens of local participants. Apart from just getting to know both each other and the educational systems of the organising countries, in which classical languages assume quite different roles, there are plenty of sessions both scholarly and practically and didactically oriented, cultural trips, where classics and reception play key roles, and the annual General Assembly, in which the events of the year are discussed and plans for the future are made.

I would like to mention the conference destinations of the last ten years in chronolo-

gical order: Skopje, Madrid, Paris, Vilnius, Lisbon, Copenhagen, La Valletta, Athens, Leyden, London, and Antwerp. I leave it to the reader to imagine how many fruitful encounters one can get out of this – as a keen participant I can only recommend the experience.

Though students and younger teachers participate too, it is only fair to say that the majority of these events rather focuses on a somewhat older audience. Again thanks to the voluntary work of its members, Euroclassica, however, has much more on offer. For more than twenty years, the Academia Homeric, upheld by the inspiring and strenuous efforts of Maria-Eleftheria Giatrakou, has brought young students from all over Europe to Athens and Chios. Having the time of their lives, these students discover that Greekness is indeed part of a fundamentally international experience, which at least pertains to the whole of European civilisation.

Other Mediterranean places have attracted students and teachers all over Europe. The Academia Saguntina, run by Jose Luis Navarro, has been the place of wonderful events of ‘practical didactics’, such as theatre play, cooking, and living the Roman experience. Dubrovnik and the Academia Ragusina, run by Jadranca Bagaric, have been the host for classics students who came to realise that also the Slavic world, imbued by Latin and Ancient Greek, forms an integral part of western civilisation.

While the Academia Latina has been silent for some years now, Eva Tarandi’s didactic enthusiasm and zeal have brought many young students to the Urbs Aeterna. As summer seminars are a *perpetuum mobile* and new initiatives are always welcome, Horatio Vella is currently preparing a summer school at Malta, undoubtedly a destination that can offer a combination of Greek and Latin elements *par excellence*.

Bringing people together physically always takes time and costs money. For more than ten years, Euroclassica has also brought together thousands of pupils in an easier though equally rewarding way. Now offered at the Vestibulum (beginner’s) and Ianua (advanced 1) level, the annual Euroclassica examinations of Greek and Latin (EGEX and ELEX) with the subsequent certificates have inspired teachers all over Europe to test their students’ skills in the comprehension of texts of both languages. All over Europe, pupils and schools proudly show their achievements in the contest, which is chiefly meant to encourage motivation.

3. *Scripta manent:* publications

For those wishing to write a history of thirty years of Euroclassica – in fact, plans are made for the jubilee year 2021 – a whole archive of Newsletters, starting in 1991, is available. Here, the continuous efforts of Christine Haller need to be mentioned. From 2019 the Newsletter will only be available online, and the internet guarantees wide distribution.

Yet with its support of publications, Euroclassica rather tends to look outwards than inwards. The journal *Cursor* you are now holding in your hands has the full support of the organisation, as it has gained an excellent reputation for its unique approach in many countries of Europe. A publication stemming from the Academia Ragusina [I. Bratičević, T. Radić (ed.), *Classical Heritage from the Epigraphic to the Digital: Academia Ragusina 2009 & 2011* (Zagreb, 2014)] is a volume of high academic standards that sets the classical heritage from the Balkans in a broader perspective. *European Symbols* provides teachers with sophisticated, nicely illustrated and didactically well-elaborated dossiers on concrete examples of the reception of classics in art and literature in different European countries. One can hardly imagine a better and more readily available schoolbook for the classroom [P. Glatz, A. Thiel (ed.), *European Symbols* (Linz, 2015)].

Freely downloadable, over fifteen chapters of *Europatria* deal with the reception of Latin in different countries – again the different dossiers can prove to be milestones for teachers eager to use them in the classroom [F. Oliveira (ed.), *Europatria* (Coimbra, 2013)]. Last year, we were delighted to welcome the Ancient Greek equivalent [R. Martínez, F. Oliveira (ed.), *Europatrida* (Coimbra, 2019)], which contains an unexpected treasure of Greek material from later periods. Additionally, J. Bulwer (ed.), *Classics Teaching in Europe* (London, 2006) is a volume that saw the light of day in the wake of Euroclassica – as a survey of the teaching of classics all over Europe it is yet unsurpassed.

4. Thirty years young – looking into the future

It is certainly Euroclassica’s ambition to bring together as many European coun-



Christian Laes, President of Euroclassica

tries as possible. Consequently, negotiations have already started with Bosnia-Herzegovina, Bulgaria, Ireland, Kosovo, Poland, Serbia and Slovenia, while talks with Israel are continuing. Meanwhile, a triumvirate consisting of Ramón Martínez, José Luis Navarro and Francisco Oliveira have started their work for the 2021 thirtieth anniversary book, which we are already looking forward to.

Other projects are lying ahead. All over the world, there are associations supporting and bringing together classics teachers. The American Classical League is a good example of this. In a global comparative approach, one could also think of organisations dealing with other fundamental languages and civilisations such as Chinese, Sanskrit, Arabic and Persian. Euroclassica is currently exploring the possibilities of allying with them.

Finally, we are still missing readily available statistics that inform journalists and the public about numbers of those studying classics in Europe. A current project by Florence Turpin is filling the gap.

The vitality of the organisation, which is still in its *iuventus*, will make sure that all these new and challenging projects will be brought to a favourable conclusion.

See www.euroclassica.eu, a major project run by long time Euroclassica members and driving forces Peter Glatz and Andreas Thiel. ■



The Situation of Classics in Europe

Evaluation of the Euroclassica questionnaire 2019/2020

Florence Turpin

The objective of the questionnaire was to have a more precise idea of the situation under which classical languages and cultures are taught in Europe; it was distributed towards the end of 2019 to the members of the association. It was not easy to formulate because it would have been necessary to know in advance the situation in each country to be able to ask questions that everyone could answer easily. We are aware of the amount of work that many delegates have put in to find answers to questions that did not always fit with the education system of their country and we thank them very much.

Establishing an evaluation of the replies is therefore not easy either.

1. It should first be mentioned that the representatives of twenty countries completed the questionnaire, at least in part. These are, in alphabetical order: Austria, Belgium (Flanders), Belgium (Wallonia), Croatia, Cyprus, the Czech Republic, Denmark, France, Germany, Greece, Luxembourg, Malta, the Netherlands, Norway, Romania, Russia, Spain, Sweden, Switzerland, and the United Kingdom.

2. It is very difficult to give the total number of secondary school pupils (11–18 years old) who are taught classical languages and/or cultures: in thirteen countries (Austria, Belgium (Wallonia), Cyprus, Croatia, the Czech Republic, Denmark, Germany, Greece), these courses may be compulsory: for some in all schools, for others in a category of schools, for some with several hours per week for several years, for others with an hour or even less a week for a year.

The same countries generally have a system of options and the combination of the two is not always easy to establish. For the others (Belgium (Flanders), France, the United Kingdom, Luxembourg, Malta (?), Norway and Spain), they are all optional courses. It is not always possible to interpret the data from elsewhere.

In any case, without counting the places where, as in Russia or Switzerland, all the pupils take some courses in ancient culture, and without taking account obviously of the impossibility in some cases of giving figures, even approximate, and finally

without counting either the data formulated as a percentage, as in Spain, the total number (very likely an underestimate) is more than two million pupils (2,016,372). There is, however, some doubt about the value of producing a result which is the sum of such different realities. It should be added that the situation also differs within a country, not only between regions but between establishments themselves, even in centralized countries like France. In the next survey, we will also ask how many teachers of ancient languages and/or cultures there are, which will no doubt be more significant.

3. The more or less recent reforms of the education system are unfavourable to classics or LCA (Languages and Cultures of Antiquity) in five countries (Cyprus, Czech Republic, Greece, Luxembourg, Sweden), but rather favourable in eight others (Austria, Belgium (Flanders), Croatia, Denmark, Malta, Netherlands, Romania, Russia). In four countries (Germany, the United Kingdom, Norway, Switzerland), the effects of the reforms cannot be measured; in two others the results are mixed (France, Spain, where the reform favours Latin but worsens the situation of Greek). The reforms planned in four countries are very worrying (Austria and Belgium (Wallonia), Spain, where the situation of Greek is likely to be further threatened, and Romania) or difficult to assess as to their effect (France).

It seems that teachers and their associations seldom have the power to influence the direction of reforms most often driven by the desire to save money.

4. The official bodies, that is to say the governments, the directorates of education, the heads of establishments, are rather favourable, at least theoretically, to the teaching of classics in eight countries: Belgium (Flanders), Cyprus, Denmark, France, the United Kingdom, Malta, Netherlands, Norway.

They are rather unfavourable in six countries: Belgium (Wallonia), the Czech Republic, Greece, Luxembourg, Romania, Spain, Sweden.

It is more difficult to measure the opinion of the authorities, which is not always con-

stant, in five countries: Austria, Croatia, Germany, Russia, Switzerland.

In any case, the official authorities, even when they are rather favourable to the teaching of classics, do not necessarily give them a suitable place. They are more willing to allocate resources which are often reduced anyway to what is seen as "useful": science and technology or modern languages.

In addition, the authorities do not always reflect public opinion: in six countries (Austria, Denmark, France, Greece, Malta, Netherlands), it is rather favourable. In seven countries, classics is frowned upon by the population who consider it useless (Cyprus, Croatia), elitist (the Czech Republic, the United Kingdom); they are even sometimes underappreciated (Romania, Sweden, Switzerland). In several countries opinion is divided, in particular in Belgium (Wallonia), Germany and Russia, and sometimes the differences are indicated by the level of education or age (Luxembourg, Norway, Spain).

5. In most countries, events and actions are organized to promote knowledge and study of antiquity: "Nights", "Days", "Days", "Weeks", "Festivals", "Games", competitions, conferences ... These activities, which it would take too long to list, reflect the public's appetite for antiquity and the enthusiasm of teachers' and other classics associations.

The total number (16,637) of those who join associations affiliated to EUROCLASSICA is not very significant because several representatives did not complete the section.

6. The number of universities where LCA are taught is significant, although not all of the data is easy to interpret: it comes to about 200. The number of students cannot be determined and our questionnaire would probably have been better completed if we had asked to specify the number of teachers of Latin, Greek and civilization in universities. In most countries, students of classical literature must study at least one other discipline at the same time, except in Cyprus, the United Kingdom and the Netherlands.

The number of years of study is four or five

years. Recruitment is done in five countries (Cyprus, France, Romania, Russia, Spain) by national competitions or exams which do not always take place every year. But in the majority of cases, students are recruited at the end of their course by educational establishments with various procedures (interview, curriculum vitae, performance).

Training is generally provided either by educational authorities or by specialist associations.

7. The programmes of secondary education are most often decided by the responsible ministry which appoints a commission for this purpose. University programmes are determined by individual classics departments, sometimes with the intervention of a supervising body.

Pupils and students, often "late beginners", have textbooks at all levels of the curriculum (there is even a Latin textbook for primary school in the United Kingdom). They are fairly numerous for Latin, but less so for Greek, except in Greek-speaking countries. They are written by teachers and published either by private publishers or by universities. Some teachers have their own method. All of them naturally use the works of ancient authors.

Traditional methods based on learning grammar and translation are still used in most countries, but they coexist with others, which sometimes replace them: interactive methods borrowed from the teaching of modern languages, reading authentic texts, joint teaching of Latin and Greek (ECLA), spoken Latin, immersion (Ørberg method), references to art, archaeology, history, use of games, theatre, etc. The analysis of the texts is also an opportunity to compare current ways of thinking with those of antiquity to develop the critical thinking of students. Examinations validate the subjects studied in twelve countries (Austria, the Czech Republic, France, Germany, Great Britain, Greece, Luxembourg, Netherlands, Norway, Russia, Spain, Switzerland). The standard of achievement, when mentioned, is high, especially in Russia.

At the end of this review, one can only note the diversity and richness of the teaching of classical subjects. No doubt our disciplines are often subject to criticism, but the energy of those who promote them does not seem to weaken and the continuing presence of our association shows this. It would be good if this overview of the results encourages everyone to consult the questionnaires themselves to better understand the countries of those who completed them (see www.euroclassica.eu).

Through the testimonies of EUROCLASSICA delegates, it is sometimes not only the forms and educational methods that appear, but the history of these countries.

La situation des langues classiques en Europe Bilan des réponses au questionnaire EUROCLASSICA 2019/20

D'avoir une idée plus précise des conditions dans lesquelles sont enseignées les langues et cultures de l'Antiquité en Europe était l'objectif du questionnaire qui a été diffusé au troisième trimestre 2019 auprès des membres de l'association. Il n'a pas été facile de le composer parce qu'il aurait fallu connaître les particularités de chaque pays pour pouvoir poser des questions auxquelles tout le monde pouvait répondre aisément ... Nous avons conscience de l'ampleur du travail que beaucoup de délégués ont fourni pour s'adapter à des questions qui ne cadraient pas toujours avec le système éducatif de leur pays et nous les en remercions vivement. Faire le bilan des réponses n'est donc pas aisé non plus.

1. Il convient d'abord de mentionner que les représentants de 20 pays ont rempli, au moins en partie, le questionnaire. Ce sont, dans l'ordre établi par Christine Haller (en nommant ici les pays ou régions en français) : l'Autriche, la Belgique (Wallonie), la Belgique (Flandre), Chypre, la Croatie, la Tchéquie, le Danemark, la France, l'Allemagne, le Royaume-Uni, la Grèce, le Luxembourg, Malte, les Pays-Bas, la Norvège, la Roumanie, la Russie, l'Espagne, la Suède et la Suisse.

2. Donner le nombre total des élèves du second degré (11–18 ans) qui suivent un enseignement de langues et/ou de culture de l'Antiquité est très difficile : dans 13 pays (Autriche, Belgique (Wallonie), Chypre, Croatie, Tchéquie, Danemark, Allemagne, Grèce), cet enseignement peut être obligatoire, pour certains dans toutes les écoles, pour d'autres dans une catégorie d'écoles, pour quelques-uns avec plusieurs heures par semaine pendant plusieurs années, pour d'autres avec une heure ou encore moins par semaine pendant un an. Les mêmes pays ont en général un enseignement facultatif et la combinaison entre les deux n'est pas toujours facile à saisir. Pour les autres (Belgique (Flandre), France, Royaume-Uni, Luxembourg, Malte (?), Norvège et Espagne), il s'agit d'un enseignement facultatif. Les données ne sont pas toujours possibles à interpréter d'ailleurs.

Quoi qu'il en soit, sans compter les cas où, comme en Russie ou en Suisse, tous les élèves reçoivent un enseignement de culture antique, sans tenir compte évidemment de l'impossibilité éventuelle de donner des chiffres, même approximatifs, sans compter non plus les données formulées en pourcentage, comme en Espagne, le nombre (très sous-estimé) est de plus de deux millions d'élèves (2 016 372).

Mais on peut douter de l'intérêt de donner un résultat qui est la somme de réalités si différentes. Faut-il ajouter que la situation diffère aussi à l'intérieur d'un pays non seulement entre les régions, mais entre les établissements eux-mêmes, même dans des pays centralisés comme la France. Dans la prochaine enquête, nous demanderons aussi combien il y a d'enseignants de langues et/ou de cultures antiques, ce qui sera sans doute plus significatif.

3. Les réformes, plus ou moins récentes, du système éducatif sont défavorables aux LCA (Langues et Cultures de l'Antiquité) dans 5 Pays (Chypre, Tchéquie, Grèce, Luxembourg, Suède), mais plutôt favorables dans 8 autres (Autriche, Belgique (Flandre), Croatie, Danemark, Malte, Pays-Bas, Roumanie, Russie).

Dans 4 pays (Allemagne, Royaume-Uni, Norvège, Suisse), les effets des réformes ne sont pas mesurables ; dans deux autres les résultats sont mitigés (France, Espagne où la réforme avantage le latin mais aggrave la situation du grec).

Les réformes projetées dans 4 pays sont très inquiétantes (Autriche et Belgique (Wallonie), Espagne, où la situation du grec risque d'être encore aggravée, et Roumanie) ou difficiles à évaluer quant à leur effet (France).

Il semble que les enseignants et leurs associations aient rarement le pouvoir d'infléchir l'orientation de réformes le plus souvent dictées par la volonté de faire des économies.

4. Les instances officielles, c'est-à-dire les gouvernements, les directions de l'éducation, les chefs d'établissement, sont plutôt favorables, au moins théoriquement, à l'enseignement des LCA dans 8 pays (Belgique (Flandre), Chypre, Danemark, France, Royaume-Uni, Malte, Pays-Bas, Norvège).

Elles sont plutôt défavorables dans 6 pays (Belgique (Wallonie), Tchéquie, Grèce, Luxembourg, Roumanie, Espagne, Suède). Il est plus difficile de mesurer l'opinion des autorités, qui n'est pas toujours constante, dans 5 pays (Autriche, Croatie, Allemagne, Russie, Suisse).

En tout état de cause, les instances officielles, même quand elles sont plutôt

favorables à l'enseignement des LCA ne leur donnent pas nécessairement une place convenable. Les moyens, souvent réduits de toute façon, sont mis plus volontiers sur ce qui est présenté comme « utile » : les sciences et techniques ou les langues modernes.

Les autorités ne reflètent pas toujours non plus l'opinion publique : dans 6 pays (Autriche, Danemark, France, Grèce, Malte, Pays-Bas), celle-ci est plutôt favorable. Dans 7 pays, les LCA sont mal vues par la population qui les considère comme inutiles (Chypre, Croatie), élitistes (Tchéquie, Royaume-Uni); elles sont même parfois méconnues (Roumanie, Suède, Suisse). Dans plusieurs pays l'opinion est partagée, en particulier en Belgique (Wallonie), en Allemagne et en Russie, et parfois les différences sont dues au niveau d'éducation ou à l'âge (Luxembourg, Norvège, Espagne).

5. Dans la plupart des pays sont organisées des manifestations et des actions pour promouvoir la connaissance et l'étude de l'Antiquité : « Nuits », « Jours », « Journées », « Semaines », « Festivals », « Jeux », concours, conférences... Ces activités, dont il serait trop long de faire la liste reflètent l'appétence du public pour l'Antiquité et l'enthousiasme des associations d'enseignants ou d'amateurs. Le nombre total (16 637) de ceux qui adhèrent à des associations affiliées à EUROCLASSICA n'est pas très significatif, parce que plusieurs représentants n'ont pas renseigné la rubrique.

6. Le nombre d'universités où l'on enseigne les LCA est considérable, même si les données ne sont pas toutes faciles à interpréter : environ 200. Le nombre des étudiants ne peut être

déterminé et notre questionnaire aurait sans doute été mieux rempli si nous avions demandé de préciser le nombre des enseignants de latin, de grec et de civilisation dans les universités.

Dans la plupart des pays les étudiants de lettres classiques doivent suivre l'enseignement d'au moins une autre discipline en même temps, sauf à Chypre, au Royaume-Uni et aux Pays-Bas. Le nombre d'années d'étude est de 4 ou 5 ans. Le recrutement se fait dans 5 pays (Chypre, France, Roumanie, Russie, Espagne) par des concours ou des examens nationaux qui n'ont pas toujours lieu chaque année. Mais dans la majorité des cas, les étudiants sont recrutés à l'issue de leur cursus par les établissements d'enseignements avec des procédures diverses (entretien, curriculum vitae, présentation ...) La formation est en général assurée soit par les autorités éducatives, soit par des associations de spécialistes ...

7. Les programmes de l'enseignement secondaire sont le plus souvent décidés par le ministère de tutelle qui nomme une commission à cet effet. Ceux des universités sont déterminés par les départements de LCA, parfois avec l'intervention d'un organisme superviseur. Les élèves et les étudiants, souvent « grands commençants », disposent de manuels à tous les niveaux du cursus (il existe même au Royaume-Uni un manuel de latin pour l'école primaire), assez nombreux en latin, moins en grec, excepté dans les pays grecophones. Ils sont composés par des professeurs et édités soit par des éditeurs privés, soit par des universités. Certains professeurs ont leur propre méthode. Tous ont recours aussi évidemment

aux œuvres des auteurs anciens.

Les méthodes traditionnelles, fondées sur l'apprentissage de la grammaire et de la traduction, sont encore en vigueur dans la plupart des pays, mais elles coexistent avec d'autres, qui les remplacent parfois : méthodes interactives empruntées à l'enseignement des langues modernes, lecture des textes authentiques, enseignement conjoint du latin et du grec (ECLA), latin parlé, immersion (méthode Orberg), références à l'art, à l'archéologie, à l'histoire, recours au jeu, au théâtre ... L'analyse des textes est aussi l'occasion de confronter les modes de pensée actuels à ceux des anciens pour développer l'esprit critique des élèves. Des examens sanctionnent les études dans 12 pays (Autriche, Tchéquie, France, Allemagne, Grande-Bretagne, Grèce, Luxembourg, Pays-Bas, Norvège, Russie, Espagne, Suisse). Le niveau d'exigence, quand il est mentionné, est élevé, surtout en Russie.

À l'issue de ce bilan, on ne peut que constater la diversité et la richesse de l'enseignement des LCA. Sans doute nos disciplines sont-elles trop souvent malmenées, mais l'énergie de ceux qui les promeuvent ne semble pas faiblir et la pérennité de notre association le montre bien. Il serait bon aussi que ce survol des résultats engage chacun à consulter les questionnaires eux-mêmes pour mieux connaître les pays de ceux qui les ont remplis (voir www.euroclassica.eu). À travers les témoignages des délégués d'EUROCLASSICA, c'est parfois non seulement les formes et les méthodes éducatives qui apparaissent, mais l'Histoire même de ces pays. ■

Abbildungsverzeichnis

Wesselmann

Abb. 1: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c5/Apollo_and_Daphne_%28Bernini%29.jpg

Abb. 2: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c8/Tarquinius_and_Lucretia_-_Rubens_-_1610_-_Hermitage.jpg

Abb. 3: [https://en.wikipedia.org/wiki/Hylas_and_the_Nymphs_\(painting\)#/media/File:Waterhouse-Hylas_and_the_Nymphs_Manchester_Art_Gallery_1896.15.jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Hylas_and_the_Nymphs_(painting)#/media/File:Waterhouse-Hylas_and_the_Nymphs_Manchester_Art_Gallery_1896.15.jpg)

Abb. 4: [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Joachim_Winckelmann#/media/Datei:Johann_Joachim_Winckelmann_\(Anton_von_Maron_1768\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Joachim_Winckelmann#/media/Datei:Johann_Joachim_Winckelmann_(Anton_von_Maron_1768).jpg)

Abb. 5: https://de.wikipedia.org/wiki/Pyramus_und_Thisbe#/media/Datei:Hans_Baldung_023.jpg

Abb. 6: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/ac/Godfried_Maes_-_Illustrations_to_the_Metamorphoses_of_Ovid%2C_Apollo_secluding_Leucothoe.jpg

Abb. 7: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/78/Tereo.jpg>

Abb. 8 <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/>

commons/b/b3/Florence_Rape_of_the_Sabine_Women_1.jpg

Janse:

Map 1: ©Ian Mladjov, https://27a0436a-ab15346e-s-sites.googlegroups.com/a/umich.edu/imladjov/maps/anatolia240bc.jpg?attachauth=ANoY7cpR_5ZUclUhZsLk4eytGlXmTASMCvbgstL33Lay_IbPAxTvOfO_rZHQc19z25wf07ueN-PTzain5AORB2G7w8Eo5Jx1vGzwF4SiG02MuedAmjUowm7hQpRDyOvwG1U62tvAsCsKda9A-edW4Jidg4XSD-1ibirr1UIgK43mLXlvomQt-6BkZks4fLWj_4qJ5Maqi79R7tto7ra3fKblPcAeTHKMAw%3D%3D&attredirects=0

Map 2: ©CPLakidas / Creative Commons - https://commons.wikimedia.org/wiki/User:Cplakidas#/media/File:Map_Byzantine_Empire_1025-en.svg
Figure 1: Κιτάση Μουκαττές γιάχοτ Αχτιτ Ατίκ ιλέ Αχτι Τζετίτ γιάνι Παλαιά βε Νέα Διαθήκη (Istanbul 1884)

Map 3a: ©Nations Online Project

Map 3b: ©Mark Janse

Map 4: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Map_Greece_expansion_1832-1947-en.svg

Figure 2: ©Mark Janse

Khinast:

https://de.wikipedia.org/wiki/Viktor_Frankl#/media/Datei:Viktor_Frankl2.jpg

https://de.wikipedia.org/wiki/Viktor_Frankl#/media/Datei:Grave_of_Viktor_Frankl_02.jpg

Lindner:

https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/4f/GFestspielhaus_Salzburg.jpg

Schmetterer:

https://de.wikipedia.org/wiki/Rechtswissenschaftliche_Fakultät_der_Universität_Wien#/media/Datei:Wien_01_Juridicum_a.jpg

<https://senatusconsultum.blog/senatus-consultum-de-bacchanalibus/>

[https://de.wikipedia.org/wiki/Papinian#/media/Datei:Estatua_de_Papiniano-Tribunal_Supremo_\(Madrid\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Papinian#/media/Datei:Estatua_de_Papiniano-Tribunal_Supremo_(Madrid).jpg)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Justinian_I.#/media/Datei:Mosaic_of_Justinianus_I_-_Basilica_San_Vitale_\(Ravenna\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Justinian_I.#/media/Datei:Mosaic_of_Justinianus_I_-_Basilica_San_Vitale_(Ravenna).jpg)

<http://www.literature.at/viewer.alo?objid=11585&viewmode=fullscreen&scale=3.33&rotate=&page=3>

Glas:

<https://www.bonhams.com/auctions/20614/lot/60/>

Latin and Greek in secondary schools in England and Wales¹

John Taylor

The teaching of Latin and Greek has a long and distinguished history in British schools. In Victorian times classics dominated the curriculum of the famous ones, such as Eton and Harrow, where the sons of the ruling class were educated.² The classical enterprise is now more modest in scale and more inclusive in aspiration. It has a vigour out of proportion to its size, and a devoted following among teachers, students and the general public.

Students take public examinations towards the end of their school careers. Almost all sit GCSE (General Certificate of Secondary Education) at the age of sixteen in a range of subjects (typically eight to ten). Those who choose to continue sit A-level (Advanced Level General Certificate of Education) at the age of eighteen in a smaller number of subjects (typically three or four). Admission to university is based on A-level results.

The GCSE cohort (measured by entries in English Language and Mathematics) is about 700,000.³ The annual entry for GCSE Latin is a bit under 10,000. Therefore, about one student in seventy takes Latin. This may seem a precarious toe-hold. On the other hand, numbers taking classical subjects have for the most part remained steady during the last two decades. The broad picture (with rounded averages for recent years, and including non-linguistic subjects) is as follows:

	Latin	Greek	CC	AH
GCSE	9500	1200	3600	900
A-level	1200	250	3000	650

CC = Classical Civilisation

AH = Ancient History

Only A-level Latin has declined significantly. Conversely, GCSE Greek has shown a pleasing increase after dropping below 1000 in 1996.⁴

1 Scotland and (to a lesser extent) Northern Ireland have different systems. Wales has the same system as England, but its own examination board.

2 M. Clarke *Classical Education in Britain, 1500–1900* (Cambridge, 1959); C. Stray *Classics Transformed* (Oxford, 1998).

3 These and the following figures refer to England only.

4 The most recent figures can be seen at www.gov.uk/government/statistics/provisional-entries-for-gcse-as-and-a-level-summer-2019-exam-series.

Public examinations in England are provided by a number of awarding bodies or 'boards', overseen by the 'exams watchdog' Ofqual (Office of Qualifications and Examinations Regulation), technically a non-ministerial government department. Ofqual determines content (though without narrow prescription) and monitors standards of assessment. Minority subjects are not provided by all boards, and from 2006 examinations in Latin and Greek were provided by just one, OCR (Oxford Cambridge and RSA, the latter being the Royal Society of Arts, which rather improbably provides qualifications in typing).

More recently an alternative GCSE Latin qualification has become available from WJEC (Welsh Joint Education Committee) under the brand name Eduqas, which it uses when operating outside Wales, and this now accounts for about a third of the total entry. Provision of qualifications in small subjects is not profitable, but OCR have repeatedly stated that Latin and Greek are ring-fenced, and under no threat of being cut for financial reasons. Were the worst ever to happen, it is likely that the various learned societies (some of them wealthy) would step in with a subsidy, but naturally no-one wants to say this too loudly. Classics is fortunate to have friends in high places, including the current Prime Minister.

Advocates of classics have to tread a tightrope, exploiting the social and academic cachet of the subject (an attraction for parents, the badge of a school's seriousness) whilst also rebutting charges of elitism and insisting that classical subjects have something to offer to all students. There are many types of school in England, but they divide broadly into state schools (maintained from public funds) and independent schools (which are financially self-sufficient, with most students paying fees, which in turn pay teachers' salaries and other overheads). It is undeniably true that classics flourishes more readily in the independent sector, and (some fear) is becoming increasingly confined to it. About 40% of candidates for GCSE Latin, 75% for A-level Latin and over 90% for A-level Greek come from independent schools, though they educate only 7% of students. Even within the state



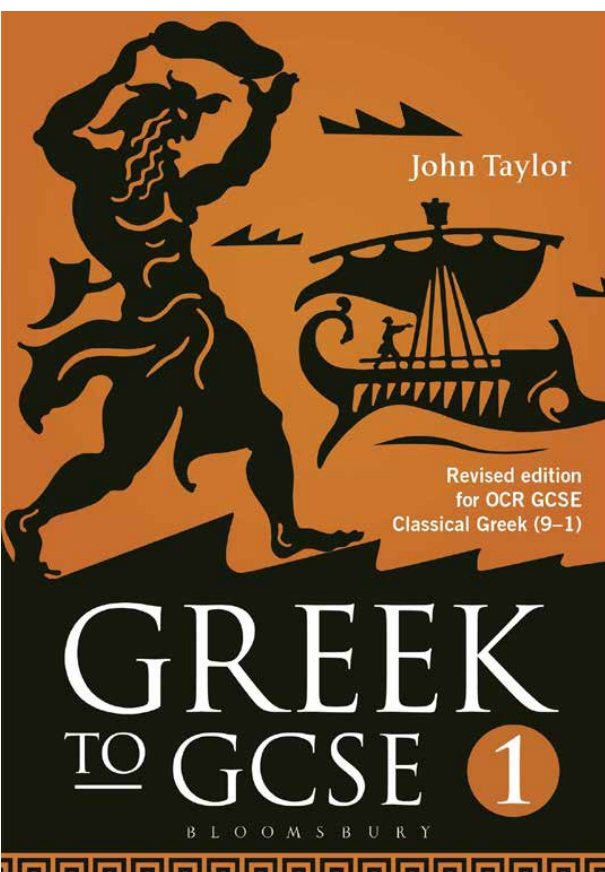
John Taylor

school constituency there is an analogous imbalance. Most schools in the maintained sector became comprehensive in the 1960s or soon afterwards, but a disproportionately high number of Latinists come from the relatively few remaining schools with an academically selective intake ('grammar schools', so called because of their original concentration on Latin grammar).

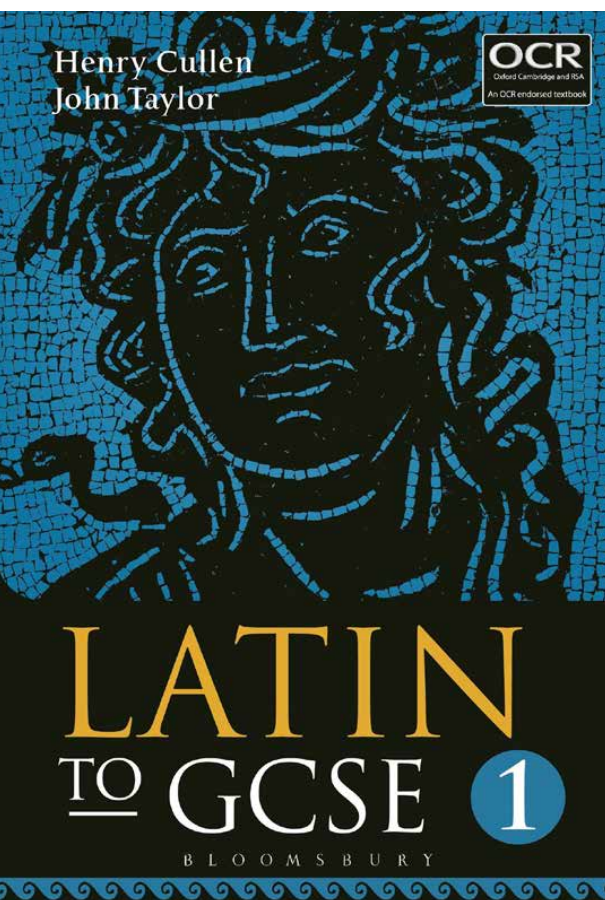
It was to address this problem, to introduce or reintroduce classics and especially Latin into mainstream state schools that the charity Classics for All was founded ten years ago.⁵ It has already raised and distributed a substantial amount of money. Local hubs organise tutors (including university students) to go into schools, but the aim is also to train teachers within the schools and make them self-supporting. Naturally, it will take time for these efforts to be reflected in examination entries, not least because part of the focus is on primary schools.

Fortuitously, Latin in primary schools had already been made feasible by the attractive textbook *Minimus* by Barbara Bell

5 See their website www.classicsforall.org.uk.



Greek to GCSE, Cover



Latin to GCSE, Cover

(Cambridge, 1999). The runaway success of this and various spin-offs, with stories in the press of grandparents forming groups to teach Latin and pursuing it themselves though the University of the Third Age, is indicative of the wide public interest in the classical world from which the school subjects benefit. This interest has grown markedly in the last twenty-five years, through films, television documentaries, historical novels and productions of Greek plays. At one point in the late 1990s, London theatres were staging more plays by Euripides than any other dramatist.

Within schools the main constraint is timetable pressure. External and internal demands combine to focus attention on core subjects. The ‘English Baccalaureate’ (a criterion for assessing a school’s GCSE results by the percentage of pupils attaining good pass grades in English, maths, a science, history or geography, and a language) does indeed allow Latin or Greek, but schools typically give priority to a modern language. The result is that the ancient languages have to compete with other subjects for a very limited number of option slots. It is often hard enough to persuade students to opt for one classical language, let alone two. Because of this, a number of schools (separately, it seems) from about 1990 began to experiment with offering combined Latin and Greek as one option in the time usually allocated to Latin alone. This is demanding but perfectly possible for able linguists if they focus closely on GCSE requirements. New textbooks in both languages have been written with this purpose in mind.⁶ Students and parents like the ‘two for the price of one’ offer that gives an extra GCSE, and results are unlikely to suffer because Latin and Greek consistently get far more top grades than any other subject.

It is also hard to generalise about how much time students spend on classical languages, as local conditions vary so widely. A GCSE course (starting from scratch) can be covered comfortably in three years, and if necessary in two. Students might typically have three or four 40-minute periods in a week, though some schools would think this enviably luxurious. Indeed, Latin and, more particularly, Greek are quite often done off-timetable through the goodwill of teachers and the enthusiasm of students. The content of GCSE is not forbiddingly extensive, though the intellectual

6 Henry Cullen and John Taylor *Latin to GCSE Part 1 and Part 2* (London, 2016); John Taylor *Greek to GCSE Part 1 and Part 2* (revised edition, London, 2016).

demand is generally considered greater than that of many subjects at this level, and a student who gains the top grade (out of nine available) will need to have a decent understanding of grammar.

It is also hard to generalise about teaching methods. Teachers are typically allowed considerable freedom so long as results are delivered, but it is fair to say that most are quite traditional in outlook. No-one sees grammar as the only reason for learning Latin, but it remains an important one. The *Cambridge Latin Course*, radically innovative when first published in 1970 and attempting to make the learning of Latin more like that of a modern language, remains the most popular school textbook, but many teachers find themselves adding grammatical stiffeners.⁷ The even more radical ‘direct method’ (learning Latin in and through spoken Latin), pioneered by W.H.D. Rouse as long ago as the early 1900s, is currently undergoing a revival in the teaching of older students but has not as yet had much impact in schools except perhaps as an occasional diversion.

The OCR Latin GCSE examination consists of three papers. The language paper, worth 50% of the marks, is made up of passages for comprehension and unseen translation (for which there is a prescribed vocabulary of 450 words), and either translation into Latin (of three very short and elementary sentences) or grammar questions on part of one of the passages. Literature papers, worth 25% each, test short set texts (about 110 lines) through a number of extracts for comprehension, analysis or translation, and two extended questions. Two prose and two verse texts are offered; candidates can do any two, or they can do one literature paper and one non-linguistic paper on a background topic such as entertainment, myths and beliefs or Roman Britain. The format of Greek GCSE is almost identical, and the WJEC/Eduqas Latin is also broadly similar, except that the literature papers are here done as open book examinations.

A-level in both Latin and Greek consists of four papers. Unseen translation of prose and verse passages by specified authors (with scansion of two lines of the verse passage) is worth 100 of the 300 marks.⁸

7 This despite the fact that the course itself has become steadily more traditional in successive editions (the current one is the fourth). Teachers also need to be selective, because its five volumes were designed to take five years, causing inevitable difficulty in more straitened circumstances.

8 Unseen authors are usually Caesar or Livy, and Ovid (alternating between elegiacs and hexameters)

Authors here (and for set texts at all levels) change every two years. Prose composition or comprehension⁹ (including quite searching grammar questions) is worth 50 marks. Prose literature is worth 75 marks, and verse literature another 75. For each of these, candidates choose (from a range of options¹⁰) either two related text prescriptions (e.g. different sections of a play, or different selections of poems by a given author) or two unrelated ones, each prescription amounting to about 220 lines. They are tested by passages with questions, and an essay on the second prescription chosen.

It should be said that there are other examinations that have not been considered

in Latin; Thucydides or Xenophon, and Sophocles or Euripides in Greek.

⁹ The source of the comprehension passage is specified for Latin as a prose author not currently represented among the literature set texts, and for Greek as oratory.

¹⁰ Cicero, an historian, Virgil, and a selection of short poems form the usual menu for Latin; an historian, Plato, Homer and a tragedy would be typical for Greek. Each paper has an additional single prescription for the second option, enabling the inclusion of less central authors such as Petronius and Lucian.

red here, all of them with small candidate numbers. OCR offers an Entry Level certificate in Latin, which proves a staging-post for beginners (a Greek one was discontinued because of insufficient demand). Until recently, all A-level candidates did an AS (Advanced Subsidiary) examination, normally at the end of their first year of study, the result counting towards the A-level grade (the final papers, referred to as 'A2', being correspondingly shorter). AS still exists (consisting of roughly half the A-level prescription) as a freestanding qualification, no longer counting towards A-level, but take-up has been low and it is likely to be discontinued. There are alternatives to A-level. The IB (International Baccalaureate), for which candidates study a wider range of subjects than they would at A-level, includes the option of Latin and/or Greek, but again numbers are low. Pre-U (i.e. pre-university) was introduced to provide a more demanding alternative (at a time of some dissatisfaction with the AS/A2 system) but was only ever taken up by a handful of schools and will be discontinued in the next two years. Stretching of the most able would have been better achieved by a bolt-on optional extra paper

for A-level candidates, as once existed in the form of S-level (Special paper) and later AEA (Advanced Extension Award).

In conclusion: much needs to be done, but much is being done. Classicists are a small but happy band. Teachers are generally content with what the examination boards provide and with the results their students achieve. Students who choose classical subjects are typically committed, enthusiastic and rewarding to teach. Teacher training courses providing the one-year PGCE (Post-graduate Certificate in Education) are over-subscribed and expanding.¹¹ Classics is fortunate in the amount of goodwill and interaction between the school and university sectors. Classics in universities is incomparably more exciting and user-friendly than it was a generation ago. We are not complacent, but we are optimistic. ■

¹¹ The two main providers for many years have been Cambridge University and King's College London, each taking about fifteen students each year. More recently a course has been started at the University of Sussex. In Liverpool a course has begun in conjunction with the local hub of Classics for All. It is also now possible for serving teachers to obtain a PGCE by part-time study.

Students Fighting for Latin in Norway

Latin on Sandnes Vidaregåande Skule

Astrid Falck Olsen

Latin was introduced as an elective course at Sandnes Upper Secondary School in 2007, and from the very beginning the school depended on extra funding from the county to make teaching of this course possible. Ten years later, due to necessary cuts in the county's budget, the school could no longer get the necessary means to continue to offer Latin classes.

The students were very surprised and disappointed by the news and decided to put up a fight. One of the students wrote to the local newspaper and invited any politician to come to the school and attend a Latin lesson. In addition, the class wrote a petition "Do not cut funding for Latin", and students and parents alike signed this petition. We also got press coverage from the local newspaper. The students met with politicians, spoke with them and expressed their points of view. The politicians told

them that unpopular cuts often had to be made, and this happened to be one of them. Only one political party supported the students from the beginning.

The day before the votes were cast, we were afraid our efforts to save Latin were worthless and in vain, based on the negative comments from one of the politicians. But the same afternoon there were rumours about a positive outcome. The next day when the votes were cast, Latin was saved, and we won!!

Later on we heard that the politicians had been impressed by the students' engagement, and this was one reason why they had changed their mind.

During all the years Latin has been taught at our school the number of students has never been high, but consistent, and the



Astrid Falck Olsen



Sandnes Vidaregåande Skule



Mrs Falck Olsen with her students

students have shown engagement and great interest.

The following is a translation of an article in our local newspaper.

“Sandnesposten” Decemberth 2017

Outcry at Sandnes Upper Secondary School against cuts in funding Latin.

The majority parties in Rogaland regional council intend to stop funding Latin at Sandnes Upper Secondary School. Pupils, teachers and pupils’ organizations are very unhappy.

The majority parties in the regional council plan to cut the funding of Latin classes in Sandnes. This means that the 15 pupils who study Latin at Sandnes Upper Secondary School today will be the last ones who will learn this language that so many European languages have developed from. “The fact that Latin may no longer be taught in Sandnes is dramatic”, says teacher Astrid Falck Olsen, “We are one of four upper secondary schools in the whole country where Latin is taught. There are about 60 pupils in the country who study Latin at upper secondary school, and 15 of those attend our school. In fact, we are talking about a language with a thousand-year long tradition in Norwegian schools being in danger of disappearing. Historically speaking no other language has had a greater importance.”

Mrs Falck Olsen finds it depressing that the politicians do not see the value of Latin being taught and hopes the politicians in the region will change their mind before the final decision is made next week.

“The subject is important in many different ways, not least because it helps pupils to master other languages better. Terminology in very many subjects is based on Latin, and I very often get mails and messages from former students who now study medicine, pharmacy, biology, law, and so on and who tell me that their knowledge of Latin comes in useful.”

The 15 pupils who are in their second and third year at upper secondary school are very sad that Latin is threatened with extinction. They praise their teacher and the school and say their motivation to work hard is very strong.

Headmaster Helge Ledaal regrets strongly that the political majority in the regional council intends to cut the funding of Latin,

but states there is very little the school can do about it. "Keeping up classes in Latin is impossible without extra funding. I appreciate the region is striving to make both ends meet, but I find it sad that a region like Rogaland, which has a huge tax income through the oil and gas industry, cannot find money for Latin classes".

Pupils and school are also strongly supported by regional council representative Aleksander Stokkeland (Conservative party). He finds it quite strange that the majority parties in the regional council will withdraw funding and promises on behalf of his own party that they will fight to keep up the classes in Latin before the budget is finally adopted. "We live in an international region in a globalised world where linguistic competence is paramount. A certain knowledge of Latin will help you learn other foreign languages. Stokkebø adds that the sum of money that is required to keep up the offer is very small compared to the value and importance of learning it".

Student's Statements



My name is Emilie Martinsen, and I am 18 years old. I am studying Latin at Sandnes Upper Secondary School. The reason why I chose Latin was because I found it fascinating that many Norwegian words originally come from Latin, and because having that subject made it possible for me to attend the field trip to Rome. When I first started taking Latin classes, I did not know much about what it would imply, however, I soon realised how important the Roman Empire and the Latin language have been for the world we know today. Now I often think about the origins of Norwegian words, and I also look for Latin words and phrases in my daily life. Taking this subject has also helped me understand sentence structure and the different functions words have in a sentence, which will be an advantage for me while learning other languages as well.



My name is Kristoffer Aunevik and I am 26 years old. I have a master's degree in Latin from the University of Oslo. I wrote my thesis on the use of the ablativus absolutus in the writings of Sallust, Livy and Tacitus. I also had Latin at Sandnes Upper Secondary School under the brilliant tutelage of Astrid Falck Olsen and was the first alumnus ever to continue with Latin at university and to earn a master's degree. Come summer I will be a teacher of Latin and German from the University of Oslo. I chose Latin because for as long as I can remember I have been interested in languages. I also found Roman history fascinating and wanted to learn more about the Romans through their own language. Latin was the perfect choice for the grammar nerd within me and I have never regretted it because Latin gives you so much.



My name is Silje (18) and I study Latin at Sandnes Upper Secondary School. Earlier I studied sports, and then I chose to replace one sport subject with Latin because it seemed like an interesting subject. After studying sports for two years I decided to change my study programme (Note: the school has three different study programmes; sports, the humanities and science) mostly because I wanted the opportunity to choose more subjects. I also decided to continue learning Latin

because during the two last years I must have two elective subjects and I wanted to learn more. I think it is interesting to see where the words come from and to see the connection between Norwegian and Latin words. I am not sure if I am going to use Latin for something later, but I am happy about the knowledge I gained from learning Latin.



My name is Silje, and I am 18 years old. I am attending Sandnes Upper Secondary School. One of my subjects this year is Latin. I chose Latin because it seemed interesting, and because we are one of the few schools in Norway which offer the opportunity to study Latin. At first, I wanted to study this language for fun, but as time was going by, I understood its importance.

It is very interesting to learn about the origins of the words I use in my everyday language. In addition, I find it fascinating to learn about the Roman Empire and how it shaped the world.



Hi, my name is Siv Anita and I am 19 years old and study at Sandnes Upper Secondary School as a senior in science. When I was a little girl, people asked me what my favourite superpower would be, and

my answer was always to be able to speak all the languages in the world, especially the dead ones ... mostly the dead ones. Because of my love for dead languages and also ancient and classical history, I decided to take my middle year (we have three years in Upper Secondary School) all over again, just to get two years of Latin.

My plan after this year is to start on a bachelor in Classical Latin, and building it up with a master in conservation care. My biggest dream is to be able to conserve as well as translate old texts to preserve the knowledge for future generations of curious minds.



Hi! My name is Rita and I am 18 years old. I am a student at Sandnes Upper Secondary School, and this is my senior year.

I chose Latin as an elective subject in my second year at this school (Note: The Norwegian upper secondary school consists of three years from the ages 16–19). It sounded fun, interesting and challenging, and I wanted to learn both the language and about the culture in the Roman Empire.

During this year I fell in love with the subject and continued with it in third grade. I am excited to read the original texts by Caesar soon. After school I am going to study physiotherapy in Bergen, and then become a physiotherapist.

Knowing Latin is a huge advantage for this subject when it comes to terminology. Studying will also be easier because Latin has already helped me to improve my skills in studying, reading and writing.

In addition to benefits at university, I have a much better understanding of complicated words in my own language, Norwegian, than I had before. The subject Latin is a fantastic offer at Sandnes, and I truly recommend it.



My name is Nora, and I am 18 years old. In addition to chemistry and mathematics, Latin is one of my subjects at Sandnes Upper Secondary School this year. It is an honour to be able to learn Latin as one out of about hundred students in Norway. Originally, the field trip to Rome inspired me to choose Latin. However, my interest in Latin itself has grown. This is partly because I am so interested in music. I find it fascinating that the origins of many words, both Norwegian words and expressions in music, come from the language and I hope the understanding of the language will help me in my further studies.



My name is Tonje, and I am 18 years old. I am attending Sandnes Upper Secondary School and I am studying Latin among other subjects. The reason why I wanted to study Latin was that it seemed interesting and it is a subject that not many Norwegians choose.

Latin is now one of my favourite subjects, and I find it very fascinating that a lot of Norwegian words have their origins in the Latin vocabulary. I hope to use my Latin knowledge when I study at university. I'm not sure what I want to study, but I'm sure that I will meet Latin whatever I choose.



My name is Marte Sæbø, and I am 18 years old. I am attending Sandnes Upper Secondary School and Latin is one of my subjects. The reason why I chose to study Latin is because I want to become a doctor and learning Latin can be helpful. The lack of opportunities when it comes to studying Latin in Norway was another reason why I chose it. I thought it would be wrong of me to miss this opportunity. In the beginning, I was the only student in our class, but after a while the class grew. While learning this language, I have developed an understanding of where Norwegian words come from and what they really mean. Now Latin is one of my favourite subjects.



My name is Vilte Vitkunaite and I am 18 years old. I am attending Sandnes Upper Secondary School and Latin is one of my subjects. I chose this subject because of various reasons. Latin is such an old and important language, and it therefore caught my interest. Our school is also one of the few schools in Norway that offers Latin. I knew I had a great opportunity to learn this unique language. When studying Latin, everything started making sense. I started seeing connections not only between historical events but also between different languages in the world. I am passionate about learning new languages because it brings people from all over the world closer. ■

Klassische Sprachen einen die moderne Gesellschaft

Mission Statement der Vereniging Classici Nederland

Henriette van Gelder, deutsche Übersetzung von Andreas Thiel

Klassische Sprachen und Kultur prägen und verbinden. Sie tun dies durch kraftvolle Geschichten, starke Bilder und grundlegende Fragen. Klassische Sprache verbinden die frühere Welt mit der heutigen, verbinden die eigene Welt mit der der anderen. Sie öffnen Ihnen die Augen für das, was Sie in der heutigen Gesellschaft miteinander teilen. Sie bereiten Sie für Ihre Rolle in der Gesellschaft von morgen vor. Die klassischen Sprachen bereiten Sie auf das Leben vor, das vor Ihnen liegt.

Sprache

Sprache ist der Schlüssel zum Verstehen. Nur wenn man sich genau mit dem auseinandersetzt, was jemand tatsächlich sagt, kann man ihn wirklich verstehen. Wenn Sie die Sprache verstehen, können Sie auch klar machen, was Sie in Worte fassen möchten. Wenn Sie einander verstehen, können Sie sich austauschen und miteinander leben. Die klassischen Sprachen lehren Sie, Sprache zu verstehen und so Ihre eigene Sprache besser zu nutzen.

Sprache und Kultur

Sprache und Kultur gehen Hand in Hand. Sie beginnen andere Menschen zu verstehen, wenn Sie dieselbe Sprache sprechen. Aber Sie verstehen einander nur dann wirklich, wenn Sie sich auf die Kultur des anderen einlassen und die Worte des anderen in ihren tatsächlichen Kontext betten. Die klassischen Sprachen machen Sie darin zum Meister. Sie erkunden, was Ihre eigene Kultur ausmacht und woher sie stammt. Sie lernen Zusammenhänge zu sehen und entwickeln sich so in Sprache und Kultur weiter.

Artes Liberales

Das akademische Fach Klassische Sprachen und Kultur beinhaltet verschiedene Disziplinen. Die Ziele des Unterrichts der klassischen Sprachen richten sich nicht nur auf Sprache, sondern auch auf Literatur, Philosophie, Geschichte, Kunst

und Architektur. Infolgedessen eröffnet das Fach weite Horizonte. Die klassischen Sprachen sind ein lebendiges Beispiel für das Ideal der Artes Liberales bzw. der Freien Künste und Wissenschaften.

Erweitern Sie Ihre Fertigkeiten

Die klassischen Sprachen machen kreativ. Sie regen an, zusammenzuarbeiten und Ihre Fähigkeit zur Problemlösung zu entwickeln. Sie lehren, gründlich zu analysieren und zu recherchieren. Sie lernen dabei, kritisch zu denken und so zwischen Wahrheit und Fiktion zu unterscheiden. Zunächst sind sie kompliziert, aber wenn Sie sich erst einmal darauf eingelassen haben, fordern sie Sie mehr als alles andere. Sie werden zu Höchstleistungen angespornt und sind dabei nicht alleine. Sie arbeiten mit engagierten Lehrkräften zusammen, die sich bewusst für die klassischen Sprachen entschieden haben. Ihre Leidenschaft wird Ihre eigene Begeisterung nähren.

Zeitreise

Die klassischen Sprachen entführen Sie nicht nur auf eine Zeitreise, sondern auch in neue Welten. Es eröffnen sich unerwartete Ausblicke. Sie bereichern Ihre Vorstellungskraft. Griechisch und Latein gewähren Ihnen einen Zugang zur Antike. Sie treten mit Ideen, Geschichten und Figuren aus der griechischen und römischen Welt in Kontakt. Die klassischen Sprachen verbinden Sie mit Ihrer eigenen Vergangenheit: Woher kommen wir und wie sind wir zu dem geworden, was wir sind?

Geteilte Vergangenheit, gemeinsame Zukunft

Die klassischen Sprachen geben (jungen) Menschen auch einen Zugang zur Gegenwart und Vergangenheit von anderen. Die Welt der klassischen Sprachen erstreckt sich vom Ganges, der Donau und dem Rhein bis nach Schottland und in die Sahara. In den Niederlanden gibt es viele ethnische Gruppen als Minderheiten. Es

wird nicht immer erkannt, dass sie nur allzu oft einen gemeinsamen Hintergrund haben und somit auf dieser Grundlage auf eine gemeinsame Zukunft hinarbeiten können. Die klassischen Sprachen öffnen Ihnen die Augen dafür.

Empathie

Klassische Sprachen und Kultur bieten Ihnen attraktive Beispiele, mit denen Sie über die wirklich großen Fragen nachdenken können. Was für Sie normal ist, setzt sich durch die klassischen Sprachen mit dem auseinander, was für Sie seltsam ist. So lernen Sie, darüber nachzudenken und sich herausfordernde Fragen zu stellen. Sie können sich somit besser in die Umstände und Gefühle anderer einfühlen. Auf diese Weise tragen klassische Sprachen dazu bei, dass sich herausbildet, wer Sie sind.

Demokratische Verfassung

Die klassischen Sprachen eröffnen Ihnen einen Zugang zu der Quelle, die unsere demokratische Verfassung inspiriert hat, und zu den Werten, die die Grundlage für unsere Gesellschaft bilden. Sie geben eine Richtung für Ihre Entwicklung zum Vollbürger vor. Auch dadurch haben die klassischen Sprachen einen Platz im Zentrum von Bildung und politischem Leben.

Die klassischen Sprachen begeistern

Ihre persönliche Entwicklung im Verhältnis zu anderen führt zu Wohlstand und Wohlbefinden. Daher sind klassische Sprachen und Kultur für die Menschen der Niederlande von unschätzbarem Wert. ■

In Cursor 14/2018, S. 15 finden Sie die englische Originalfassung des Mission Statements.
http://amici-online.eu/Cursor_14.pdf#page=15



Amor und Psyche

Existenzielles und psychologisches Interpretieren im Lateinunterricht

Rudolf Henneböhl

Im letzten Heft habe ich einige kreative Schülerbeiträge zu Amor und Psyche vorgestellt. Hier soll systematischer aufgezeigt werden, was existenzielle und psychologische Interpretation bedeutet, wie sie methodisch durchgeführt werden kann und wie sie durch kreative Interpretation zu einem intensiven und sehr lebendigen Lektüreunterricht beitragen kann.

Amor und Psyche

Die Geschichte von Amor und Psyche ist ein eingeschobener Kurzroman (Novelle) innerhalb des größeren Romans der *Metamorphosen* des Apuleius (2. Jh. n. Chr., Nordafrika). Der Gattung nach handelt es sich um ein Mythenmärchen, eine Mischung aus märchenhaften und mythologischen Elementen, die in Romanform erzählt werden.



Alexandre Cabanel (1823–1889) – Psyche (mit der Pyxis), 1881

Da Amor und Psyche nur selten in der universitären Ausbildung vermittelt wird und bis heute ein in der philologischen Forschung eher vernachlässigter Stoff ist, soll der Inhalt hier im Überblick zusammengefasst werden.

Psyche ist die jüngste von drei Königstöchtern (Prinzessinnen), ihre beiden älteren Schwestern sind bereits glücklich verheiratet. Aufgrund ihrer überirdischen Schönheit wird Psyche von den Menschen wie die „neue Venus“ verehrt, doch gerade dies verhindert jegliche persönliche Beziehung, so dass Psyche innerlich vereinsamt. Die Göttin Venus ihrerseits ist verärgert über die Verehrung des sterblichen Mädchens, die das Brachliegen ihres eigenen Kultes zur Folge hat. Sie ruft ihren Sohn Amor herbei, der dafür sorgen soll, dass sich Psyche in einen „*homo extremus*“ verliebt; auf diese Weise will sie ihre Konkurrentin demütigen und aus dem Weg schaffen. Amor jedoch verliebt sich auf den ersten Blick in Psyche.

Der Vater der Psyche spürt Elend und Einsamkeit seiner Tochter und ist besorgt, weil er keinen Ehemann für sie findet. Er befragt das Orakel des Apollo und erhält als Weisung, dass er seine Tochter zu einer Todeshochzeit mit einem Ungeheuer auf einem Berggipfel aussetzen müsse.

Schweren Herzens wird eine Scheinhochzeit inszeniert, und Psyche wird im Brautkleid auf dem Berggipfel ausgesetzt. Dort fällt sie erschöpft in einen tiefen Schlaf und wird vom Westwind Zephyrus unmerklich in das darunter gelegene blühende Tal getragen. Sie erwacht auf einer Blumenwiese und erblickt in der Nähe ein prächtiges Schloss.

Psyche betritt das Schloss und erkundet all seine Schätze, wird aber nur von unsichtbaren Dienerinnen und Dienern umsorgt und bewirtet. In der Nacht kommt der Gott Amor unerkannt zu ihr und entjungfert sie. Psyche gewöhnt sich an die nächtlichen Besuche des Fremden, gewinnt diesen lieb und wird schwanger. Allerdings schärft ihr unbekannter Gatte ihr ein, dass sie ihn nie zu sehen bekommen darf und sein Geheimnis nicht aufdecken darf; ihr Kind würde sonst seine Göttlichkeit

verlieren. Mittlerweile suchen Psyche's Schwestern nach ihr und rufen vom Felsen herab. Psyche bittet ihren Gatten inständig darum, ihre Schwestern wiedersehen zu dürfen, was dieser schweren Herzens erlaubt. Die Schwestern reagieren innerlich mit Neid und Bosheit auf Psyche's scheinbares Glück (symbolisiert im Reichtum des Palastes) und hecken eine Intrige aus. Sie suggerieren der Psyche, dass ihr Gatte ein Drache sei (vgl. den Orakelspruch), der nur darauf warte, dass sie ihr Kind gebäre, um dann beide zu verschlingen. Sie müsse ihn in der Nacht, wenn er schlief, mit Hilfe einer Lampe und eines Messers töten.

Psyche ringt sich zu dieser Tat durch, erkennt aber beim Anblick Amors die Intrige. Sie sticht sich an einem Pfeil Amors, den sie neugierig untersucht, und beugt sich mit der Lampe so über Amor, dass ein heißer Öltropfen auf dessen Schulter tropft und ihn verbrennt. Aus dem Schlaf gerissen schreckt Amor auf und verlässt, körperlich verwundet und innerlich enttäuscht, die verzweifelte Psyche. Er zieht sich in den Palast seiner Mutter in sein Schlafzimmer zurück und gibt sich seinem Schmerz hin.

Psyche will sich zunächst umbringen, beginnt aber dann, in aller Welt nach Amor zu suchen. Schließlich stellt sie sich der Göttin Venus, die ihre „entlaufene Sklavin“ steckbrieflich suchen ließ. Venus foltert Psyche und stellt ihr vier Adynata (unmögliche Aufgaben). Verschiedene Kräfte und Kreaturen kommen Psyche zu Hilfe, so dass sie die ersten drei Aufgaben bewältigt. Schließlich soll sie aus der Unterwelt (bei Proserpina) eine Büchse mit Schönheitssalbe für Venus heraufholen. In ihrer Neugier öffnet Psyche kurz nach ihrer Rückkehr die Büchse und fällt in einen tiefen Todesschlaf.

Mittlerweile ist Amor von seiner Verwundung genesen und sucht Psyche. Er erweckt sie durch einen Stich mit einem seiner Pfeile. Jupiter sorgt auf Amors Bitte für eine Versöhnung von Venus und Psyche und erhebt Psyche zur Göttin. Die Erzählung endet mit der Heirat von Amor und Psyche, die bald darauf eine Tochter namens „Hedone“ (gr. Freude, Lust) „zur Welt bringt“.

Existenzielle und psychologisierende Sprache bei Apuleius

Märchen, Mythen und Träume folgen einer ähnlichen „Logik“ und Erzählweise, die der rationalen Logik des Wachbewusstseins (ausschließende und kausale Logik) nicht entspricht, sondern assoziativer, oft auch paradoxer Natur ist. Alle drei Gattungen sind bildhafter Natur und verwenden Symbole, um eine tiefere, innerseelische Bedeutung auszudrücken.

Das Mythenmärchen des Apuleius enthält folglich in sich, von seiner Sprache her, existenzielle und psychologische, teils auch tiefenpsychologische Relevanz. Dies soll im Folgenden an einem Beispiel gezeigt werden.

Psyche wird (nach ihrer Aussetzung zur Todeshochzeit) vom Westwind Zephyrus von der schroffen Bergspitze ganz sanft in ein daruntergelegenes Tal getragen und dort niedergelegt. All dies geschieht in einem Tiefschlaf, der auf die traumartige Natur der folgenden Schilderung bereits hinweist.

Psyche teneris et herbosis locis **in ipso toro roscidi graminis suave recubans** | **tanta mentis perturbatione sedata** | **dulce conquivit**. Iamque **sufficienti recreata somno placido resurgit animo**. **Videt lucum proceris et vastis arboribus** consitum, **videt fontem vitreo latice perlucidum; medio luci meditullio prope fontis adlappsum domus regia** est aedificata non humanis manibus, sed **divinis artibus**.

Psyche lag lieblich da an dem zarten und grünenden Ort, gleichsam im Bett der vom Tau benetzten Wiese. Nach all der seelischen Aufregung hatte sie sich beruhigt und schlummerte süß. Als bald hatte sie sich **durch den ausreichenden, angenehmen Schlaf erholt** und **erhob sich in ihrer Seele** (~ richtete sich auf). Da **erblickt sie einen Hain**, bepflanzt mit **hoch aufragenden, riesigen Bäumen**, sie **erblickt eine Quelle, durch ihr kristallklares Wasser durchsichtig bis auf den Grund; genau in der Mitte des Haines nahe dem Quellgrund** befindet sich **ein Palast**, erbaut nicht von Menschenhand, sondern **durch göttliche Kunst**.

Der Text ist in sich geschickt strukturiert. War **Psyche** im Satz zuvor noch Objekt gewesen, so wird sie hier wieder zum (autonomen) Subjekt ihres Schicksals. Apuleius beschreibt in einer Geschehens-

folge das allmähliche **Wiedererwachen der Psyche**, das in sich bereits symbolischer Natur ist und eigentlich ein inneres Erwachen darstellt, die Rückkehr zur Selbstbestimmtheit.

Der **recreatio** der Psyche geht – in fast moderner Terminologie – eine **sedatio** voraus; der Reimklang *sedata ... recreata* will auf die Beziehung der beiden Begriffe aufmerksam machen. In der modernen Medizin „sediert“ man Patienten nach einem schweren „Trauma“ (schockartige Verwundung körperlicher oder seelischer Art); man versetzt sie in ein künstliches Koma, um Körper und Seele Zeit und Ruhe zur Heilung zu geben, unbelastet von Schmerzen, Ängsten und Sorgen. Man aktiviert also bewusst die inneren Heilungskräfte. Die oben grün markierten **Attribute** weisen auf diese innere Beruhigung und Wiederherstellung hin.

Etwas Ähnliches geschieht hier mit Psyche:

- **suave recubans** (süß und lieblich ruhend, <auf dem Rücken ausgestreckt daliegend>),
- **sedata** (tiefenentspannt),
- **dulce conquivit** (schief Psyche in süßem Schlummer).
- **recreata sufficienti placido somno** (wiederhergestellt durch ausreichenden, angenehmen Schlaf)
- **resurgit animo** (erhebt sie sich wieder, <richtet den Oberkörper auf oder steht auf>).

Typisch für den Stil des Apuleius ist die expressive, sehr ausdrucksstarke, oft regelrecht „barocke“ Sprache. Die meisten Substantive werden durch Adverbien und Attribute verstärkt und so in ihrer Wirkung hervorgehoben, zugleich mit Gefühlen unterlegt. Vor allem die Verben werden durch Präfixe in ihrer Bedeutung differenziert und ebenso intensiviert.

Das Aufschlagen der Augen als erneute Hinwendung zur Außenwelt (Sinneswahrnehmung) wird durch die Anapher des *videt* markiert. Dennoch ist das, was Psyche „erblickt“, keine Außenwelt, sondern eine Seelenlandschaft, ein traumartiges Abbild ihres eigenen Selbst.

Vier Symbole bestimmen das Bild:

1. Die taufeuchte **Wiese**.
2. Der **Hain** mit den hoch aufragenden **Bäumen**, die jedoch gepflanzt sind (*consitum*), also eine Ordnung aufweisen.
3. Die glasklare, bis auf den Grund durchsichtige **Quelle**.
4. Der genau im Zentrum stehende göttliche **Palast** (~ Schloss).

Diese vier Symbole sind archetypischer Natur und tauchen in vielen Märchen, Mythen und Träumen auf. Während die ersten beiden weitläufige, aus der Natur stammende Seelensymbole sind (die vegetative Lebendigkeit und die hochstrebenden Gedanken und Hoffnungen der „Psyche“ symbolisierend), sind besonders die **Quelle** (als Abbild des ursprünglichen, spontanen Urgrundes der Seele in der Tiefe des Unbewussten) und der **Palast** bzw. das Schloss (als architektonisch gegliedertes Symbol des „Seelenhauses“) von Bedeutung. Der Palast bestimmt auch im Folgenden das Geschehen, indem Psyche ihn betritt und dort auf den Liebesgott Amor trifft.

Die assoziative Symbolsprache des Traumes weist durch die direkte Nähe von Quelle und Palast (*medio luci meditullio*, durch Wortspiel betont, und *prope fontis adlappsum*) auf die Identität dieser beiden Seelensymbole hin; sie veranschaulichen nur jeweils andere Aspekte der Seele.

Dem logisch denkenden Verstand dagegen mutet die tiefenpsychologische Symbolik merkwürdig an: Wie kann ein Palast auf oder direkt neben einer Quelle gebaut sein? Kann diese überhaupt ein tragfähiges Fundament darstellen? In der Tat bildet das Unbewusste, der Quellgrund der Seele, das Fundament für das Seelenhaus mit all seinen Räumen und Inhalten. Die Symbolik ist also durchaus in sich „logisch“ oder – genauer ausgedrückt – stimmig.

Was ist mit Psyche während des Schlafes (*somno placido*) passiert? Ihre seelische Aufgewühltheit (*tanta mentis perturbatione*) weicht einer Faszination, die fast suggestiven Charakter annimmt, geprägt durch Ausdrücke des Lichtvollen: das Wort *lux* streckt etymologisch ebenso in *lucus* (lichter Hain) wie in *perlucidus* (durchscheinend). Psyche erfährt durch das Betreten des Palastes in gewisser Weise beides: die Schönheit und den Reichtum ihrer eigenen Seele, aber auch die Schönheit und die Erfüllung durch Amor, die Liebe.

Das Zusammenkommen von Seele und Liebe (Amor und Psyche) ist jedoch ein hochdramatisches Geschehen, das in der Folge ebenfalls tiefenpsychologisch verdichtet wird.

Es ist ein Geschehen, das sich in der Seele eines jeden Menschen vollzieht, wenn er zur Liebe heranreift. Insofern ist *Amor und Psyche* ein menschheitlicher Stoff, aber vor allem ein sehr jugendnaher Stoff.

Extrinsische und intrinsische Deutung

Die Frage ist, wie man solche symbolisch verdichteten, teils tiefenpsychologischen Motive im Lateinunterricht durch Interpretation erschließen und deuten kann. Der entscheidende Zugang beruht auf einer Unterscheidung, die die moderne Psychologie (vor allem C. G. Jung) entwickelt hat.

Automatisch neigen wir alle seit Kindertagen zu einer **extrinsischen Deutung**, verstehen also nicht nur reale Vorgänge, sondern auch fiktive Erzählungen, wie sie in diesem Roman vorliegen, als Geschehnisse in einer realen bzw. als real vorgestellten Außenwelt. Die Symbolsprache des Mythenmärchens legt aber eine andere Deutung nahe und ist ohne eine solche eigentlich gar nicht zu verstehen.

Eine **intrinsische** (nach innen hin gerichtete, auf seelische Inhalte bezogene) **Deutung** versteht dagegen die dem Traum ähnliche Bildsprache des Märchens und des Mythos als eine Entäußerung innerseelischer Vorgänge. Diese können überhaupt nur so – eben in bildhafter, traumartiger Symbolik – zum Bewusstsein und – als fiktive, symbolhafte Erzählung – zur Sprache gelangen. Alle Figuren und alle Handlungen solch symbolhafter Erzählungen stellen demnach verschiedene Instanzen und Ereignisse in der Seele selbst dar.

Konsequenterweise erfolgt die Deutung, indem alles – alle Personen, Geschehnisse und Emotionen – als innerseelische Äußerungen verstanden werden und auf das innerseelische Geschehen rückprojiziert werden. Die Psychologie nennt dies eine subjektale Deutung bzw. eine **Deutung auf der Subjektstufe**. Diese steht einer **Deutung auf der Objektstufe** (objektalen Deutung) entgegen.

Die Schüler der Oberstufe – und nur für diese eignet sich *Amor und Psyche* – erfahren im Unterricht noch einmal eine Steigerung und Intensivierung ihrer Deutungskompetenz. Indem sie die archetypischen Geschehnisse des Mythenmärchens auch auf ihre eigene Seele beziehen (siehe dazu im nächsten Kapitel), gewinnt der Unterricht für sie eine sehr persönliche und motivierende Bedeutung.

Kreativität als Mittel einer vertiefenden Interpretation

Die psychologische Interpretation spiegelt die durch Entäußerung objektivierten

innerseelischen Inhalte konsequent auf das innerseelische Geschehen zurück. Die Symboldeutung bei der Interpretation des Textes, die die traditionelle sprachlich-literarische Deutung noch vertieft, macht dies im Unterricht für die Schüler erkennbar. Wesentlich für einen humanen und humanistischen Unterricht ist jedoch die Selbstbeteiligung und Selbstverantwortung des Einzelnen. Bleiben solche Erkenntnisse nur objektiv, nur dem Wissen überantwortet, entfalten sie keine Wirkung in der Seele der Schüler. Indem man kreative Aufgaben anbietet, führt dies zu einer Vertiefung der Interpretation und die Schüler erfahren, dass die Prozesse und archetypischen Mechanismen, die in *Amor und Psyche* symbolhaft beschrieben werden, auch in ihrer eigenen Seele wirksam sind. Sie gewinnen eine hohe Selbst- und Sozialkompetenz, indem sie für solche Deutungen sensibilisiert werden.

Dies soll an einigen wenigen Beispielen kreativer Schülerarbeiten veranschaulicht werden. Aufgabe war es, das Erwachen der Psyche im Tal und ihren Weg hin zur Erkundung des Schlosses in Form einer Ich-Erzählung möglichst einfühlsam und möglichst spontan zu beschreiben.

Ich hörte fröhliches Vogelgezwitscher und das Rascheln der Bäume. Ein Taupfropfen, der meine Lippen benetzte, holte mich sanft aus meinem tiefen Schlaf. Blinzeln blickte ich in den wolkenlosen Himmel. Ruhig zog ein Vogel seine Kreise und ich genoss den Anblick, wie er mächtig und erhaben seine Flügel ausbreitete und sich vom Wind tragen ließ. Der Wind wiegte die Äste der majestätischen Bäume, die mir Schatten gaben. Sanft strich ich über das weiche, taunasse Gras, atmete den frischen Duft der Natur ein und ließ einen Marienkäfer auf meine Hand krabbeln, der sogleich seine Flügel ausbreitete und davonflog, als ich begann mich aufzurichten.

Mit einem zufriedenen Lächeln blickte ich dem Marienkäfer hinterher, der einem großen, weißen Palast entgegenflog, der mir wie in göttlicher Kunst zu erstrahlen schien. Der Palast war umringt von hohen, mächtigen Bäumen. Überwältigt von dem Anblick des Palastes war ich mir nicht sicher, ob ich träumte, und rieb mir die Augen. Doch der traumhafte Palast stand immer noch da.

Schnell stand ich auf und ging in Richtung des Palastes. Ich rannte schon fast vor Neugier. Vor dem Palast lag ein

breiter kristallener See. Fasziniert schritt ich über die Brücke, die über den glitzernden See führte und deren Geländer mit Rosenranken geschmückt war. Hinter der Brücke gelangte ich auf einen Weg aus Marmorsteinen, der eingerahmt wurde von einem kunstvoll angelegten Rosengarten. Jede einzelne Rose schien mit so viel Mühe gepflegt worden zu sein, dass ich mich gar nicht traute, sie zu berühren.

Wer mag wohl mit solch einer Hingabe diesen Garten pflegen? Doch ich kam nicht dazu, diese Frage weiter zu verfolgen, da ich ein sanftes Plätschern hörte. Suchend blickte ich umher und sah einen schmalen Fluss, der durch den Rosengarten floss. Immer noch staunend über die Schönheit dieses Gartens stand ich plötzlich vor einer großen Treppe, die zum Eingang des Palastes führte. Ich war mir etwas unsicher, ob ich diesen Palast betreten durfte. Doch als ich mich umblickte und meinen Blick noch einmal über den Garten schweifen ließ, wusste ich, dass wer immer diesen Garten gestaltet hatte und hier wohnte, ein Herz voller Güte und Liebe haben musste, so prächtig wie er die kleinen Dinge in diesem Garten erstrahlen ließ.

Mit dieser Zuversicht stieg ich die Treppe hinauf und stand vor einer großen, massiven Tür aus Akazienholz, die zu meiner Überraschung offenstand. Wer baute eine so große und schwere Tür ein und ließ diese offenstehen? Hatte man mich erwartet? Durfte ich in ein so göttliches Schloss eintreten? Sollte ich wieder umkehren? Doch der Palast schien mich in irgendeiner Art und Weise anzuziehen. Ich fühlte, dass er mir mehr erzählen wollte als von seiner äußerlichen Schönheit. Vorsichtig legte ich meine Hand an den Türrahmen, der sich ungewöhnlich glatt anfühlte, und es schien mir, als würde das Holz eine Wärme ausstrahlen, dir mir ein wohliges Gefühl gab und mit der alle Unsicherheit verflog. Als ich den ersten Schritt in den Palast machte, nahm mir der Anblick den Atem. Der Saal war durchflutet vom Sonnenlicht, das durch die Fensterfront seine Strahlen warf. Diese fielen auf den eleganten Kronleuchter, der an der Decke hing, die mit wunderbaren, kunstvollen Bildern bemalt war ...

Die Markierungen im Text sollen sichtbar machen, welche Symbolisierungen sich wiederum in einer solchen Ich-Erzählung finden:

- **Ich-Erzähler** (personales Erleben)
- **Handlungen** des Ich-Erzählers
- **emotionale Anteile**
- **psychologisch bedeutsame Hinweise**
- (tiefenpsychologische) **Gegenstände** oder **Symbole**
- **Elemente des Göttlichen** (in den Zentralsymbolen)

Die Schüler setzen sich eigentlich (intrinsisch gesehen) mit der Frage auseinander, wie sie Zugang zu ihrem eigenen Selbst erhalten können, wie dieses beschaffen ist und ob sie sich einen Zugang dazu wünschen. Die Erzählungen sind folglich fast immer emotional eingefärbt, worauf man als Lehrer sensibel achten sollte. Die Reaktionen sind meistens positiv, von Neugier geprägt, können aber auch ablehnend und von Angst oder Scheu geprägt sein. Dies zeigt sich vor allem in der Art, wie der Zugang zum Schloss und wie dessen Portal gestaltet ist.

Wenn oben auf die paradoxe, der Alltagslogik widersprechende Nähe bzw. Identität von Quelle und Schloss hingewiesen wurde (vgl. ähnlich die Identität von „Baum der Erkenntnis“ und „Baum des Lebens“ in der *Genesis*), so wird in den folgenden kurzen Auszügen deutlich, dass genau diese Identität unbewusst wahrgenommen wurde und wiederum symbolisch verdichtet wurde.

1. ... Direkt vor mir lag **ein wunder-schöner, kristallklarer und hell funkeln-der Fluss**, an dem sich verschiedene Tiere wie Vögel und Eichhörnchen niedergelassen hatten. Während diese eifrig ihren Durst stillten, erspähte ich auf dem ruhigen Wasser ein kleines, hölzernes **Boot, welches in mir großes Interesse weckte**. Langsam ging ich darauf zu und behielt es stets im Auge, **voller Furcht, es könne davonschwimmen**. Als ich das Boot betrat, geschah Unglaubliches. **Vor mir tauchte wie aus dem Nichts heraus ein großer Palast auf** ...

2. Ich spüre den Drang, einen Schluck Wasser aus diesem **spiegelklaren und funkeln- den Fluss** zu nehmen. Es schmeckt so himmlisch. **Was ist das dort im Wasser?** Es sieht aus wie ein Gebäude, aber größer als ein Haus, ... es ist ein **Palast**. Was sucht ein Palast an diesem Ort? Als ich mich langsam aufrichtete, da ich die Vorstellung so absurd finde, sehe ich es: **ein riesiger Palast, von Wolken umhüllt** und in der Farbe von Elfenbein, so als wäre er selbst eine Wolke ... und **mit dem Fluss, der wie ein glä-**

serner Weg wirkt, der zu ihm hinführt.

3. Sanft strich ich über das weiche, taunasse Gras, atmete den frischen Duft der Natur ein und ließ einen **Marienkäfer** auf meine Hand krabbeln, der sogleich seine Flügel ausbreitete und davonflog, **als ich begann mich aufzurichten. Mit einem zufriedenen Lächeln blickte ich dem Marienkäfer hinterher, der einem großen, weißen Palast entgegenflog**, der mir wie in göttlicher Kunst zu erstrahlen schien. Der Palast war umringt von hohen, mächtigen Bäumen.



Psyche erwacht im Tal

Symbolisch werden hier drei verschiedene Zugangswege zum Inneren der Seele erkennbar:

1. Per **Boot**, also indem man sich der Strömung des Unbewussten überlässt, ohne zu steuern (vgl. die Rolle des Charon in der Mythologie und Psyches Unterweltsfahrt).
2. Über einen **gläsernen Steg**, eine Art surrealen **Wolkenweg** [den Traum als „Königsweg zum Unbewussten“ (Sigmund Freud)].
3. Geleitet vom **Flug eines Marienkäfers**, also einer lebendigen innerseelischen Kraft wie der Intuition oder der Phantasie.

Resümee

Fiktive Stoffe wie ein solches Mythenmärchen weisen eine menschliche Tiefe und einen schülernahen Gehalt auf, der ein großes Potenzial für den Lateinunterricht birgt. Schüler erfahren vertiefende Wege und Methoden der Deutung und sie erleben den archetypischen Gehalt solcher Literatur durch Interpretation und durch kreative Vertiefung. Zugleich erfahren sie eine neue Dimension der lateinischen Literatur, die eben nicht nur rationale und zwecklogische Texte enthält, sondern einen großen Reichtum an existenziellen, menschlich berührenden und auch heute noch ungebrochen aktuellen Stoffen und Motiven. Diese finden sich vor allem in der römischen Dichtung, aber eben auch in einem solchen spätantiken Mythenmärchen.

Dieses hat rezeptionsgeschichtlich eine große Wirkung auf die europäische Kunst

und Literatur und vor allem auch auf die deutschen Märchen ausgeübt und wird bis heute weltweit sehr häufig gelesen und rezipiert. Es ist sprachlich und inhaltlich ein großartiger Stoff und gehört unbedingt in die Curricula der Oberstufe.

Der hier vorgetragene Ansatz einer vertiefenden Interpretation konnte in diesem Rahmen nur kurz beleuchtet werden. Ich habe ihn im Lehrerkommentar zu meiner Ausgabe von *Amor und Psyche* weitaus intensiver begründet und methodisch entwickelt.

Wenn der moderne Lateinunterricht eine Wirkung entfalten soll und den Schülerinnen und Schülern etwas Bleibendes vermitteln will, einen tieferen Eindruck, dann trägt gerade ein solcher Unterricht zu einer sehr persönlichen Wirkung bei. Alle Schülerinnen und Schüler arbeiten gemeinsam an einer Deutung der Lektüre, die immer mehr Sinn und Intensität gewinnt; sie tragen mit ihren kreativen Beiträgen und mit ihren sensiblen Deutungen in der Interpretation zu einem tieferen Verständnis auch ihrer selbst und ihrer Mitschüler bei. ■

Den ersten Teil dieses Beitrags finden Sie im Cursor 15/2019 von Seite 3 bis 7.
http://amici-online.eu/Cursor_15.pdf#page=3



Antike Ideale – verschenkte Potentiale?

Sperrige Inhalte des Altsprachenunterrichts nach #metoo

Katharina Wesselmann

Alte Texte, neue Probleme

*fassusque nefas et virginem et unam
vi superat frustra clamato saepe parente,
saepe sorore sua, magnis super omnia divis.
illa tremit velut agna pavens, quae saucia cani
ore excussa lupi nondum sibi tuta videtur,
utque columba suo madefactis sanguine plumis
horret adhuc avidosque timet, quibus haeserat,
ungues. (Ovid, Met. 6, 524–530)*

„Er bekennt seine verbrecherische Begierde und überwältigt die Jungfrau gleichzeitig gewaltsam; sie schreit nach dem Vater, oft, aber vergeblich, oft auch nach ihrer Schwester, vor allem aber nach den großen Göttern. Wie ein ängstliches Lamm zittert sie, das verletzt aus dem Maul des grauen Wolfes gerissen sich noch nicht sicher fühlt, wie eine Taube, die vor ihrem blutgetränkten Gefieder erschrickt und die gierigen Krallen noch fürchtet, von denen sie gepackt war.“

Ovids Erzählung von Tereus, Prokne und Philomela (6, 412–647), in der ein junges Mädchen vergewaltigt und verstümmelt wird, ist in den gängigen Lektüre-Ausgaben für das Gymnasium nicht enthalten.¹ Dass die Lektüre von derart drastischen Passagen im Schulunterricht nicht vorgesehen ist, erscheint auf den ersten Blick verständlich, wenn auch diskutabel. Weniger einleuchtend ist, dass andere Texte, die sexuelle Gewalt thematisieren, zwar zum Kanon gehören, dass dieser Aspekt aber für gewöhnlich einfach ignoriert wurde. Das wohl prägnanteste Beispiel ist Ovids Erzählung von Apoll und Daphne (1, 452–567), die in zahlreichen Schulausgaben der *Metamorphosen* enthalten ist: Apollon, getroffen von Amors Liebespfeil, entbrennt für die Nymphe Daphne, die ewige Jungfräulichkeit gelobt hat. Der Gott rennt ihr hinterher und macht sich dabei in hohem Maße lächerlich. Kurz bevor er Daphne ergreift, fleht sie zu ihrem Vater, dem Flussgott Peneus, er solle ihre Schönheit vernichten – *qua nimium placui, mutando*

¹ Für diesen Beitrag wurden konsultiert: Benedicter/Maier/Rieger 1987, Braun et al. 2018, Datené 2015, Dronia 2014, Glücklich (1984) 2000, Gressel/Pridik 2011, Grobauer 2005, Hille-Coates 2015, Kis-Sira 2015, Schlingmeyer 2014, Scholz/Göttsching 2012, Zitzl (2008) 2012, Zitzl 2012, Zitzl 2014.

perde figuram! (1, 146). Sie wird in einen Lorbeerbaum verwandelt, den Apollon fortan als sein persönliches Insignium betrachtet.

Bei der Darstellung der Szene durch Gianlorenzo Bernini handelt es sich um eine der berühmtesten Skulpturen der Kunstgeschichte, und natürlich ist Berninis Umsetzung von Ovids Beschreibung in eine bildhafte

Komposition nichts weniger als meisterhaft – von seiner Bearbeitung des Materials ganz zu schweigen. Was es bedeutet, dass sich Kardinal Scipione Borghese die ästhetisierte Darstellung einer (Beinahe-) Vergewaltigung in seinen Palast stellte, dass zahlreiche Menschen die Skulptur bewundern und in Magnetform an ihre Kühlschränke heften, und dass Abbildungen davon wohl alle Schulausgaben der Episode zieren – das wird nicht diskutiert. Dabei stellt auch Bernini die Szene durchaus drastisch dar: Während Daphne ihren Körper fliehend nach vorn wirft, drehen sich ihre Augen ängstlich nach hinten, ihr Mund ist zu einem Schrei der Verzweiflung geöffnet.

Entsprechend der Rezeption der Skulptur ergibt sich im Gespräch mit Lehrenden und Lernenden, dass auch der Text in aller Regel als unproblematisch wahrgenommen wird; traditionellerweise wird die sexuelle Gewalt in gängigen Schulausgaben auch nicht kommentiert; erst in den letzten fünf Jahren scheint hier ein Umdenken stattzufinden.² Dabei wird die Angst des Opfers deutlich gemacht (*timido ... cursu / fugit*, 525f., *timore*, 539, *expalluit*, 543), und auch die Metaphern des Erstarrens und Festhängens im Zuge der Metamorphose sind alles andere als harmlos:

*vix prece finita torpor gravis occupat artus,
mollia cinguntur tenui praecordia libro,
in frondem crines, in ramos brachia crescent,*

² Während die Geschichte bei Zitzl 2012, 8f. als „Hasenjagd“ verharmlost wird (in dem Gleichnis 1, 533–539 wird Apollon mit einem Jagdhund gleichgesetzt und Daphne mit einem Hasen, der um sein Leben rennt) und die Lernenden aufgefordert sind, die „Tragik Apollons“ zu erläutern, sollen sie sich bei Braun et al. 2018, 21 in die Situation der Daphne versetzen; Dronia 2014, 17 bezeichnet Apollons Tun als „sexuelle Gewalt“ und Hille-Coates 2015, 42 fügt der Geschichte einen Infotext zum Thema Vergewaltigung in der Antike bei.



Gian Lorenzo Bernini, Apoll und Daphne, 1622–1625, Galleria Borghese, Rom

*pes modo tam velox pigris radicibus haeret,
ora cacumen habet.*
(Ovid, Met. 1, 548–552)

„Kaum ist die Bitte beendet, befällt eine schwere Starre ihre Glieder, die weiche Brust wird von dünner Rinde umgeben, die Haare werden zu Laub, die Arme zu Ästen, der eben noch so schnelle Fuß hängt an trägen Wurzeln, das Gesicht hat der Wipfel verschluckt.“

Daphne wird durch die Verwandlung immobilisiert; Apollon schneidet ‚ihr‘ Zweige ab; sie scheint dem zuzustimmen:

*finierat Paeon: factis modo laurea ramis
adnuat utque caput visa est agitasse cacumen.*
(Ovid, Met. 1, 566f.)

„Paian hatte geendet: Der Lorbeerbaum nickte mit den eben entstandenen Zweigen und schien wie ein Haupt seinen Wipfel zu bewegen.“

Dieses Zeichen der Zustimmung ist mehr als zweifelhaft: *visa est* markiert das Gesehene als eine Interpretation des Gesehenen aus der Außenperspektive (des Gottes? des Erzählers? des Lesers?); um eine objektiv dem Baum zugeschriebene Willensäußerung handelt es sich nicht. Daphne kann nicht mehr sprechen, also bleibt die Uneindeutigkeit bestehen und wird auch in der Folge noch einmal betont, wo es heißt, dass die anderen Flussgötter nicht wissen, ob sie Daphnes Vater Peneus bemitleiden oder ihm gratulieren sollen (1, 577f.). Entsprechend wird die Bewegung des Lorbeerbaums auch in der Forschung nicht unbedingt als Zustimmung gewertet:

„After her transformation, Daphne as tree is an exact analog of a victim so profoundly traumatized by her experience that she has taken refuge in a catatonic withdrawal from all human involvement, passively acted upon by her environment and by other persons, but cut off from any response that could be called human. Ovid's language describing what he and Apollo choose to take as the laurel's, reactions' [...] has an eerie but psychologically correct ring to it.“
(Curran 1978, 230)³

Die *Metamorphosen* enthalten über 50 Fälle von sexueller Gewalt.⁴ Damit ist Ovid unter den antiken Autoren kein Einzelfall, auch nicht im Kanon des Lateinunterrichts: Von Terenz sind sechs Stücke erhalten; drei⁵ davon enthalten Vergewaltigungen, die als lustige, retardierende und komplizierende Handlungselemente funktionieren, *Adelphoë*, *Eunuchus* und *Hecyra*; die *Adelphoë* sind in einer Schulausgabe bei Klett verfügbar (Glücklich 2010) und waren 2016 Pflichtthema im Schleswig-Holsteinischen Zentralabitur. Catull, ebenfalls ein gern gelesener Schulautor, spart nicht an derben sexuellen Beleidigungen und bedroht seine Rivalen in *carmen* 16

3 Vgl. Hong 2013, 673: „Ovid's depiction of Daphne's shrinking away from Apollo's touch and his willful misreading of her flight as a seductive use of her body and her nodding ‚consent‘, against the backdrop of the narrator's description of her revulsion, exposes the self-serving nature of the pursuer's interpretation. It also exposes the way that narrative emphasis on the perspective of the pursuer, in combination with the absence of the victim's voice or experience, often leads to a tendency to sympathize with the perpetrator. Many students view this story as a tragic story of unrequited love.“

4 Richlin 1992, 158.

5 James 2013, 186 nennt noch die *Andria*; hier wird die Beziehung zwischen Glycerium und Pamphilus jedoch als konsensuell dargestellt (was sicher diskutabel ist).

mit (wenn auch metapoetisch lesbarer) Vergewaltigung; das Gedicht ist heutzutage zu Recht in vielen Schulausgaben enthalten (z. B. Glücklich 1980ff.), weil es die Notwendigkeit einer Trennung von ‚Dichter‘ und ‚Sprecher‘ in überdeutlicher Weise veranschaulicht; die Thematik der Vergewaltigung wird jedoch in diesem Zusammenhang nicht verhandelt. Offenbar traut man Lehrpersonen und Lernenden zu, über die Drastik einfach hinwegzulesen oder empfindet es als übertrieben prüde, hier ein diskussionswürdiges Problem zu sehen.

Dem Phänomen der sexuellen Gewalt im Lateinunterricht zu entgehen, würde wohl nur gelingen, wenn man den Kanon empfindlich reduzierte, denn die Liste lässt sich endlos fortführen: Martial und Horaz beschimpfen alte und hässliche Frauen in obszöner Weise (z. B. Mart. 3, 93 und 7, 75, Hor. *Ep.* 8 und 12); die Liebeselegiker stellen die Geschlechterverhältnisse als ständigen Machtkampf dar (programmatisch in Ovid *Am.* 1, 9 oder Properz 1, 1), und auch in Prosatexten gibt es schwierige Stellen wie die Vergewaltigungen der Sabinerinnen oder der Lucretia bei Livius (1, 9–13 und 57f.), Teile des Werks, die gerade in der Kunstgeschichte sehr stark rezipiert worden sind. Ein Beispiel ist das abgebildete Gemälde von Peter Paul Rubens, in den Weltkriegswirren aus Schloss Sanssouci entwendet und nach Russland verbracht, das lange als verschollen galt und mittlerweile in der Petersburger Eremitage zu sehen ist. Der Beutekunst-Krimi ist in der deutschen Presse ausgiebig kommentiert worden („Deutschland kämpft für diese schöne Rubens-Frau“⁶), nicht jedoch die Art der Darstellung dieser mythischen Vergewaltigung, die interessante Fragen aufwirft: nach der sexualisierten Darstellung des nackten weiblichen Körpers im Zentrum des Bildes, nach der Wertung des Geschehens durch die gleichzeitige Präsenz des Gottes Amor, der Tarquinius im wahrsten Sinne des Wortes ‚anfeuert‘, und der Furie links im Bild, die den Schrecken des Geschehens symbolisiert.

6 <https://www.bz-berlin.de/artikel-archiv/deutschland-kaempft-fuer-diese-schoene-rubens-frau> (Zugriff am 07.03.2020)



Peter Paul Rubens, Tarquinius und Lucretia, 1609, Eremitage, Petersburg

Die Frage nach dem Umgang mit diesen Inhalten im Unterricht ist in der deutschsprachigen Didaktik noch kaum gestellt worden, anders als im anglophonen Raum, wo sich in den letzten 20 Jahren eine größere Sensibilität entwickelt hat.⁷ Dabei ist sie dringlich, denn der gesellschaftliche Umgang mit sexuellen Übergriffen hat sich gerade in den letzten Jahren sehr verändert. Spätestens seit der #metoo-Bewegung, die ihren Anfang im Oktober 2017 mit einem Tweet der Schauspielerin Alyssa Milano nahm und eine Flut von Diskussionen über Einzelfälle und Generelles auslöste, ist die Gesellschaft sensibler geworden, nicht nur was echte Übergriffe angeht, sondern auch bezüglich der Darstellung von sexuellen Machtstrukturen in künstlerischen Kontexten.

Etablierte Inhalte in allen möglichen Diskursen – Literatur, Kunst, Film, Alltagssprache – werden plötzlich anders wahrgenommen; was als harmlos oder komisch aufgefasst wurde, wird nun hinterfragt. Die Beispiele für die verarmlosende oder sogar romantisierte Darstellung sexueller Gewalt sind zahlreich. Hier wurden zunächst vor allem Fälle aus dem universell verfügbaren Bereich der populären Kultur diskutiert: So bemerken Fans der seit Jahrzehnten beliebte James Bond-Reihe plötzlich, dass der Filmheld auch als Frauenfeind und Vergewaltiger

7 Vgl. z. B. Richlin 1992, Kahn 2004, James 2008, 2012 und 2013, Liveley 2012, Hong 2013, Lauriola 2013, Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, darin bes. Thakur und James.



John William Waterhouse, Hylas und die Nymphen, 1896, Manchester Art Gallery

auftritt⁸, Kultfilme aus den 1980er-Jahren werden auf ihr sexistisches Frauenbild hin analysiert,⁹ der beliebteste Weihnachtsfilm der letzten zwei Dekaden, *Love Actually*, seit seinem Erscheinen im Jahr 2003 auch im deutschen Sprachbereich unter dem Titel „Tatsächlich Liebe“ populär, scheint Stalking und sexuelle Belästigung zu romantisieren und Frauen als stumm und verfügbar darzustellen.¹⁰ Auch in ‚höherkulturellen‘ Sphären werden Inhalte neu gelesen: Die Debatte um Ernst Gomringer’s Gedicht *Avenidas* beschäftigte das deutsche Feuilleton monatelang – ist es sexistisch, Frauen mit Blumen gleichzusetzen und als Objekt des männlichen Blicks darzustellen?¹¹ Oder bedeutet die Entfernung des Gedichts aus dem öffentlichen Raum – Gomringer’s Gedicht zierte die Fassade der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin – Zensur und kulturelle Barbarei?¹² Die Diskussionen dringen auch in den Bereich der bildenden Kunst; so wur-

den in den letzten Jahren Ausstellungen des Malers Balthus mit seinen lasziven Kindfrauen kontrovers diskutiert,¹³ aber auch beliebte Klassiker wie John William Waterhouses Darstellung von Hylas und den Nymphen¹⁴ – die Geschichte einer Vergewaltigung mit Todesfolge, stark ästhetisiert im Werk des den Präraffaeliten nahestehenden Malers.

Beim Hylas-Mythos sind wir in der Antike angelangt, die eben nicht nur Quelle alles Wahren, Schönen und Guten ist, sondern auch Ursprung vieler westlicher Traditionen, mit denen wir uns heute schwerer tun; antike Vorstellungen von Sexualität gehören zu diesen Bereichen, die Jahrtausende lang kaum hinterfragt wurden, heute aber nicht mehr ohne Weiteres vermittelbar sind.

In der altsprachlichen Fachdidaktik liegt der Fokus häufig auf Fragen der Lerneffizienz. Das ist wichtig, gerade in Zeiten immer weiter schwindender Stundenzahlen. Daneben muss immer auch hinterfragt werden, warum die antiken Texte überhaupt gelesen werden. Die Gründe, im Gymnasium alte Sprachen zu lehren und zu lernen, sind schon lange nicht mehr offensichtlich, und die Anziehungskraft der Antike erschließt sich nicht mehr ohne Weiteres. Dass die Bedeutung der Antike im Bildungskanon des 21. Jahrhunderts

rapide schwindet, ist nicht zuletzt der übertriebenen Idealisierung der Antike in den vorangegangenen Epochen zuzuschreiben, einer Idealisierung, die heute nicht nur nicht mehr ‚zieht‘, sondern die weder den antiken Inhalten gerecht wird, noch deren Fortwirken und Gegenwartsrelevanz.

Die Winckelmann’sche Perspektive hat unser Antikenbild seit dem 18. Jahrhundert geprägt. „Edle Einfalt, stille Größe“ ist ein bekanntes Schlagwort dieses Begründers des Klassizismus (*Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* von 1755). Es ist kein Zufall, dass Johann Jacob Winckelmann seine im 18. Jahrhundert nicht öffentlich auslebbareren homoerotischen Fantasien auf griechische Skulpturen übertrug; dass diese Fantasien ästhetisch sublimiert und dadurch entsexualisiert wurden, liegt auf der Hand.

Die vermutlich reinweiße antike Skulptur wird im ganzen Klassizismus symptomatisch für unser Antikenbild und bleibt bis heute wirksam. Hier herrscht eine Gemengelage widerstreitender und sich eigentlich gegenseitig ausschließender Faktoren: Zum einen haben wir uns von der Zensur vergangener Epochen befreit. Wie oben gesagt, werden die potentiell schwierigen Texte in der Schule durchaus gelesen, bis hin zu Catulls *carmen* 16, was vor der sogenannten sexuellen Revolution der 68er-Jahre undenkbar gewesen wäre. Andererseits werden diese Inhalte Lehrpersonen und Lernenden weitgehend unkommentiert überlassen. Lehrpersonen, die den *Consilia*-Band zu Catull lesen (Glücklich 1980ff.), erhalten zwar wertvolle Erläuterungen zu den poetologischen Implikationen von *carmen* 16, aber keine Handhabe, Pubertierenden zu erklären, wie sie die Androhung von erzwungener *irrumatio* einordnen sollen. Es ist anzunehmen, dass sich hier nicht alle Beteiligten immer gleich wohlfühlen. Das wird nicht besser, wenn die schwierigen Inhalte unter den Teppich gekehrt werden.

Im Zentrum des Kanons: Ovids *Metamorphosen*

Wie eingangs gesagt, ist Ovid nicht der einzige heute ‚schwer vermittelbare‘ antike Autor, aber womöglich derjenige, bei dessen Lektüre die Thematik der sexuellen Gewalt am schwersten zu vermeiden ist. Die US-amerikanische Philologin Madeleine Kahn schildert das Problem in ihrem Lehrbericht *“Why Are We Reading a Handbook on Rape?” Young Women*

8 So Child 2018 in der britischen Zeitschrift *The Guardian* mit einem Artikel, der auch in der deutschsprachigen Presse-landschaft Widerhall gefunden hat, s. z. B. Knopf 2018.

9 Z. B. Freeman 2018, u. a. über den nach wie vor beliebten Film *Working Girl*: „she is [...] depicted as a kind of babyish sex doll, one who girlishly defers to her men (Alec Baldwin and then Harrison Ford) and talks in the voice of a child. She can only progress up the ladder not by fighting sexism, but by tearing down another woman, the pointedly very adult Katharine (Sigourney Weaver), who is mocked for worrying about her fertility, physically humiliated and finally banished.“

10 West 2013.

11 Z. B. Sauerbrey 2018.

12 Z. B. Ingold 2018.

13 Z. B. Bellafante 2017.

14 Childs 2018.

Transform a Classic von 2004: Kahn beschreibt die sich entspinrenden Kontroversen zwischen ihren Studentinnen (die Szene spielt sich in einem Kurs am Mills College ab, ein Frauencollege in Oakland, Kalifornien – aber die meisten Studentinnen sind etwa im Alter, in dem man in Deutschland das Abitur ablegt). Die Diskussion dreht sich vor allem um die Geschichte von Tereus, Prokne und Philomela, wie oben gesagt, eine der drastischsten Erzählungen der *Metamorphosen*: Tereus, der mit Prokne verheiratet ist, vergewaltigt ihre Schwester Philomela. Um sie nach der Tat am Reden zu hindern, schneidet er ihr die Zunge heraus. Philomela jedoch webt ein Gewand, in das sie *notas purpureas* einfügt, also wie auch immer geartete Zeichen, die die Tat offenbaren, und lässt es ihrer Schwester zukommen. Diese befreit ihre – totgeglaubte – Schwester. Aus Rache schlachten die beiden Frauen Proknes und Tereus' Sohn Itys und setzen ihn dem Vater zum Essen vor. Die Geschichte sorgt bei Kahns Studentinnen für Abscheu und Entrüstung. Eine Studentin, die selbst Opfer einer Vergewaltigung geworden ist, weigert sich, weiter Ovid zu lesen, bezeichnet die *Metamorphosen* als „a handbook on rape“ und schildert ihre Erfahrung beim Lesen der Philomela-Geschichte mit den Worten: „It's like being raped all over again“.

Es ist nachvollziehbar, dass sich Lehrende ungern diesen Situationen aussetzen wollen. Der Umgang mit heiklen Inhalten antiker Texte ist hochproblematisch, auch und gerade für solche Lehrpersonen, die eigentlich gerne neue Perspektiven einnehmen würden. Der US-amerikanische klassische Philologe Sanjaya Thakur (Professor of Classics, Colorado College) beschreibt die Zurückhaltung gerade männlicher Lehrender, sich mit Inhalten wie z. B. Vergewaltigung zu befassen. Neben der eigenen Unsicherheit gegenüber Lernenden und Studierenden besteht immer die Gefahr, sich Animositäten auszusetzen, und zwar sowohl dem Vorwurf der Ahnungslosigkeit von weiblicher oder feministischer Seite also auch dem des Konservatismus vom anderen Ende des Spektrums. Dazu kommt die Furcht vor Konsequenzen seitens Eltern oder Schulleitung, im akademischen System auch die Angst vor einem vorzeitigen Karriereende. Zahlreiche Lehrende entscheiden sich daher für die konsequente Vermeidung jeglicher als heikel empfundener Inhalte (Thakur 2014, 152–154).

Dass diese Vermeidungsstrategie nicht aufgeht, wird z. B. an einer Schulausgabe der *Metamorphosen* deutlich, die 2015

erschienen ist; es handelt sich um ein Bändchen mit dem Titel „Beziehung und Bezauberung. Geschichten junger Liebe in Ovids *Metamorphosen*“, erschienen im CC Buchner-Verlag (Kis-Sira 2015). In der Einführung wird ganz auf eine Identifizierung heutiger Lernender mit den Figuren aus den Lesestücken gesetzt:

„Liebe Schülerinnen und Schüler, nur wenig mag uns so sehr mit anderen Kulturen und Zeiten verbinden wie die Liebe. Dabei machten römische Jugendliche auf ihrem Weg zum Erwachsenen zum Teil ähnliche Erfahrungen wie Sie – das Entdecken und Sehnen, das Fragen und Zweifeln, das Suchen und Hoffen, die Angst und Hoffnung, die Schüchternheit und Beherztheit, das Erleben und Genießen. Sie machen vielleicht gerade Ihre ersten Erfahrungen mit der Liebe. Umso wichtiger ist es, sich darüber Gedanken zu machen. [...] In dieser Textausgabe geht es daher um die Liebe, als deren Lehrer (doctor) sich der Autor Ovid verstand. Die ausgewählten Texte stammen aus dem vierten Buch seines Hauptwerks, der *Metamorphosen*, in denen es zwar zunächst um Verwandlungen geht, dann aber vor allem auch um die Liebe.“ (Kis-Sira 2015, 3)

Das Suggestieren von Identifikationspotential mit den antiken Texten ist eine verständliche und begrüßenswerte Strategie, ist doch der Altsprachunterricht unbedingt abhängig von lebendigen Bezügen in die Gegenwart.

Hier zeigt sich aber auch eines der Kernprobleme des Altsprachunterrichts: die Gratwanderung zwischen einer naiven Lektüre antiker Texte einerseits und der totalen Fremdheit der Antike andererseits. Letzteres, die Annahme totaler Fremdheit und Exotik, ist im Schulunterricht nicht zielführend, weil es ja darum geht, Bezüge herzustellen. Ersteres, die naive Identifikation, ist nicht nur wissenschaftlich problematisch, sondern gerade in unserer Zeit einfach nicht mehr vermittelbar.

Dies zeigt sich sofort an den Beispielen, die in der betreffenden Ausgabe gewählt worden sind, alle aus dem 4. Buch der *Metamorphosen*: Pyramus und Thisbe, Sol und Leukotheë und Salmacis und Hermaphroditus. Die erste Geschichte, Pyramus und Thisbe (4, 55–166), ist am unproblematischsten. Aber schon hier zeigen sich Schwierigkeiten mit der Identifikation: mit dem tragischen Tod der Liebenden ließe



Anton von Maron, Portrait des Johann Jacob Winckelmann, 1868, Stadtschloss Weimar. Vor Winckelmann liegt ein Bildnis des Antinoos, des jugendlichen Liebhabers von Kaiser Hadrian.¹⁵

sich noch umgehen, aber die brutale Hyperbolik, mit der Pyramus' Tod beschrieben wird – er stößt sich das Schwert in die Lenden (*ilia*, 119) und das Blut spritzt auf wie aus einem geplatzten Bleirohr, 119–124 – lässt die Lesenden etwas ratlos zurück (was in der vorliegenden Ausgabe auch erwähnt wird: 2015, 17). Entsprechend wird diese ‚Blutorgie‘ künstlerisch auch nie dargestellt; so zeigt etwa Hans Baldung Griens Gemälde einen Pyramus, der friedlich zu schlafen scheint, neben einer still trauernden Thisbe.

Das zweite Beispiel der zitierten Ausgabe, Sol und Leukotheë (4, 167–270), ist sehr viel schwieriger. Der Sonnengott wird Opfer der rachsüchtigen Göttin Venus: Er verliebt sich in die schöne Leukotheë,

¹⁵ Der Kupferstich nach einer Zeichnung von Nicolas Mosmann war zum Zeitpunkt der Entstehung des Portraits für Winckelmanns eben abgeschlossenes Werk *Monumenti antichi inediti* produziert worden; er zeigt ein Reliefbildnis des Antinoos aus der Sammlung des Kardinals Albani (Werche 2017).



Hans Baldung Grien, Pyramus und Thisbe, Gemäldegalerie, Berlin

nähert sich dieser in Gestalt ihrer Mutter, küsst sie und macht dann sein Wesen offenbar. Leukothoë hat Angst:

pavet illa, metuque et colus et fusus digitis cecidere remissis. ipse timor decuit.
(Ovid, Met. 4, 228–230)

„Sie hat Angst, und aus Furcht fielen ihr Spindel und Rocken aus den schwachen Fingern. Selbst die Furcht stand ihr gut.“

Die Furcht hat sie schön gemacht, das ist eine Vorstellung, die heutzutage Unbehagen verursachen kann. Anschließend wird Leukothoë von Sol vergewaltigt:

nec longius ille moratus in veram rediit speciem solitumque nitorem; at virgo quamvis inopino territa visu victa nitore dei posita vim passa querella est.
(Ovid, Met. 4, 230–233)

„Und jener zögerte nun nicht länger und kehrte in seine wahre Gestalt zurück und zum gewohnten Glanz; aber die Jungfrau, wenn auch erschrocken über den unerwarteten Anblick, wurde vom Glanz des Gottes besiegt, stellte die Klage ein und erlitt seine Gewalt.“

Clytie, Sols abgelegte Geliebte, ist „neidisch“ auf das, was Leukothoë zugestoßen ist (*invidit*, 4.234) und verrät Leukothoës Vater, dass seine Tochter keine Jungfrau mehr ist, worauf dieser sie lebendig begräbt. Die Formulierung des Vorworts („römische Jugendliche [machten] auf ihrem Weg zum Erwachsenen zum Teil ähnliche Erfahrungen wie Sie“; Kis-Sira 2015, 3) ist mit dem schrecklichen Ende der Geschichte in keiner Weise in Einklang zu bringen.

Auch die Zusammenfassung der Episode liest sich verharmlosend:

„In der zweiten Geschichte verliebt sich der Gott Sol in das Mädchen Leukothoë, das aber nichts von ihm wissen will. Dafür ist ein anderes Mädchen bis über beide Ohren in Sol verliebt, von dem wiederum er aber nichts wissen will. Welche Rache wird sich die ungeliebte Liebende ausdenken? Es beginnt ein verworrenes Intrigenspiel, angefeuert durch Venus, die sich ihrerseits an Sol für den Verrat eines Seitensprungs rächen will.“ (Kis-Sira 2015, 3)

Das entsetzliche Schicksal einer jungen Frau, die vergewaltigt und dann lebendig begraben wird, wird konsequent ausgeblendet.

Ähnliches ist auch in der dritten ausgewählten Geschichte der Fall, Salmacis und Hermaphroditus (4, 271–388), die in der Schulausgabe folgendermaßen zusammengefasst wird:

„Im Zentrum der letzten Geschichte stehen wieder zwei Jugendliche. Der gerade fünfzehn Jahre alt gewordene Hermaphroditus wird von Salmacis heiß begehrt. Doch er fühlt sich noch nicht reif für eine Beziehung. Kann das ein Mädchen akzeptieren, das sich auf den ersten Blick unsterblich verliebt hat?“ (Kis-Sira 2015, 4)

Die Zusammenfassung suggeriert durch die zeitgenössischen Wendungen eines ‚Jugendlichen‘, der sich ‚noch nicht reif für eine Beziehung‘ fühlt, wiederum Identifikationspotential für heutige Lernende. Tatsächlich handelt es sich erneut um eine überaus brutale Darstellung: Salmacis entdeckt Hermaphroditus an einem Waldsee, bedrängt ihn und zieht nur zum Schein ab, nachdem er ihr Desinteresse signalisiert hat. Anschließend beobachtet sie ihn aus einem Gebüsch heraus und sieht, dass er nackt baden geht: voll Begierde springt sie ebenfalls nackt ins Wasser. Was nun folgt, ist durchaus beklemmend:¹⁶

pugnantemque tenet, luctantiaque oscula carpit, subiectatque manus, invitaque pectora tangit, et nunc hac iuveni, nunc circumfunditur illac; denique nitentem contra elabique volentem implicat ut serpens, quam regia sustinet ales sublimemque rapit: pendens caput illa pedesque adligat et cauda spatiantes implicat alas; utve solent hederæ longos intexere truncos, utque sub aequoribus deprensus polypus hostem continet ex omni dimissis parte flagellis. perstat Atlantiades sperataque gaudia nymphae denegat; illa premit commissaque corpore toto sicut inhaerebat, „pugnes licet, inprobe,“ dixit, „non tamen effugies. ita, di, iubeatis, et istum nulla dies a me nec me deducat ab isto.“
(Ovid, Met. 4, 358–372)

„Sie hält den Kämpfenden fest und schnappt sich ringend Küsse, schiebt ihm die Hände unter und berührt die unwillige Brust, und sie umgibt den Jüngling bald hier bald dort; und schließlich wickelt sie sich wie eine Schlange um ihn, während er sich dagegenstemmt und herausschlüpfen will, wie eine Schlange, die der Königsvogel aufhebt und in die Höhe raubt: Hängend umschlingt sie seinen Kopf und die Füße und ihr Schwanz wickelt seine ausgebreiteten Flügel ein; oder wie Efeu sich in lange Stämme hineinzuweben pflegt, und wie unter Wasser der Polyp den Feind hinunterdrückt und ihn umschließt mit seinen Tentakeln, die er nach allen Seiten aussendet. Der Atlasenkel hält stand und weigert der Nympe ihre Freuden; sie drückt und hängt an ihm wie mit dem ganzen Körper vereint, und sie sagt: „Kämpf nur, Unverschämter, du wirst dennoch nicht entkommen. So, Götter, lasst keinen Tag diesen da von mir trennen und auch nicht mich von ihm.““

Die Geschichte endet mit der buchstäblichen Verschmelzung der beiden zu einem doppelgeschlechtlichen Wesen. Entsprechend unpassend wirkt das Postulat der zitierten Schulausgabe nach der Zusammenfassung:

¹⁶ Kis-Sira 2015, 41 kürzt die Stelle um die Tiergleichnisse.

menfassung der Metamorphose: „Sie sehen, diese alten Geschichten könnte unser modernes Leben geschrieben haben“ (Kis-Sira 2015, 4).

Das Ausblenden der Drastik antiker Texte zugunsten einer beschönigenden Lesart ist verbreitet. Eine Ebene, die besonders schwierig zu erkennen ist, stellen hier auch Übersetzungen antiker Texte dar, die Störendes häufig glätten. Werden die entsprechenden Texte nicht im Original gelesen, gehen die Inhalte bisweilen verloren. Ein Beispiel ist die Formulierung aus der Geschichte von Sol und Leukotheë, die oben bereits zitiert wurde:

*at virgo quamvis inopino territa visu
victa nitore dei posita vim passa querella est.*
(Ovid, Met. 4, 232f.)

„Aber die Jungfrau, wenn auch erschrocken über den unerwarteten Anblick, wurde vom Glanz des Gottes besiegt, stellte die Klage ein und erlitt seine Gewalt.“

Die deutsche Übersetzung von Reinhart Suchier gibt das Lateinische folgendermaßen wieder: „Jene, wie sehr sie geschreckt auch war von dem plötzlichen Anblick, Fügte besiegt von dem Glanz sich dem Gott einstellend die Klage.“

Das lateinische *vim passa est* ist im Deutschen mit „fügte sich“ wiedergegeben – und damit massiv verharmlost. Zwar stammt diese Übersetzung aus 19. Jahrhundert (Suchier 1858), sie ist jedoch enorm verbreitet gerade unter Latein-Lernenden, weil sie sich auf der populären Onlinepräsenz von Egon Gottwein befindet¹⁷ – da sie alt und damit gemeinfrei ist. Wie wenig Sensibilität für Inhalte wie sexuelle Gewalt in der klassisch-philologischen Community bis heute vorhanden ist, wird am Beispiel verschiedener – auch jüngerer – englischer Übersetzungen derselben Stelle deutlich, die Stephanie McCarter gesammelt hat (2018):

*„And she, still fearful of the sudden vision,
Won over by that shining, took his passion
With no complaint.“*
(Rolfe Humphries, 1960)

*„That sudden vision finds her still afraid,
but godly radiance is just too great.
And she – unable to protest – submits.“*
(Allan Mandelbaum, 1993)

*„it is indeed Apollo who stands there,
splendid and awesome! The girl, meek, is*

¹⁷ <https://www.gottwein.de/Lat/ov/meto4de.php> (Zugriff am 07.03.2020).



Godfried Maes, Illustrations to the Metamorphoses of Ovid. Apollon seducing Leucotheë, zwischen 1664 und 1770, Privatsammlung.

*in shock as he comes to enfold her in his
strong arms.“*
(David Slavitt, 1996)

*„Shocked as she was by this sudden appearance,
the girl was utterly dazzled.
Protest was vain and the Sun was allowed
to possess her.“*
(David Raeburn, 2004)

*„The god, revealed,
Showed her his sudden heat, his manliness,
At which she trembled, yet could not resist
it; she welcomed the invasion of the Sun.“*
(Horace Gregory, 2009)

*„This unexpected apparition frightens the
virgin, but its radiance overwhelms her,
and she gives in to him without complaint.“*
(Charles Martin, 2010)

Allgemein wird der Tatbestand der Vergewaltigung vertuscht und beschönigt; kein einziger Übersetzer bringt es über sich, Ovids Formulierung *vim passa est* wörtlich zu übersetzen. Entsprechend wird die abgebildete Zeichnung von Godfried Maes allgemein als „Apollon seducing Leucotheë“ betitelt, auch wenn die erhobene Hand und der Gesichtsausdruck

des Mädchens kaum vom Phänomen der ‚Verführung‘ sprechen, das doch eher mit Vergnügen assoziiert wird.

An dieser Stelle fragt sich, ob die #metoo-Debatte, der immer wieder eine neue Prüderie, gar ein neuer Viktorianismus vorgeworfen wird, nicht im Gegenteil dazu beitragen könnte, Elemente aufzudecken, die in den antiken Texten zwar mit schonungsloser Drastik dargestellt sind, in verschiedenen Formen der Vermittlung aber bis heute euphemistisch glattgebügelt werden.

Political Correctness: Zensur oder ehrlicher Umgang?

Es ist etwa zwei Jahre her, dass im Rahmen von #metoo die neue Debatte über sexuelle Gewalt und Sexismus angefangen worden ist. Gleichzeitig gibt es andere neue Diskussionen von gesellschaftlich bisher wenig gehörten Gruppen, die sich vermehrt zu Wort melden, beispielsweise zum Thema Rassismus – ein Problem, das in den USA stark mit dem Phänomen der Sklaverei zusammenhängt, aber auch in Europa als Folge von Kolonialismus und systematischer Unterdrückung und



Peter Paul Rubens, Das Mahl des Tereus, 1636–1638, Prado, Madrid

Marginalisierung existiert. Längst geht es in den Debatten nicht mehr um Einzelfälle von Diskriminierung oder sexueller Belästigung, sondern um sehr grundsätzliche strukturelle Probleme. Wie kommt es zu Kanonbildung? Wieso werden kulturelle und gesellschaftliche Diskurse seit eh und je von denselben Gruppen dominiert? Sollte man das ändern, und wenn ja, wie?

Die Diskurse über Sexualität und Tradition haben sich gerade in den letzten Jahren sehr stark verändert. Ein wichtiger Begriff ist hier derjenige der *political correctness*, also die Idee, dass Ausdrücke und Handlungen vermieden werden sollten, die Gruppen von Menschen kränken oder beleidigen können. *Political correctness* ist hierbei aber weniger Eigenbezeichnung der Gruppen, die sich in diesem Sinne verhalten, als Diffamierungsvokabel der Gegner, die von Zensur sprechen und sich in ihrer Meinungs- und Redefreiheit eingeschränkt sehen. Gerade die ‚Freiheit der Kunst‘ ist ein immer wieder bemühtes Schlagwort in aktuellen Diskussionen.

Das Argument, Kunst sei rein unter ästhetischen Gesichtspunkten oder im eigenen Zeitkontext zu betrachten, ist ein gefährliches: Wenn sich Kunst gegenüber aktuellen Fragestellungen verschließt, stellt sich bald die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Relevanz.

Hier sind wir wieder bei unseren antiken Texten. Die Standard-Antwort auf Fragen von Lernenden nach Inhalten, die heute als drastisch empfunden werden, lautet: Das war damals eben so. Hier haben wir das Gegenteil der naiven Überidentifikation: die totale Distanzierung. Aber wenn die Welt der antiken Texte so fremd ist, wenn sie rein gar nichts mit unserer Gegenwart zu tun hat – wieso sollen dann Jugendliche antike Texte überhaupt lesen?

Diese Frage wird in Zeiten einer zunehmenden Marginalisierung der Geisteswissenschaften dringlicher. Dazu kommt auch Kritik an den Traditionen der Klassischen Philologie: Unser Fach, so hört man heutzutage häufig, ist ein Mausoleum toter, weißer, männlicher Autoren, ein (im Wortsinne) exklusives Elitenfach, unzugänglich für Menschen, die nicht in europäisch geprägten Kulturkreisen aufgewachsen sind, und schließlich durch unsere eigenen philologischen Methoden auch innerhalb der Literaturwissenschaften nur bedingt anschlussfähig.

Der Kanon wird durchaus in Frage gestellt, auch innerhalb des Fachs – auch mit Bezug auf Ovid und die sexuelle Gewalt in seinen Werken, so etw. von Amy Richlin: „*We can blow up the canon. Canons are part of social systems. We recognize the*

one we have as dysfunctional. It must and will change; we can surely critique the pleasure of the text without fear of breaking anything irreplaceable.“ (Richlin 1992, 179)

Die antiken Texte zu zensieren, ist nicht die optimale Strategie: Wir berauben uns eines Potentials an Konflikt und Reibung mit unseren eigenen Traditionen, auf das gerade der immer existenzgefährdete Alt-sprachenunterricht nicht verzichten sollte. Sexismus im Jahr 2020 ist kein isoliertes Phänomen, sondern ein Punkt in einem jahrtausendealten Prozess. Die Geschlechterbilder der Antike stellen weitere Punkte auf dieser Zeitskala dar. Die Zensur problematischer Inhalte wäre fatal – sie würde unweigerlich zur Verarmung der Diskurse führen, *auch* im Hinblick auf Geschlechterbilder. Um aktuelle Positionen in Frage stellen zu können, ist es wichtig, ihre Traditionen zu durchschauen.

Ein kreativer Zugang mit frischer Perspektive erscheint möglich. Einen Modellfall stellt das oben zitierte Beispiel von Madeleine Kahn dar, die sich in ihrem Kurs am Mills College mit Protesten von Studentinnen konfrontiert sah, nachdem sie die Erzählung von Tereus, Procne und Philomela gelesen hatte. Die Ovid-Lektüre in ihrem Kurs wurde trotzdem nicht unterbrochen – andere Studentinnen setzten sich für eine Fortführung ein, mit der Begründung, die Geschichte enthalte eben keine rein männliche Perspektive, und die Vergewaltigung werde klar verurteilt, ja, sogar die Resilienz der Frauen betont. Worauf wiederum entgegnet wurde, dass es sich kaum um eine gesunde Reaktion handle, wenn am Ende ein Kind geschlachtet werde ...

Kahn schildert ein anregendes und höchst produktives Gespräch ihrer Studentinnen über die verschiedenen fiktionalen und metafictionalen Aspekte des Texts: die Nicht-Identität von Autor und Erzähler, der Entstehungskontext der Erzählung, die Textgattung, die positive oder negative Darstellung der einzelnen Figuren, die Legitimität von Rache etc. Die Diskussion lässt viele Fragen offen und bringt kaum definitive Antworten. Ein Hauptpunkt scheint die Position des Erzählers zu sein: Wie steht er zu der Gewalttat des Tereus, wie zur Schlachtung des Itys?

Auch hier bietet sich ein Blick auf die Darstellungstradition in der bildenden Kunst an: Auf dem abgebildeten Gemälde von Peter Paul Rubens sehen wir entfesselte Frauen, die bacchantinnenhaft sexualisiert mit entblößten Brüsten dargestellt sind

und dem entsetzten Tereus den Kinderkopf präsentieren; von der Vorgeschichte ist im Bild nichts zu ahnen.

In der Ovid-Rezeption existieren zwei Extrem-Positionen zum Thema der Wertung von sexueller Gewalt: Auf der einen Seite kann kein Zweifel daran bestehen, dass immer wieder die Perspektive der Opfer dargestellt und deren Leid zum Thema des Textes wird. Das betont z. B. Leo C. Curran in seiner wegweisenden Arbeit „Rape and Rape Victims in Ovid’s *Metamorphoses*“ (1978). Auf der anderen Seite ist Ovids Voyeurismus bei aller Empathie auch fraglich. Wieso – so fragt Amy Richlin in ihrem bereits zitierten Beitrag (1992) – müssen Vergewaltigungen überhaupt in dieser Drastik und Häufigkeit dargestellt werden? Die Frage führt sie weit über Ovid hinaus zu anderen, auch zu nachantiken Inhalten und deren Rezeption. Wieso haben wir solche Freude an gewaltsamen Darstellungen?

In Madelein Kahns Kurs entsteht gerade durch die Hitzigkeit der Diskussion, die durch die Drastik des Stoffes bedingt ist, ein Klima der Produktivität, das dem Text und seiner Differenziertheit letztlich gerecht wird. Aus einer naiven Identifikation und emotionalen Reaktion auf antike Inhalte bildet sich eine Form von Wissenschaftlichkeit heraus, eine Diskussion nicht mehr auf dem Level des Inhalts an sich, sondern auf der Meta-Ebene der Darstellungsweise. Es findet letztlich genau die Gratwanderung zwischen enthusiastischer Identifikation und wissenschaftlicher Distanz statt, die auch im Schulunterricht immer Thema bleibt.

Die US-amerikanische Philologin Rosanna Lauriola schildert ebenfalls eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem schwierigen Thema Vergewaltigung. Mit einer Lerngruppe an der Marshall University in Huntingdon, Virginia hat sie sich der Geschichte der Lucretia gewidmet, und zwar in den Versionen von Livius (1, 58), Ovid (*Fasti* 2, 685–852) und Augustinus (*Civ.* 1, 16–20). Lauriola entschied sich für einen zweiteiligen Kurs: Im ersten Teil wurden die lateinischen Texte mit einer Gruppe Studierender der klassischen Philologie gelesen, Definitionsfragen erörtert (*raptus*, *stuprum*, *adulterium*) und antike Vorstellungen von sexueller Gewalt im ethischen, sozialen und auch juristischen Bereich recherchiert. Den zweiten Teil öffnete Lauriola für Studierende anderer Fachrichtungen zu einer Art Podiumsdiskussion: Die Studierenden der klassischen Philologie berichteten von den gelesenen Texten und den Diskussionen innerhalb ihrer Gruppe; andere Studierende fragten nach und

ergänzten. Die Lektüre wurde so zu einer Art Debattierforum:

„Did Lucretia have a choice? Could she have rebelled? Could she have claimed her honor in another way than by choosing death? Why did she commit suicide, considering that – as she herself said – ‘it is only the body that has been violated, the soul is pure’ (Livy 1, 59)? These were the most debated, most compelling questions for the students, on which we based the performance in the form of a controversia.“ (Lauriola 2013, 687)

Die Besonderheit an dieser Unterrichtseinheit liegt in der Aktualisierung der antiken Erzählung und der Vermittlung antiker Inhalte an ein erweitertes Publikum. Lauriolas Gruppe sah sich in der Lage, den anderen Studierenden die Erkenntnis zu vermitteln, dass ihre eigenen, zeitgenössischen Perspektiven auf das Thema der Vergewaltigung nicht isoliert stehen, sondern in einer Diskurstadtion, die sich bereits in jahrtausendealten Texten findet. Hier zeigte sich die klassische Philologie also von einer gesellschaftlichen Relevanz, die gerade von anderen Disziplinen eher nicht wahrgenommen wird.

Schließlich berichten auch die US-amerikanischen Philologinnen Sara Hale und Arum Park Positives über ihre Lehrer Erfahrungen zum Thema (Hale/Park 2018), Park beim Homerischen Demeter-Hymnos, Hale bei Livius’ Erzählung vom Raub der Sabinerinnen (1, 9–13) – auch ein Sujet, bei dem die Frage sich aufdrängt, wieso es sich in der Kunstgeschichte so großer Beliebtheit erfreut, etwa in der von den Medici für die zentrale Florentiner Piazza della Signoria kommissionierten Version von Giambologna. Sara Hale stellt zunächst das schon



Giambologna, Der Raub der Sabinerinnen, 1582, Loggia dei Lanzi, Florenz

genannte Phänomen der totalen Distanzierung von den antiken Inhalten fest: Im Umgang mit problematischen Inhalten antiker Texte berufe man sich auf seine kulturelle Überlegenheit und ignoriere problematische Faktoren in der heutigen Welt.

„It is striking that as modern readers, we typically approach these narratives from an implicit position of cultural superiority. We presume that we are ‘better’ or more enlightened than the ancient Romans, and this presumption clouds our readings of these texts. As a result, these mythologized acts of sexual violence, and the kernels of truth about the Roman woman’s experience they contain, are

typically taught as an unfortunate byproduct of a culture that considered women to be property. We tell ourselves that women in antiquity were sadly vulnerable to sexual violence on a regular basis, and that's just the reality we have to acknowledge. Even worse, we tell our students the same thing. I have been told this by professors. I have told a version of this to my students, when reading an abridged version of Ovid's Apollo and Daphne vignette in first semester Latin with them. But I am tired of telling this version of the story. I am no longer capable of telling this story in the midst of a cultural reckoning that is pulling back the curtain on our collective shame, revealing us to be obviously not as much more enlightened than the Romans as we thought.“ (Hale/Park 2018)

Dass Sara Hale der Position der moralischen Überlegenheit gegenüber ‚der Antike‘ überdrüssig ist, wird heute vielen Lehrpersonen nachvollziehbar erscheinen. In einer Zeit, in der sexuelle Gewalt in unserer eigenen Gesellschaft als mediales Thema derart präsent ist, funktioniert diese Abgrenzung von der ‚primitiven Vorzeit‘ nicht mehr. Darüber hinaus bedeutet ein Ausblenden unliebsamer Faktoren letztlich, antike Texte nicht ganz für voll zu nehmen und sie in den Bereich der kulturellen Irrelevanz zu rücken. Daran können Lehrende in den Fächern Griechisch und

Latein kein Interesse haben, umso mehr daran, ehrliche und kreative Zugänge zu antiken Texten mit ihren explosiven Inhalten zu finden.

Hale entscheidet sich, die Geschichte der Sabinerinnen einmal anders zu analysieren und den Fokus auf die Stärke der sabinischen Frauen zu richten, die ihr schreckliches Schicksal schließlich überwinden und Frieden zwischen Römern und Sabinern stiften:

„The Sabine women reconstruct a life out of their trauma: this is the daunting, terrifying task that every survivor of sexual assault must confront.“ (Hale/Park 2018)

Hales und Park schließen mit einer bedeutenden Erkenntnis: Die #metoo-Bewegung muss nicht zu Zensur und Prüderie führen. Stattdessen kann sie neue Lesarten ermöglichen, die antiken Texten auf neue und ehrliche Art gerecht wird und diese aktualisiert, ohne Lernenden eine naive, simplifizierende Identifikation aufzudrängen.

Auch in anderen antiken Texten gibt es unendliche Probleme und unendliche Möglichkeiten unterrichtlicher Lösungen; die genannten Lehrbeispiele sind nur ein Anfang. Natürlich bedeutet das nicht, dass man antike Texte jetzt nur noch auf

inhärenten Sexismus hin lesen soll, um ein immer wieder und ubiquitär formuliertes Bedenken gegenüber ‚all things gender‘ zu zitieren. Aber als Angehörige der philologischen Zunft, die immer wieder stolz auf ihre Kompetenz des genauen Lesens hinweisen, sollten wir uns nicht die Blöße geben, über ein so eklatantes Problem einfach hinwegzulesen, zumal es die Texte ja nicht entwertet, sondern in der heutigen Zeit noch interessanter macht. Das Fortleben antiker Vorstellungen prägt unsere Diskurse bis heute; dazu gehören auch Elemente, die heute als unschön empfunden werden. Diese Elemente unter den Teppich zu kehren oder zu verharmlosen, kann nicht unser Ziel sein, schon gar nicht im schulischen Lateinunterricht.¹⁸ Wie die zitierten Beispiele zeigen, bieten gerade die schwierigeren Texte reiche Potentiale, die eine neue Form von Gegenwartsrelevanz eröffnen, die zu ignorieren sich der altsprachliche Unterricht kaum leisten kann. ■

Die verwendete Literatur finden Sie auf Seite 90.

¹⁸ Zu einem Schulversuch zum Thema der sexuellen Gewalt in Ovids Metamorphosen s. Rausch/Wesselmann 2020, dort auch (mit weiterführender Literatur) zur sensiblen Frage nach dem Umgang mit Lernenden, die auf das Thema besonders empfindlich reagieren.

Heimlich geliebt – unheimlich gelacht

Allzumenschliche Götter im antiken Mythos

Oswald Panagl

I. Wen die Götter lieben ...

... die oder der hatte in der klassischen Sagenwelt mitunter ein hartes Los und bisweilen zum Schaden auch noch den Spott. Beginnen wir nach alter Tradition mit Zeus dem Heroinnen-Süchtigen. Mit dem Objekt der erotischen Begierde wechselte er häufig auch die Gestalt. So nahte er sich Europa als Stier, nahm die am Strand Phöniziens spielende Jungfrau auf seinen Rücken und entführte sie nach Kreta. Als Frucht dieser Liaison gebar das Mädchen drei Söhne und gab dazu einem Erdteil, unserem Abendland, den Namen.

Mit Leda verbindet sich der Gott als Schwan. Die Frau ist bereits mit einem Irdischen vermählt – und so gibt es unterschiedliche Nachkommenschaft: Die Dioskuren (oder wenigstens einer der beiden) und die schöne Helena sind Kinder des Zeus, die berühmt-berüchtigte Klytaim(n)-estra gilt als Tochter von Tyndareos, dem sterblichen Gatten. Die Geschichte erinnert an die Beziehung des Göttervaters zu Alkmene. Dieser begegnet er als Doppelgänger ihres Gemahls Amphitryon, der sich gerade auf Kriegszug befindet. Auch in diesem Fall kommt es zur Geburt ungleicher Zwillinge. Herakles, der athletische Held der griechischen Sage schlechthin,

hat einen göttlichen Erzeuger, der Bruder Iphikles hingegen erbt vom menschlichen Vater auch dessen Sterblichkeit.

Die thebanische Königstochter Semele wünscht sich die Epiphanie des obersten Gottes in seinem ureigensten Glanz: das bedeutet bei einem Himmelswesen aber Donner und Blitz. Die Folgen der Erscheinung sind freilich letal – die junge Frau verbrennt unter dem Blitzstrahl. Danae endlich wird von ihrem Vater aus Angst vor einem übermächtigen Enkel in ein Gewölbe gesperrt. Doch wo die Liebe des Olympiers hinfällt, weiß dieser sich auch Rat. Als Goldregen dringt er in das Verlies

ein und zeugt so Perseus, einen später großen Heroen.

Als letzte seiner mythologischen Opern hat Richard Strauss, freilich mit beträchtlicher Verfremdung des Stoffes, *Die Liebe der Danae* vertont. Der Librettist Joseph Gregor hat auch die genannten vier anderen Liebschaften von Jupiter (so die lateinische Variante von Zeus!) dem Sujet einverleibt. Als Gattinnen unbedeutender ‚Zaunkönige‘ suchen diese Frauen erneut die Nähe des früheren Liebhabers, der freilich schroff und ungnädig reagiert: „Noch immer kann mich die kindische eine von ihrem Amphitryon nicht unterscheiden! Zwei harte Falten in Europas Zügen, Semele – gealtert, und Leda wird stärker!“

Doch Zeus war außerdem auch verheiratet. Und Hera, immerhin die Schützerin des Ehebundes, hat die Eskapaden ihres Göttergatten stets eifersüchtig beobachtet und die Konkurrentinnen zumeist grausam verfolgt. So wird Io von Argos mit dessen sprichwörtlichen Augen bewacht und später von einer monströsen Stechfliege durch die Lande gehetzt. Sie sucht das Weite und findet erst nach langer Irrfahrt Zuflucht. Der keuschen Kallisto stellt der Unersättliche im Gefolge der Jagdgöttin Artemis nach. Das Mädchen endet als Bärin – ob diese Gestalt nun als Strafe Heras oder als Täuschungsmanöver des leidenschaftlichen Gottes zu verstehen ist. Das barocke und frühklassische Musiktheater hat solche Sujets begeistert aufgegriffen und variantenreich ausgestaltet.

Aber auch standesgemäß und mit seinesgleichen, also mit Göttinnen, hat sich Zeus in Liebe vereinigt. Mit Themis zeugte er die Horen (Jahreszeiten) und die Moiren (Schicksalsdämonen), mit Dione die Liebesgöttin Aphrodite, mit Mnemosyne die Musen, mit Demeter die Persephone, mit Leto hingegen Apollon und Artemis. Ein Sonderfall ist sein Verhältnis mit Metis, der verkörperten Klugheit. Als dem Göttervater ein überlegener Sohn prophezeit wird, verschlingt er aus Furcht seine Partnerin – und bringt selbst in einer ‚Kopfgeburt‘ Pallas Athene zur Welt. Diese entspringt in voller Rüstung seinem Haupt und repräsentiert somit auch das Sinnen und Denken ihres Vaters.

Doch Göttinnen entbrennen gleichfalls nicht selten in Leidenschaft zu menschlichen Wesen: Aphrodite verliebt sich in den schönen Knaben Adonis. Aus ihrer Beziehung zu Anchises aber entspringt Aeneas, der die Zerstörung Trojas überlebt und mit Vater und Sohn nach den fernen Gestaden Italiens aufbricht. Eos, die Göttin des

Frührots, raubt den hübschen Jäger Orion und verlockt den glücklich verheirateten Kephalos. Vor allem aber verbindet sie sich mit Tithonos, für den sie sogar von Zeus die Unsterblichkeit erwirkt. Da sie aber den Wunsch nach gleichzeitiger ewiger Jugend vergisst, altert der Geliebte und schrumpft schließlich zur Zikade, die ihre Liebe nur noch in zärtlichem Gesang ausdrücken kann.

Der Katalog ungleicher und oft unglücklicher Affären ließe sich fortschreiben: mit der Nymphe Echo und ihrem Narziss oder mit Kalypso, die Odysseus auf ihrer Insel verwöhnt und beinahe die Heimfahrt vergessen lässt.

Keusch und der sinnlichen Liebe abgewandt sind freilich die ewigen Jungfrauen unter den Olympierinnen, Artemis und Pallas Athene. Jägerin ist die eine, die mit ihrem Anhang durch den Wald streift und etwa den Jäger Aktaion grausam bestraft, als er sie beim Bade beobachtet. Göttin des Rates und der heldischen Tugend aber ist Athene, die ihre Emotionen zur Sympathie für besondere Lieblinge sublimiert: Achilleus, Diomedes und besonders Odysseus zählen zu diesen Auserwählten. Dennoch war auch sie – neben Hera! – einst Konkurrentin von Aphrodite, als Prinz Paris im Wettbewerb der schönsten Göttin die symbolische Frucht überreichen sollte – und sich für die Liebesgöttin und als Preis für Helena entschied. Die Göttin des Streites hatte damals jenen ‚Zankapfel‘ gestiftet. *Eris* lautet ihr Name und die Ähnlichkeit mit *Eros*, dem Ausdruck für die Liebe und zugleich ihrer Personifikation, mutet seltsam an. Ja, auch Eros alias Amor, Sohn der Aphrodite bzw. Venus, wird einmal selbst zum Opfer jener Macht, die er vertritt. Seine Liebe zur Königstochter Psyche, wohl dem Inbegriff der menschlichen Seele, endet beinahe tragisch. Denn durch ein Versehen der jungen Frau wird ihre Beziehung gestört und das Paar muss sich trennen. Erst nach langer Zeit der Bewährung und als Dank für die unverbrüchliche Treue kommt die Geschichte zu einem guten Ende. Und wer lohnt die Beständigkeit der Gefühle? Kein anderer als Zeus!

II. Die Leporello–Arie des Zeus

In der *Ilias* Homers ist das Kampfgeschehen, an dem auch die Götter lebhaften Anteil nehmen, wieder einmal besonders heftig. Seit Achilleus sich beleidigt vom Krieg zurückgezogen hat und in seinem Zelte schmollt, sind die belagerten Trojaner im Vorteil. Geführt von Hektor setzen



Oswald Panagl

sie den Griechen immer gefährlicher zu und treiben sie zu den Lagern ihrer Schiffe zurück. Zeus denkt nicht daran, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. Denn immerhin hatte er ja Thetis, der göttlichen Mutter Achills, Genugtuung für die Kränkung ihres Sohnes versprochen.

Hera, die Gattin des obersten Gottes, steht ganz auf Seiten der Griechen (immerhin war ja Ehebruch und die Entführung Helenas durch Paris der Anlass für den Krieg!) und ist daher über den Vormarsch der Trojaner verzweifelt. Doch sie kennt die Schwächen ihres Gemahls und weiß sich daher Rat.

„Und es besann sich darauf die rinderäugige Hera,
Wie betrügen sie könnte des ägis-
haltenden Zeus Sinn.
Dieser Plan erschien ihr in ihrem
Mute der beste:
Hinzugehen zum Ida, nachdem sie
selber sich schmückte,
Ob er wohl Sehnsucht hätte, beizu-
wohnen in Liebe
Ihrem Leib, und sie ihm dann
Schlaf, einen leidlosen, linden,
Über die Lider gieße und seine
verständigen Sinne.“
(*Ilias*, 14. Gesang, V. 159 ff., Übers.
R. Hampe)

Gedacht, getan: Hera wäscht sich mit Ambrosia, pflegt sich mit duftendem Salböl, frisiert kunstvoll ihr Haar, zieht ihr schönstes Kleid an und schmückt sich mit kostbarem Geschmeide. Doch nicht genug

damit. Um ihrer Wirkung sicher zu sein, erbittet sie unter einem anderen Vorwand von Aphrodite ein bewährtes Requisit, das diese ihr gerne überlässt.

„Sprach´s und löste sich dann von der Brust das gestickte Busenband. Drin waren alle die Zauber enthalten:
Drin war Liebe und Liebesverlangen und Liebesgeplauder,
Wie es schon oft verständigen Männern die Sinne berückt hat.
Das überreichte sie Hera und sprach sie an mit den Worten:
„Da, dies Busenband befestige dir an dem Busen,
Das verzierte; in ihm ist alles enthalten; nicht, glaub ich,
Kehrst du erfolglos zurück, was immer im Sinne du vorhast.“
(Il. 14, 214 ff.)

Nun muss Hera nur noch den göttlichen Schlaf überreden („Schläfre dem Zeus mir unter den Brauen die leuchtenden Augen/eiligst ein, sobald ich zu ihm in Liebe mich lege“), dann kann sie siegesgewiss zu Zeus auf den Berg Ida steigen. Und in der Tat, der Dichter versichert uns beredt die sinnliche Wirkung Heras auf den Gemahl:

„Es sah sie der Wolkenversammler Zeus, und als er sie sah, umfing ihn Liebesverlangen
So wie das erste Mal, als sie sich in Liebe vereinten,
Beide das Lager besteigend, geheim vor den eigenen Eltern.“
(Il. 14, 293 ff.)

Hera gibt vor, sich von dem Gemahl nur vor einem kurzen Familienbesuch zu verabschieden. Doch der kommt sogleich auf ganz andere Gedanken:

„Hera, du kannst die Reise dorthin auch später noch machen.
Komm, jetzt wollen wir beide in Liebe gelagert uns freuen.
Nie noch hat Liebesverlangen nach einer Frau oder Göttin
So das Gemüt in der Brust mir durchströmt und das Herz mir bezungen,
Nicht als ich zu Ixions Gemahlin in Liebe entbrannt war;
Die gebar den Peirithoos, gleichend den Göttern an Einsicht;
Noch als ich Danae liebte, Akrisios' Tochter mit schönen Knöcheln, die Perseus gebar, den erlesensten unter den Männern;
Nicht als des Phoinix Tochter, des weitberühmten, ich liebte;

Die Rhadamantys gebar, den göt-tergleichen, und Minos;
Noch auch, als Semele einst, noch auch, als Alkmene in Theben,
Die den mutigen Herakles mir als Sohn hat geboren;
Semele aber gebar Dionysos, Wonne der Menschen;
Noch auch, als ich Demeter, die Herrin mit herrlichen Flechten;
Noch die gepriesene Leto liebte, noch auch dich selber;
So wie ich nun dich liebe und süßes Verlangen mich ankommt.“
(Il. 14, 313 ff.)

Wahrlich, eine offene erotische Beichte, die Freude aufkommen lässt. Und wenn es Zeus im alten Hellas auch nicht auf die magische Zahl 1003 gebracht hat, die Erfolgsquote kann sich sehen und hören lassen. Hera, die ja eine List im Schilde führt, fühlt sich zugleich geschmeichelt und in ihrer Absicht gefördert. Sie spielt die Schamhafte und möchte nicht in freier Natur beim Liebesakt ertappt werden. Doch ihren hinhaltenden Vorschlag, doch lieber in das Schlafgemach auf dem Olymp zu gehen, weist Zeus als ungebührliche Verzögerung zurück. Aber er trägt auch dem Anstand Rechnung und legt „herum eine goldene Wolke, eine solche, dass Helios selbst (also das Sonnenlicht) uns hindurch nicht erblicke.“

Und so geschieht es denn auch:

„Sprach es, des Kronos Sohn, und umarmte seine Gemahlin.
Unter ihnen ließ die Erde, die göttliche, junges
Gras und tauigen Lotos und Krokos sowie Hyakinthos
Wachsen, dicht und weich, der aus der Erde empor sproß.
Darin lagerten sie und zogen die goldene schöne
Wolke über; und Tau fiel nieder in blinkenden Tropfen.
Also schlummerte still der Vater auf Gargarons Höhe;
Hielt in den Armen die Gattin, von Liebe und Schlaf überwältigt.“
(Il. 14, 346 ff.)

Hera hat ihr Ziel erreicht. Während Zeus bei ihr schläft, eilt Hypnos auf das Schlachtfeld und ermutigt den Griechenfreund Poseidon zum gefahrlosen Beistand für seine und der Göttermutter Schützlinge.

Die geschilderte, so anmutige wie frivole Liebesszene, eine unerwartete Oase inmitten der Schlachtschilderungen und

Todesszenen, erfüllt aus der Sicht der Homerdeutung eine Doppelfunktion: sie spiegelt das alte kosmische Motiv der Vereinigung von Himmel und Erde und ist zugleich eine komische Episode, in der die hohen Olympier wie Darsteller einer pikanten Farce agieren: Es darf auch herzlich gelacht werden!

III. Ein Schäferstündchen mit Folgen

Es gehört zu den Paradoxa der griechischen Mythologie, dass ausgerechnet die schöne Liebesgöttin Aphrodite mit dem zwerghaften und verkrüppelten Hephaistos, dem Gott der Schmiede, der Handwerker und des Feuers verheiratet ist. Seine lahmen Beine sind ein Geburtsfehler, der noch verstärkt wird, als ihn die erzürnte Mutter Hera vom Olymp herab ins Meer schleudert. Fast könnte man nach einer Lehrmeinung der modernen Individualpsychologie argumentieren, dass der Gott mit der Kraft seiner Arme und einem hoch entwickelten Kunstsinn den körperlichen Mangel kompensiert. Ethnologen wiederum verweisen auf den Zwergwuchs von magisch begabten Schmieden in anderen Kulturen.

Aphrodite kann offenbar dem sinnlichen Reiz und dem Begehren attraktiverer Partner nicht widerstehen. Und so geht sie ein Verhältnis mit Ares, dem virilen Kriegsgott ein, der nach dem Befund des Mythos auch noch der leibliche Bruder des Feuergottes ist.

Vom Ehebruch der beiden Schönen und der subtilen Rache des betrogenen Hephaistos erfahren wir nicht aus der fortlaufenden Erzählung des Epos, aber aus einem liedhaften Einschub in der *Odyssee*.

Odysseus ist als Schiffbrüchiger an den Strand der Insel Scheria gespült worden. Nausikaa, die Königstochter, nimmt sich des Fremden an und bringt ihn an den Hof, wo sich Alkinoos und Arete, das Königspaar der Phäaken, des Heimkehrers aus dem trojanischen Krieg annehmen. Zu seinen Ehren wird ein Fest veranstaltet und der Held kann sich in Kampfspielen auszeichnen. Zum feierlichen Mahl tritt der Sänger Demodokos auf und erfreut die Gäste mit einer Erzählung: Er singt darin

„von der Liebe des Ares und der wohlbekränzten Aphrodite, wie sie sich in den Häusern des Hephaistos zuerst heimlich vereinigten.
Viel aber hatte er ihr gegeben und schändete Bett und Lager des

Herrn Hephaistos. Doch schnell kam zu ihm Helios als Bote, der es gewahr geworden war, wie sie sich in Liebe vereinigten. Wie Hephaistos aber nun das herzkränkende Wort vernommen, schritt er hin und ging in seine Schmiede, tief über Bösem in dem Herzen sinnend, und setzte einen großen Amboß auf den Amboßblock und schmiedetet unzerbrechliche, unlösbare Bande, dass beide unverrückt am Orte bleiben mussten. Doch als er nun in seinem Grolle auf Ares die List verfertigt hatte, schritt er hin und ging in das Schlafgemach, wo ihm die eigene Bettstatt aufgestellt war. Und ringsher um ihre Pfosten goß er die Bande überall im Kreise, und viele ergossen sich auch von oben vom Dach herab wie zarte Spinnwebewebe, die keiner hatte sehen können, auch keiner der seligen Götter, denn überaus listig waren sie gefertigt.“
(Odyssee, 8. Gesang, V. 267 ff., Übers. W. Schadewaldt)

Dann begibt sich Hephaistos zum Schein auf eine Reise. Ares aber nützt die Gelegenheit, und Aphrodite lässt sich nicht lange bitten.

„Komm, Liebe, zu Bett! Wir wollen uns legen und uns erfreuen! Denn Hephaistos ist nicht mehr im Lande, sondern ist wohl schon hinweg nach Lemnos zu den Sintiern, die wie Wilde reden. So sprach er, und ihr schien willkommen, dass sie sich ruhten. Und sie stiegen beide auf das Lager und schliefen ein. Und rings um sie ergossen sich die künstlichen Bande des viel verständigen Hephaistos, und keines von den Gliedern war zu bewegen noch auch zu erheben. Da erkannten sie, dass kein Entrinnen war.“
(Od. 8, 292 ff.)

Der gehörnte Schmiedegott aber ruft alle Götter zusammen, um sie zu Zeugen seiner Schmach zu machen. Und er ist auch Geschäftsmann genug, um vom Brautvater die Geschenke vollständig zurückzufordern, „weil die Tochter zwar schön, doch nicht züchtigen Sinnes ist“. Die Olympier aber lassen sich zu dem Schauspiel nicht lange bitten: Poseidon, Hermes und Apollon zählen zu den namentlich Genannten, die eine Mischung aus Schadenfreude und Voyeurismus zum Tatort zieht. Da die Göttinnen von solchen Regungen offenbar frei waren, blieben sie „voll Scham zu Hause

eine jede“. Die Reaktion der Erschienenen aber ist jenes berühmte „unauslöschliche Gelächter“, das ebenso der grotesken Situation wie dem raffinierten Einfall des Schmiedegottes gilt. Wie lasziver moderner Smalltalk aber mutet der Dialog zwischen zwei jüngeren Göttern an. Denn auf die Frage Apollons „Wolltest du wohl, gezwängt in starke Bande, schlafen im Bett bei der goldenen Aphrodite?“ antwortet sein Halbbruder Hermes: „Da möchten Bande, dreimal soviel, unendliche, um mich herum sein und ihr zuschauen, Götter und Göttinnen alle: gleichviel ich schlief bei der goldenen Aphrodite!“ Und wieder löst sich die Spannung in unbändige Heiterkeit auf. „Homer ist, wenn man trotzdem lacht!“ ließe sich mit einem doppelten Kalauer hinzufügen.

In der Folge bereinigt Poseidon als Fürsprecher die rechtliche Seite der Affäre. Ares aber begibt sich rasch in seine thrakische Heimat, während es Aphrodite nach Zypern, an ihren Kultort Paphos, zieht. Ganz Dame, erholt sie sich zunächst kosmetisch von dem überstandenen Schrecken:

Dort wuschen sie die Anmutsgöttinnen und salbten sie mit dem Öl, dem unsterblichen, wie es glänzt an den Göttern, den immer Kleidenden, und taten ihr reizende Kleider an, ein Wunder zu schauen.“
(Od. 8, 364 ff.)

Die Homerforschung erkennt in diesem seltsamen Gebilde einen frühen Vorläufer jener „milesischen Novelle“, die Jahrhunderte später auch mit Göttertravestie den freisinnigen Geist der Ionier in Kleinasien offenbarte.

IV. Das Rondo von den Metamorphosen

Kehren wir zu Zeus/Jupiter zurück! Von seiner Leidenschaft für Alkmene, die Ehefrau des Amphitryon, war schon zweimal die Rede. Das Alter dieser Sage bezeugt die Erwähnung in der *Ilias* Homers. Von dem dem Titel nach bezeugten griechischen Tragödien fehlt uns jede Spur. Aber wir erfreuen uns dankbar an dem erhaltenen Stück des römischen Komödiendichters Plautus. Der Autor des *Amphitruo* übersieht nicht, dass dem Plot Züge innewohnen, die von einer übermütigen Posse abweichen und nicht nur auf Jubel, Trubel und Heiterkeit verweilen. Der Gott Merkur als Sprecher des Prologs bezeichnet denn auch das Drama authentisch als eine „Tragikomödie“. Kein Zweifel, es gibt

auch burleske Verwechslungen zwischen dem Gott und dem thebanischen Feldherrn, auch zwischen ihren Dienern, dem notorischen Götterboten und dem witzigen Sosias. Aber dazwischen hören wir ernste Aussagen und Elemente der Kritik an der göttlichen Willkür. Der gehörnte Ehemann etwa klagt: „Ist in Theben noch ein Mensch so elend? Was soll ich jetzt tun? Kein Mensch kennt mich, jeder spottet über mich, wie´s ihm gefällt.“ Am Ende kippt das Geschehen fast gewaltsam in die traditionellen Bahnen des Mythos zurück. Und es klingt beinahe wie Ironie, wenn der Titelheld schließlich die Leidenschaft Jupiters geradezu als Huld empfindet. „Ich will nicht unzufrieden sein, wenn es mir vergönnt ist, dass der höchste Gott mein Partner ist.“ Und auch das finale Bekenntnis des höchsten Gottes versöhnt nur an der Oberfläche: „Nun leb mit Alcumena, deiner Frau, wie einst in Frieden! Einen Schuldvorwurf verdient sie nicht. Es zwang sie meine Macht. – Ich steige zum Olymp.“

Der Stoff hat wie kaum ein anderer die Weltliteratur erobert. Molières Komödie verleiht dem Gott Züge des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Kleists Fassung thematisiert die Dialektik von Sein und Schein, die Identitätskrise als prototypische menschliche Eigenschaft. Und wenn Jean Giraudoux 1929 seine Version als *Amphitryon* 38 bezeichnet, so meint er mit dieser Angabe die Zahl der Bearbeitungen des Sujets. Dabei konnte er damals noch nicht wissen, dass sich auch Dramatiker vom Rang eines Georg Kaiser (*Zweimal Amphitryon*, postum 1948) und Peter Hacks (*Amphitryon*, 1968) der szenischen Herausforderung stellen werden.

In einem witzigen Ensemble, dem „Rondeau des Métamorphoses“ (Nr. 15 der Partitur), proben die olympischen Götter im Libretto von Jacques Offenbachs *Orphée aux enfers* den Aufstand gegen Jupiter, indem sie ihm seine Affären und den jeweiligen Gestaltwandel vorrechnen. Diana macht mit Alkmene den Anfang, Venus setzt mit Leda fort, und Cupido zieht aus all dem den Schluss, dass der Göttervater offenbar mit seinem eigenen Äußeren erotisch nicht ans Ziel kommt. Der spottende Refrain aller Strophen, in denen sich die aufmüpfigen Olympier als Kenner von Ovids großer Dichtung *Metamorphosen* erweisen, aber lautet: „Ah! Ah! Ah! Ne prends plus l’air patelin, on te connaît Jupin!“ Für den so Verhöhnnten mag da ein Ausspruch des Kabarettisten Karl Farkas zutreffen: „Das Schönste an einem Seitensprung ist der Anlauf.“ ■

Schlafstörungen in der griechisch-römischen Welt

Auch die Götter hatten ihre Hände im Spiel

Petra Strobl

Mythologischen Vorstellungen der Antike zufolge üben der griechische Schlafgott Hypnos und sein römisches Pendant Somnus großen Einfluss auf den Schlaf der Sterblichen und Unsterblichen (= Götter) aus (Abb. 1). Daneben existiert auch eine rationalere Betrachtungsweise: antike Mediziner sind nämlich überzeugt, dass Schlafstörungen – sei es Schlaflosigkeit oder Schlafsucht – in Zusammenhang mit einer organisch bedingten Erkrankung stehen und bekämpfen diese vor allem mit naturheilkundlichen Verfahren.

Der Einfluss der Schlafgötter Hypnos und Somnus

In der Antike personifizieren die Götter grundlegende Lebensbereiche und steuern das Leben der Menschen. So schafft der griechische Schlafgott Hypnos (Abb. 2), ein Sohn der Göttin der Nacht (Nyx) und der Zwillingsbruder des Todes (Thanatos), Abhilfe bei Schlafstörungen (Hom. *Il.* 7,476–82. Nonn. *Dion.* 15, 88–90. Vgl.: Aischyl. *Ag.* 426–27). Der beflügelte Hypnos nähert sich oft in der Gestalt des schwarzen Schmiedevogels Chalkis von der Größe eines Habichts und lässt mit allbezwingender Kraft zum richtigen Zeitpunkt Tautropfen auf die Augen der Menschen oder Götter fallen. Mohn und der schlafbringende Saft eines Horns sind seine Attribute. Da dem Schlaf in der

Medizin große Heilwirkung zukommt, wird Hypnos zusammen mit dem Heilgott Asklepios verehrt (Pausanias, 2,10,2. *Soph. Phil.* 827ff. Vgl. Sauer *I. Hypnos*. Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie I.2 1978, 2848). Der römische Somnus gilt als ein schwaches Abbild der jugendlichen griechischen Gottheit: Umgeben von Schlafkräutern und Schlummersäften liegt er wie ein alter Mann schlafend auf seinem weichen Bett in einer Felsengrotte und delegiert jede Arbeit an seine Untertanen, die Traumgötter. Im Grunde genommen fungiert der römische Schlafgott als literarische Stilfigur, wie folgende Zeilen eines schlaflosen Kranken zeigen:

Schlafgott, holdester aller Götter,
was hab' ich verbrochen,
Welche Schuld beraubt mich allein
der süßen Geschenke,
Die du spendest? [...]
Ich kann es länger nicht tragen.
(P. Papinius Statius, *Silvae* V, 4.)

Einige römische Schriftsteller erwähnen auch den Götterboten Merkur, der mit goldenen Flügelschuhen zu den Menschen eilt (Vergil, *Aeneis* IV, 242–44. Ovid, *Metamorphosen* I, 671–72.) und Schlafstörungen verhindern kann. Der Götterbote, der mit einem Stab oder Zweig ruhelose Menschen in Schlaf versetzt, ist zumeist als literarischer Kunstgriff zu sehen.

Organisch bedingte Schlafstörungen

Ärzte und Philosophen führen den Schlaf ab dem 5. Jahrhundert v. Chr. auf eine Abkühlung des Blutes zurück. Dabei bleibt nur das Gehör weiterhin aktiv, während sich die anderen Organe erholen (Aristot. *De somno*. 3, 456b, 9–11). Dass dieser Schlaf aber durchaus nicht jedem vergönnt ist, zeigt die Bandbreite von Quellenhinweisen zu Schlafstörungen.

Hippokrates bringt Schlaflosigkeit häufig mit Fieber in Zusammenhang, wobei die Aufzeichnung des Krankheitsverlaufes an einzelnen Tagen typisch für seine Berichterstattung ist. Schlaflosigkeit scheint gerade dann besonders extrem aufzutreten, wenn sich der Körperzustand des Kranken verschlimmert. Kurz vor seinem Tod schläft ein kranker Mann namens Philiskos äußerst wenig. Er fiebert, bekommt Nasenbluten, sein physischer Verfall tritt schnell und unbarmherzig ein (Hippokrates, *Epidemiae* I, 27a, 682).

Auch Aristoteles widmet sich in seinen Texten der nächtlichen Ruhe und vertritt dabei die Vorstellung, dass Frierende nicht schlafen können, da ein Teil der Seele beim Schlafen entweicht und der Körper daher mehr auf das Ausatmen konzentriert ist (Ps.-Aristoteles, *Problemata physica* VIII, 22). Mehrmals wird in den griechischen Quellen auch der Zusammenhang



Abb. 1: Schlafende Mänade, Nationalmuseum Athen



Abb. 2: Kopf von Hypnos, British Museum

zwischen Kindbettfieber und Schlaflosigkeit erwähnt, Hippokrates verweist beispielsweise auf eine Frau in Kyzikos, die nach der Geburt von Zwillingen an eben solchem leidet und nach 17 zumeist schlaflosen Tagen verstirbt (Hippokrates, Epidemiae III, 17b, 110–12).

In der römischen Literatur setzt sich vor allem Celsus mit Schlafstörungen auseinander, wobei diese seiner Meinung nach vermehrt bei Fieber, Stockschnupfen oder physischer Schwäche auftreten. Auch andere schmerzhaftere Erkrankungen wie Augen- und Ohrenentzündungen sind mit Schlaflosigkeit verbunden. Insomnie, die nicht direkt durch eine Erkrankung ausgelöst wird, beschreibt Celsus als Ausnahmezustand und Zeichen bevorstehenden ‚Irreins‘, wobei er auf häufiges „Hin- und Herbewegen der Augen, mit Schwarzwerden vor den Augen verbundene Kopfschmerzen oder auf Mangel an Schlaf bei Abwesenheit jeglicher Schmerzen“ hinweist (Celsus, De medicina II, 7/III, 4). Um Abhilfe zu verschaffen, wird zum Einreiben des Kopfes mit einem aromatischen Gemisch aus Safran- und Irissalbe geraten.

Schlafsucht

Dass anhaltende Schläfrigkeit mit ernstzunehmenden Gesundheitsproblemen verbunden ist, scheint in der antiken Welt allgemein bekannt zu sein. So spricht schon Aristoteles von der ‚Lethargie‘, der kontinuierlichen Müdigkeit mancher kranker Menschen (Aristoteles, ΠΕΠΙ ΝΟΥΣΩΝ II, 65. Vgl.: Hippokrates, De diaeta III, 13), und Celsus meint: „Auch sie tötet schnell, wenn nicht rasch Hilfe geleistet wird“ (Celsus, De medicina III, 20).

Hier sei erwähnt, dass beide mit Schlafsucht kaum Trypanosomiasis meinen, denn eine solche Erkrankung ist für die antike Welt auszuschließen. Vielmehr könnte Schlafsucht die körperliche Reaktion auf eine Vergiftung oder Malaria sein. Es ist auch möglich, dass man mit Schlafsucht einen komaähnlichen Zustand des Patienten beschreibt, der vermutlich als Folge einer schweren inneren Erkrankung eingetreten ist. Um Schlafsucht zu wecken, rät Plinius Secundus zum Riechen an fauligen Schnecken oder Zwiebelsaft (Plinius Secundus, Naturalis historiae XX, 39, 43/XXXII, 117, 1–2). Auch rohes Pech, frisch geschorene Wolle, Pfeffer, Nieswurz, Bibergeil, Essig und Knoblauch eignen sich zur Behandlung von Schlafsucht, da sie „Niesen hervorbringen oder durch ihren üblen Geruch aufregen“ (Celsus, De medicina III, 20).

Die Schlafumgebung oder die Psyche stört den Schlaf

Wie sehr externe Störungen und seelische Erregung den notwendigen Schlaf beeinträchtigen können, wird in der antiken Welt oft festgehalten. So schreibt Aelian, dass die Schwalbe in der Morgendämmerung den süßesten Schlummer durch ihr lautstarkes Gezwitscher beenden kann (Aelian, Tiergeschichten IX, 17). Juvenal verbringt schlaflose Nächte in Rom, da sich Fuhrwerke und Viehherden zu dieser Zeit durch die Straßen bewegen und der Lärmpegel ihm den ‚heilenden‘ Schlummer versagt (Juvenal, Satirae III, 3, 232–38). Oft ist die Flucht auf das ruhige Land die einzige Lösung, doch dort können Stechmücken oder Unwetter zur Plage werden (Anthologia Graeca V, 151, Meleagros). Zu den furchtbarsten ‚Schlafräubern‘ gehören in der Antike Naturkatastrophen, die die Menschen unerwartet von ihren Lagerstätten auffahren lassen. Plinius Secundus etwa schläft in Campanien sehr unruhig, da er von Erdstößen geweckt wird und schließlich auf den Vorplatz seines Hauses flüchtet, um sich vor eventuell einstürzenden Wänden und Decken zu schützen (Plinius Secundus, Testimonia 9, 2, 1–11).

Viele Quellen unterstreichen den negativen Einfluss von großer seelischer Erregung wie Sorge und Trauer um geliebte Menschen auf die nächtliche Ruhe. Schon Homer berichtet, dass Agamemnon aus Sorge um das Geschick der Griechen im trojanischen Krieg keinen Schlummer findet (Homer, Ilias X, 1–4), Penelope vor Kummer um ihren geliebten Gatten Odysseus wach im Bett liegt (Homer, Odyssee XIX, 513–18), und Achill schlaflos mit der Trauer um seinen toten Freund Patroklos ringt (Vgl.: Homer, Ilias XIX, 285–95). Unmoralisches Liebesverlangen kann ebenso zu ruhelosen Nächten führen, was etwa Kanake, die ihren Bruder wie einen Gatten liebt, feststellen muss (Ovid, Heroides 11, 29ff.). Doch auch materielle Ängste lösen Schlafstörungen aus. So verbringt Euclio schlaflose Nächte, da er ständig fürchtet, beraubt zu werden. Angesichts dieser Unruhe ist er geradezu froh, sein Vermögen an seinen Schwiegervater weiterzugeben: „[...] weder nachts noch tags war ich jemals ruhig; jetzt werd ich wieder schlafen“ (Plautus, Aulularia, 839). Denn zu viel Besitz belastet die Menschen, raubt wertvolle Lebenskraft und bringt um die kostbare Erholung im Schlaf. Dies erfährt Kaiser Marcus Antoninus, wenn er aus Sorge um seine Erbfolge kein Auge mehr zudrückt (Scriptores Historiae Augustae, Vita Marci Antonini 28, 9. Vgl.: Ovid, Metamorphosen II, 778–79).

Einschlafhilfen

Laut Aristoteles und Hippokrates fördert die rechte Seitenlage das Einschlafen, denn die rechte, beweglichere Seite ist nur durch bewusste ‚Ruhigstellung‘ zum Einschlummern zu bringen (Hippokrates, prognost. 2, 2, 118–20). Auf der Vorstellung, dass man meistens mit dem ‚rechten‘ Fuß aufsteht, d. h., die rechten Glieder nach dem Erwachen zuerst bewegt, fußt das Sprichwort: „Du bist heute mit dem linken (= mit dem falschen Fuß) aufgestanden.“ Auch Lesen fungiert bei Aristoteles als Einschlafhilfe, jedoch nur, wenn sich „das Denken auf eine Sache konzentriert und sich nicht vielfältig hin und her bewegt, da es sehr intensiv ist (Ps.-Aristoteles, Problemata physica XVIII, 1)“. Denn daraus resultiert, dass die nicht beanspruchten Organe quasi zum Stillstand kommen und der Körper zum Einschlummern neigt. Platon preist die einschläfernde Wirkung von Flötenspiel (Abb. 3) auf Kinder, wobei leichtes Schaukeln dazu beiträgt (Platon, Leges VII, 792). Horaz wiederum weist darauf hin, dass die Freier Penelopes durch sanfte Musik in den Schlaf gelullt werden (Horaz, Epistulae I, 2, 28–31).

Ebenso wird im antiken Griechenland und in Rom die beruhigende Wirkung des Kopfsalates geschätzt, für die eine opiumähnliche Substanz in der Milch der Blätter und des Strunkes verantwortlich ist. So isst der römische Kaiser Tiberius laut einem Bericht von Tacitus täglich große Mengen von Blattsalat, um nachts gut schlafen zu können (Athenaios, Deipnosophistae II, 81 (69f). Tac., Ann. 12ff. Siehe: Kovács H, Preuk M. Jeder kann schlafen. Südwest 1998, 67). Die einschläfernde Wirkung von Wein – in den Quellen oft erwähnt – scheint beim Kyklopen glänzend zu wirken: der rohe Geselle sinkt durch diese List des Odysseus in Schlaf (Homer, Odyssee IX, 362–73. Vgl.: Euripides, Der Kyklop 599–605). Auch Aristoteles ist von der ermüdenden Wirkung des Weines überzeugt, wobei er vor allem die körperliche Wärme dafür verantwortlich macht, dass Betrunkene leichter einschlummern (Ps.-Aristoteles, Problemata physica III, 25a).

Wer sich aber dem Genuss zu sehr hingibt und gute Speisen und Getränke nicht missen möchte, der darf laut Juvenal den Armen um seinen gesunden Schlaf nicht beneiden, wenn er selbst mit vollem Bauch wach im Bett liegt. Denn jeder, der zu viel isst, muss gleichzeitig mit Einschlafproblemen rechnen (Juvenal, Satirae I, 5, 19–20. Vgl.: Horaz, Epistulae I, 7, 29–36).



Abb. 3: Ein Hirt spielt auf der Flöte (Mosaik), Museum in Agro Korinth

Trunkenheit und Übersättigung zählen außerdem zu den Ursachen von Schnarchen, ein Phänomen, das schon in der Antike unangenehm auffiel. Plautus versteht es, den schlafenden Sceledrus besonders humorvoll zu beschreiben, denn auf die Frage, ob er schläft, erwidert er: „Mit der Nase nicht, denn die schreit mächtig laut“ (Plautus, *Miles glor.* 820–21. Vgl.: Dion Chrysostomos, 33, 33).

Neben oben genannten Einschlafhilfen gilt Mohn als ‚lethäischer Schlafspender‘, wobei Plinius dessen Gewinnung erklärt:



Abb. 4: Schlafender Eros, Nationalmuseum Athen

der Saft des schwarzen Mohnes wird „wenn er sich verhärtet hat, eingedickt und, in kleine Stücke zerbrochen, im Schatten getrocknet; er hat nicht nur schlafferregende Wirkung, sondern verursacht sogar, reichlicher genommen, den Tod im Schlafe. Man nennt ihn Opium.“ (Plinius Secundus, *Naturalis historiae* XX, 198–99. Vgl.: Ovid, *Amores* II, 6, 31–32. Vergil, *Georgica* I, 78) Auch eine Mischung, die laut Celsus in Wein und Wasser aufzulösen ist, soll schlaffördernd sein: „Safran, Anis, Myrrhe, Mohnsafttränen (Opium) und Schierlingssamen (Celsus, *De medicina* V, 25, 5)“. Während Safran und der Samen des Schierlings in der Volksmedizin gelegentlich als Sedativum gebraucht werden, wirken

Anis und Myrrhe entkrampfend und schleimlösend (Siehe: Berger A, Wachter H. *Hunnus Pharmazeutisches Wörterbuch*. Berlin, New York: De Gruyter 1993, 935/1080f. Wichtl M., Hrsg. *Teedrogen und Phytopharmaka – Ein Handbuch für die Praxis auf wissenschaftlicher Grundlage*. Stuttgart: Deutscher Apotheker-Verlag 1989², 414)

Ein besonders effektives Schlafmittel scheint auch der Saft der Alraune zu sein, den eine Stiefmutter erfolgreich einsetzt, um ihren Schwiegersohn in einen todesähnlichen Schlaf zu versetzen (Apuleius, *Metamorphosen* X, 11). Die Alraune mit ihrem verkrümmten Wurzelstock gilt vom Altertum über das Mittelalter bis heute als Zaubermittel, wobei sie früher volkstümlich als Narkotikum, Anästhetikum und Aphrodisiakum angewandt wurde. Um schlaflose Nächte zu vermeiden, rät Plinius des Weiteren zum Aufhängen von Anis oder lockerem Thymian über dem Kopfkissen, denn der aromatische Duft dieser Gewürzpflanzen beruhigt. Auch dem Schnittlauch schreibt er besondere Wirkung zu. Er heile Kopfschmerzen,

„wenn man ihn vor dem Schlafen gehen in die Nase oder in die Ohren mit einer Dosis von zwei Löffeln Saft und einem Löffel Honig [träufelt]“ (Plinius Secundus, *Naturalis historiae* XX, 45, 4–6/XX, 186, 5–6). Seine entzündungshemmende und schleimlösende Wirkung scheint hier zur Geltung zu kommen. Dies gilt auch für das *malobathron*, das Allheilmittel Zimtöl mit seinem feinen balsamischen Geruch. Es „wird, in Wein ausgedrückt, bei Tränenflüssen mit großem Nutzen aufgelegt, ebenso auf die Stirne derer, die schlafen wollen“ (Plinius Secundus, *Naturalis historiae* XXIII, 93).

Neben dem Riechen oder Einnehmen von Kräutern, schreibt man dem Aufbewahren von gewissen Substanzen oder Tieren im oder vor dem Schlafzimmer heilende Wirkung zu. So hat laut Plinius eine frische Schafsmilz schmerzlindernden Einfluss auf den menschlichen Körper, wenn man sie in den Wandstück des Schlafzimmers einmauert. Auch das Berühren einer lebenden Eidechse, die man in einem Topf vor dem Schlafgemach des Patienten aufhängt, soll sich positiv auf den Krankheitsverlauf auswirken (Plinius Secundus, *Naturalis historiae* XXX, 51, 1–4/52, 3–6). Nützt dies alles nichts, scheint ein Ratschlag von Horaz äußerst effektiv zu sein: „Wer Tiefe des Schlafes entbehret, möge sich salben mit Öl und dreimal den Tiber durchschwimmen und seinen Körper zur Nacht von innen mit Rebensaft tränken“ (Horaz, *Sermones* II, 1, 8–10). Denn körperliches Krafttraining und Wein können ihre Wirkung kaum verfehlen.

Fazit

Die erholsame, erfrischende Kraft des Schlafes (Abb. 4) ist eine wesentliche Voraussetzung für menschliches Leben über zeitliche Grenzen hinweg. Wenn nun Schlaf Existenzgrundlage an sich ist, wird klar, warum man sich bereits in der Antike rege mit diesem Thema auseinandersetzte und eine Vielzahl von Quellen existiert. Wer unter Schlafstörungen litt, rief entweder die olympischen Götter zu Hilfe oder vertraute auf das Können der Mediziner. Diese sahen Schlaflosigkeit, beziehungsweise Schlafsucht meistens in ursächlichem Zusammenhang mit einer anderen Erkrankung oder Störung und lieferten durchaus vertretbare Behandlungsvorschläge, vor allem was die pflanzlichen Schlafmittel betrifft. Denn die Inhaltsstoffe dieser Produkte weisen erstaunliche Parallelen zu heutigen pharmazeutischen Produkten auf. ■

Ἑλληνιστὶ γινώσκεις; (Acts 21:37)

The survival of Cappadocian Greek¹

Mark Janse

1. The Early History of Cappadocia¹

Cappadocia is a historical region located in Central Anatolia (map 1). Its history goes back to the second millennium BC, when the Hittites ruled over most of Asia Minor from the beginning of the sixteenth century until the collapse of the Hittite Empire around 1180 BC. A number of Syro- or Neo-Hittite kingdoms emerged during the Iron Age in south-eastern Asia Minor and northern Syria, including the Luwian-speaking kingdom of Tabal which was centered around the ancient city of Kanesh about 20 km northeast of Mazaka (Caesarea) and annexed as an Assyrian province in 713 by the Neo-Assyrian king Sargon II (r. 722–705).² In the sixth century BC, Cappadocia becomes the battlefield of two great powers: the Lydian Empire under Croesus (r. c. 560–c. 546) and the Persian Achaemenid Empire under Cyrus the Great (r. 559–530).³ Croesus famously asked the oracle at Delphi whether to send an army against the Persians, upon which he was told, with typical ambiguity, that if he should do so, 'he would destroy a great empire'.⁴ A great empire was indeed destroyed, but it was Croesus' and not Cyrus', who took Sardis in 546.

Herodotus tells us that the name Cappadocia (Καππαδοκία) is Persian (*Historiae* 7.72). As a matter of fact, it is first attested in the famous trilingual Behistun inscription by Darius the Great (r. 522–486), where it is written as *Katpatukaš* in Elamite, *Katpatukka* in

1 On the history of the Cappadocians and their languages see the following publications by the same author: 'Aspects of bilingualism in the history of the Greek language', in J.N. Adams, Mark Janse and Simon Swain (eds.), *Bilingualism in ancient society: Language contact and the written word* (Oxford 2002), p. 332–390; 'De Cappadociërs en hun talen', *Tetradio* 7 (2007) p. 57–78; 'Grieks lichaam, Turkse ziel. Multiculturele symbiose in Cappadocië en de Cappadocische Diaspora', in Danny Praet (ed.), *Us & Them: Essays over filosofie, politiek, religie en cultuur van de Antieke Oudheid tot Islam in Europa ter ere van Herman De Ley* (Gent 2008), p. 107–137.

2 On the history of the Hittites and Syro- or Neo-Hittites see especially the works of Trevor C. Bryce: *The Kingdom of the Hittites* (2nd ed., Oxford 2005), *Warriors of Anatolia: A Concise History of the Hittites* (London 2019), *The World of The Neo-Hittite Kingdoms: A Political and Military History* (Oxford 2012).

3 Herodotus describes the episode in great detail in the first book of his *Historiae*.

4 μεγάλην ἀρχὴν μιν καταλύσειν (*Historiae* 1.53).



Map 1: Kingdom of Cappadocia under Ariarathes III (r. c. 250–220 BC)

Babylonian and *Katpatuka* in Old Persian cuneiform. Herodotus also informs us that the Greeks called the inhabitants 'Syrians' (Σύριοι) and not 'Cappadocians', as the Persians did (*Historiae* 1.72, 5.49), which must be a reference to the Syro-Hittites mentioned above. Writing in the first decades of our era, Strabo (64/3 BC–c.24 AD) notes that the Cappadocian 'Syrians' this side of the Taurus (ἐντὸς τοῦ Ταύρου) were called 'White Syrians' (Λευκόσυροι), as opposed to the Syrians living at the other side of the Taurus (ἔξω τοῦ Ταύρου), who had a darker complexion (ἐκείνων ἐπιπεκαυμένων τὴν χροάν) (*Geographia* 12.3.9).

2. The Hellenization of Cappadocia

Under Darius the Great, *Katpatuka* became the third satrapy in the Achaemenid Empire. Only three Cappadocian satraps are known by name. The last is also the most famous: Ariarathes, who became

satrap in 350 and refused to submit to Alexander the Great (r. 336–323) after the latter's conquest of Asia Minor in 334. As Ariarathes I (r. 331–322), he became the ancestor of the Ariarathid dynasty, who ruled the kingdom of Cappadocia (map 1) from 331 BC until 17 AD, when it was annexed as a Roman province. Despite their Persian descent,⁵ the Ariarathids became increasingly philhellene, as can gathered from the epithets of Ariarathes V (r. 163–130): Εὐσεβῆς Φιλοπάτωρ, about whom Mommsen writes: 'Durch ihn drang [die hellenistische Bildung] ein in das bis dahin fast barbarische Kappadokien'.⁶ During the Cappadocian kingdom, the Greek language spread slowly but steadily in Cappadocia. The process of Hellenization was reinforced after the Roman annexation by Tiberius

5 The first member of the name Ariarathes derives from Old Persian **aryā-* 'Aryan'.

6 Theodor Mommsen, *Römische Geschichte* (Leipzig 1855), Bd. 2, p. 52.



Map 2: Byzantine Empire under Basilus II Porphyrogenitus (r. 976–1025)

(r. 14–37), who renamed the Cappadocian capital Mazaka Caesarea (Καϊσάρεια). Strabo, a native of Amaseia in Pontus who experienced the annexation himself, notes that in his time most indigenous peoples of Asia Minor had already lost their languages as well as their original names (*Geographia* 12.4.6).

Greek had become the lingua franca of the eastern Mediterranean during the Hellenistic and even more so during the Roman period and for many people their first and often only language. Already in the third century BC, the Torah (Hebrew תורה *tôrâ*), the first five books of the Hebrew Bible known in Greek as the Pentateuch (Πεντάτευχος ‘five scrolls’), had already been translated into Greek for the sake of the Alexandrian Jews, who were no longer able to read the Hebrew original. Similarly, the New Testament was written and distributed in Greek for the Jewish and Gentile Christians, not just in Greece (Corinthians, Philippians and Thessalonians) and Rome (Romans) but also in Asia Minor (Colossians, Ephesians and Galatians). In the words of A. Thumb: “Von allen nichtgriechischen Ländern ist am gründlichsten Kleinasien hellenisiert worden ... Die ungeheure Masse griechischer Inschriften, die auf dem ganzen Gebiet sich finden ..., zeigt, daß Kleinasien mindestens in der römischen Kaiserzeit ein ganz griechisches Land mit griechischer Cultur gewesen ist”.⁷

7 Albert Thumb, *Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus: Beiträge zur Geschichte und Beurteilung des Κοινή* (Straßburg 1901), p. 102–103.

3. Cappadocian: the original language

At the same time there is evidence that the original Cappadocian language continued to be spoken in the first centuries of our era. In the story of Pentecost described in Acts, the Apostles began to speak ‘in other tongues’ (ἐτέρας γλώσσας, 2.4), thus enabling the amassed listeners to hear them speak ‘in their own language’ (τῇ ἰδίᾳ διαλέκτῳ, 2.6–8). Among the many speakers of other tongues mentioned in this passage are ‘the inhabitants of Cappadocia’ (οἱ κατοικοῦντες τὴν Καππαδοκίαν, 2.9).

In the so-called Sibylline Oracles, a collection of oracular prophecies written in hexameters by Jewish and Christian writers between approximately 150 BC and 180 AD, both the Cappadocians and the Arabs are called ‘speakers of a foreign tongue’ (βαρβαρόφωνοι, *Oracula Sibyllina* 3.516).⁸ Xenophon of Ephesus, a second-century novelist, mentions a certain Hippothous who knew the language of the Cappadocians and as a result was treated by them as one of their own.⁹

The question is what kind of language Cappadocian actually was. It cannot have been Old Persian, as the Ariarathids promoted the Greek language and culture

8 The juxtaposition of Cappadocians and Arabs confirms the interpretation of βαρβαρόφωνος as ‘speaking a foreign language’, not ‘speaking Greek badly’ (cf. fn. 14).

9 ἐμπειρῶς εἶχε τῆς Καππαδοκῶν φωνῆς καὶ αὐτῷ πάντες ὡς οἰκεῖν προσεφέροντο (*Ephesiaca* 3.1.2).

and before them Aramaic was the lingua franca in the Achaemenid Empire. Median and Parthian, two other Iranian languages, are mentioned by name among the other tongues spoken by the Apostles at Pentecost (*Acta* 2.9). Median is also mentioned in what must be the most blatant case of a missed opportunity to identify the Cappadocian language. One of the three Cappadocian Fathers, Gregory of Nyssa (330–395), cites words for ‘heaven’ in different languages:¹⁰

ἡμεῖς οὐρανὸν τοῦτο λέγομεν, σαμαΐμ ὁ Ἑβραῖος, ὁ Ῥωμαῖος κελούμ, καὶ ἄλλως ὁ Σύρος, ὁ Μῆδος, ὁ Καππαδόκης, ὁ Μαυρούσιος, ὁ Σκύθης, ὁ Θραξ, ὁ Αἰγύπτιος.¹¹

We call it *ouranos*, the Hebrew *šamáyim*, the Roman *caelum*, and still otherwise the Syrian, the Mede, the Cappadocian, the Moor, the Scythian, the Thracian, the Egyptian.

From this quotation we can deduce that Cappadocian was in any case different from the two Iranian languages Median and Scythian and from Syriac, a dialect of Middle Aramaic belonging to the (Northwest) Semitic language family. But why on earth did Gregory fail to mention the word for ‘heaven’ in the indigenous language of his homeland, where Cappadocian was apparently still spoken in the fourth century AD? This is confirmed by another Cappadocian Father, Basil the Great of Caesarea (330–379), who notes that the use of καί ‘and’ instead of σύν ‘with’ in the doxology¹² is obligatory for grammatical reasons in the Syriac traditions of Mesopotamia as well as in his native Cappadocian language.¹³

Although we can again deduce that Cappadocian is different from Syriac,

10 *Contra Eunomium* = *Patrologia Graeca* 45.1045.
11 It may be noted that the editor of the *Patrologia Graeca*, the French scholar-priest Jacques-Paul Migne (1800–1875), inadvertently accented both the Hebrew and the Latin words for ‘heaven’ as if they were French: σαμαΐμ for σαμάιμ (Hebrew שָׁמַיִם *šamáyim*) and κελούμ for κέλουμ (*caelum*, in its Vulgar Latin pronunciation with monophthongized *ae* > *e*).

12 The canonical form is Δόξα πατρι καὶ υἱῷ καὶ ἁγίῳ πνεύματι ‘Glory to the Father and to the Son and to the Holy Spirit’, whereas Basil’s innovation was μετὰ τοῦ υἱοῦ σύν τῷ ἁγίῳ πνεύματι ‘with the Son together with the Holy Spirit’. Basil’s treatise *De spiritu sancto* was written in defense of his innovation against his opponents who preferred μετὰ τοῦ υἱοῦ ἐν τῷ ἁγίῳ πνεύματι ‘with the Son in the Holy Spirit’, cf. *St. Basil of Caesarea: On the Holy Spirit*, translation and introduction by David Anderson (Crestwood NY 1997).

13 καὶ Καππαδόκες δὲ οὕτω λέγομεν ἐγχωρίως ‘we Cappadocians, too, say it like that in our native language’ (*De spiritu sancto* = *Patrologia Graeca* 32.208).

it seems unlikely that Basil's statement is tantamount to saying that the two languages are otherwise related or, in other words, that Cappadocian might be a Northwest Semitic language related to Syriac. The Syriac word for 'heaven(s)' is *šmāyā* (Syriac ܫܡܝܐ, Aramaic ܫܡܝܐ), which is too close to the Hebrew *šāmāyim* (שָׁמַיִם) quoted by Gregory of Nyssa not to allow a connection with the Cappadocian word for 'heaven', if Cappadocian were indeed a Northwest Semitic language. The best educated guess is that the original Cappadocian language was related to or, indeed, descended from the language spoken in the Neo-Hittite Kingdom of Tabal and even before that in the Hittite Empire: Luwian, an Anatolian language related to Hittite. Unfortunately, the evidence remains circumstantial and not substantial.¹⁴

4. Cappadocian: the Greek variety

Whatever the identity of the original Cappadocian language, we do know that it had a profound effect on the quality of the Greek spoken in Cappadocia. Following Strabo, it could be argued that the Cappadocians were known to 'speak Greek like a barbarian' (βαρβαρίζειν or βαρβαροφωνεῖν).¹⁵ Judging from the following epigram attributed to Lucian, the ineloquence of the Cappadocians was proverbial:¹⁶

θᾶπτον ἔην | λευκοὺς κόρακας | πτηνάς τε
 χελώνας
 εὐρεῖν ἢ δόκιμον | ῥήτορα Καππαδόκην.

It was easier to find white ravens and winged turtles than a decent Cappadocian orator.

We happen to know one such Cappadocian orator by name, Pausanias of Caesarea (second century), a student of Herodes Atticus (101–177) and teacher of Claudius Aelianus (c. 175–c. 235), whose pronunciation is ridiculed by Flavius Philostratus (c. 170–244/9):¹⁷

ἀπήγγειλε παχεῖα τῆ γλώττῃ καὶ ὡς
 Καππαδόκαις ζῦνηθεσ, ζυγκρούων

14 Strabo notes that Cappadocian is closely related to another unidentified language from Asia Minor called 'Cataonian' (*Geographia* 12.1.2).
 15 Strabo glosses both βαρβαρίζειν and βαρβαροφωνεῖν as κακῶς ἐλληνίζειν 'speak Greek badly' (*Geographia* 14.2.28). Cf. fn. 8.
 16 *Anthologia Palatina* 11.436.
 17 *Vitae Sophistarum* 2.13. 'making his consonants strike together' refers to the syncope of unstressed vowels (cf. fn. XX).
 18 *Oratio XXXIII = Patrologia Graeca* 36.224.

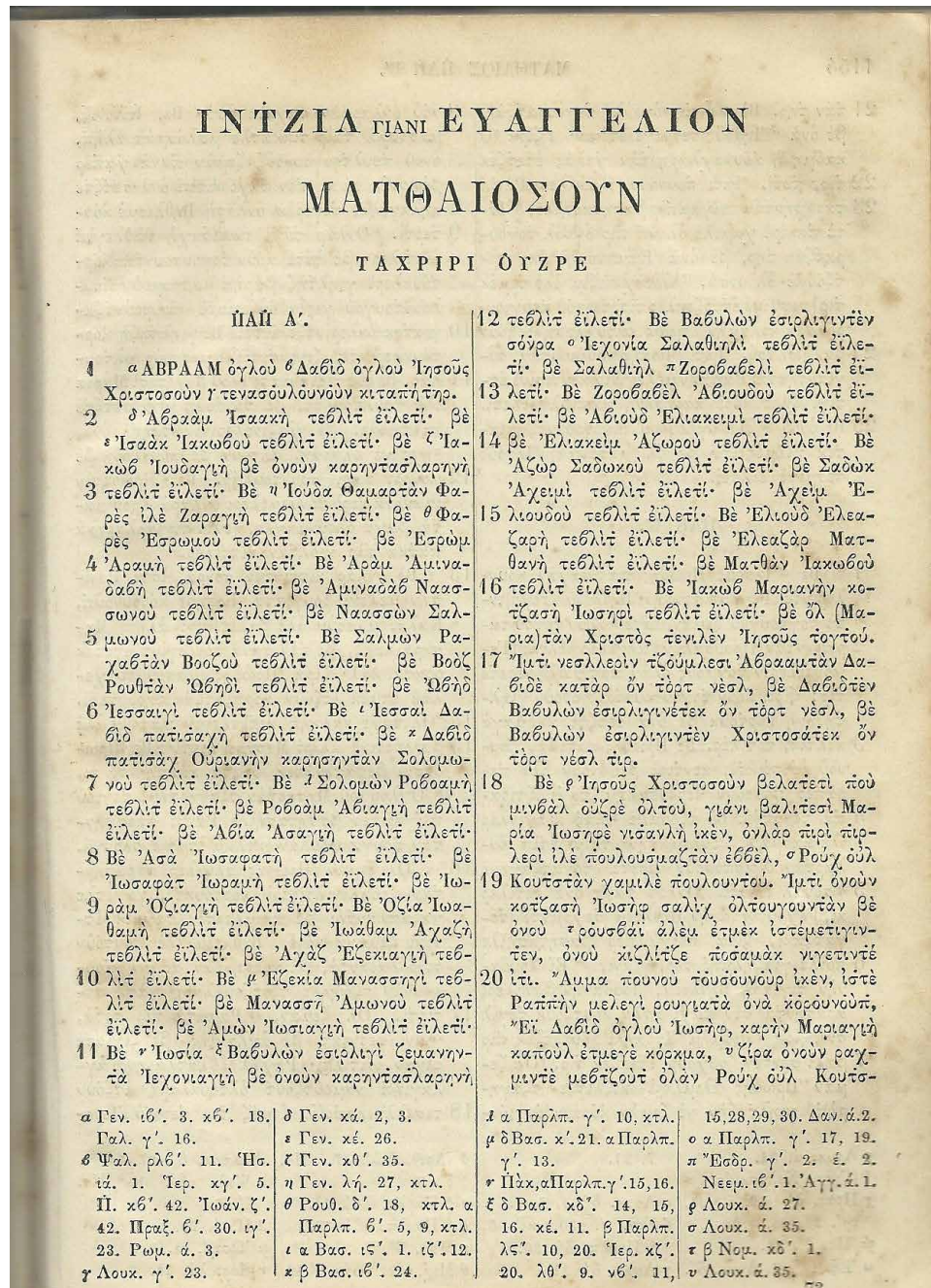


Figure 1: Gospel according to Matthew in Karamanlidika

μὲν τὰ ζῦμφωνα τῶν στοιχείων, συστέλλων δὲ τὰ μηκνόμενα καὶ μηκύνων τὰ βραχέα.

He declaimed with a heavy accent, as is characteristic of the Cappadocians, making his consonants strike together, shortening the long syllables and lengthening the short ones.

The third Cappadocian Father, Gregory of Nazianzus (329–389), too, alludes to the barbaric accent of the Cappadocians in his speech to the conceited clergy of Constantinople:¹⁸

ἀπαιδευσίαν δὲ οὐκ ἐγκαλέσεις ἢ ὅτι τραχύ σοι δοκῶ καὶ ἄγροικον φθέγγεσθαι;

Will you not reproach me for want of education or because I seem to you to speak in a harsh and boorish manner?

Another famous Cappadocian, the first-century holy man Apollonius of Tyana, was apparently not affected in his speech by his Cappadocian descent according to his biographer Philostratus.¹⁹



Map 3a: Greek-speaking villages in Cappadocia (Political map of Turkey)

After the division of the Roman Empire at the death of Theodosius in 395,²⁰ Greek naturally remained the official language of the Eastern Roman Empire, although the Byzantines continued to call themselves ‘Romans’ (Ῥωμαῖοι) and their language ‘Roman’ (Ῥωμαϊκά).²¹ We have no evidence, either direct or indirect, about the quality of the ‘barbaric’ speech of the Cappadocians in the second half of

the first millennium, but we do know that they were considered ‘barbaric’ in their behaviour.

The Byzantine Emperor Constantine VII Porphyrogenitus (r. 913–959), discussing the proverbial ‘malice’ (κακοτροπία) of the Cappadocians, quotes a saying about the ‘three worst kappas’ (τρία κάππα κάκιστα): Cappadocia, Crete and Cilicia.²² The sixth-century poet Demodocus of Leros calls the Cappadocians ‘bad as can be’ (φουλεπιφουλότατοι) and even coins a verb ‘Cappadocianize’ (καππαδοκίζω).²³

5. The Turkicization of Cappadocia²⁴

In the twelfth century, Theodore Prodromos called Cappadocia a ‘land flooded by barbarians’ (γῆ βαρβαροχουμένη).²⁵ This, however, is not a reference to the ‘barbaric’ Cappadocians, but to the Seljuk Turks, who had invaded Cappadocia in the eleventh century.²⁶ In 1071, the Byzantine forces led by emperor Romanus IV Diogenis

19 ἡ γλῶττα ἀττικῶς εἶχεν οὐδ’ ἀπήχθη τὴν φωνὴν ὑπὸ τοῦ ἔθνους ‘his speech affected Attic and his accent was not corrupted by his race’ (Philostratus, *Vita Apollonii* 1.7).

20 It may be noted that the imperial borders did not coincide with the language borders, as Greek was at the time widely spoken in southern Italy (and still is in a few isolated communities in Calabria and Puglia).

21 Even today Ῥωμαῖκα is still used in certain expressions to refer to the Greek language, e.g. καταλαβαίνεις Ῥωμαῖκα; ‘do you understand Greek?’, i.e. ‘do you understand what I am saying?’

22 *De thematibus* 2.69.

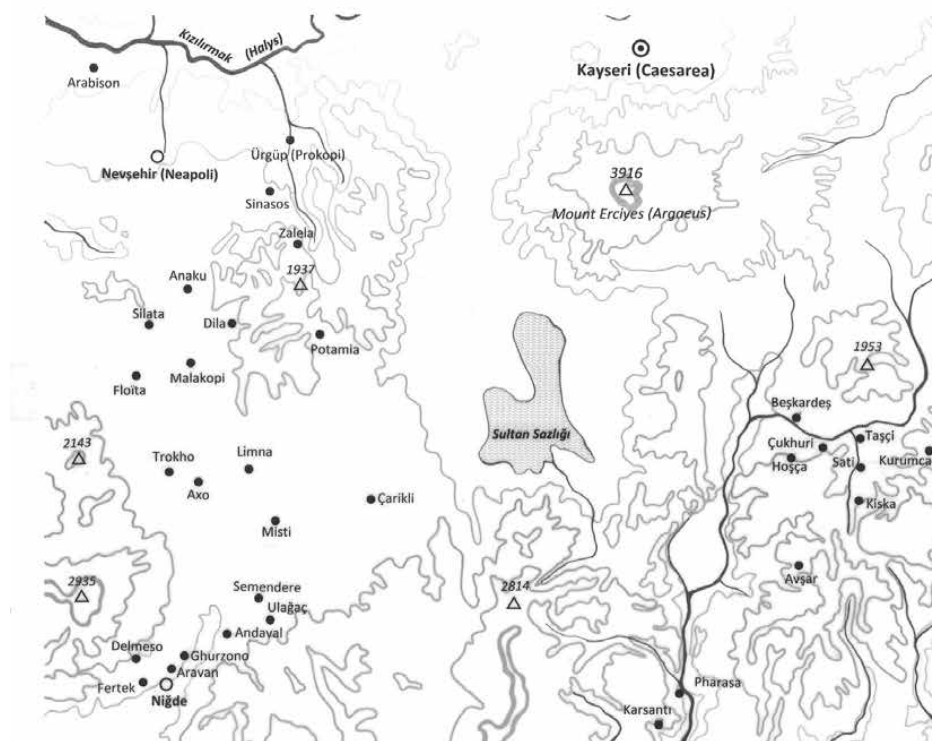
23 *Fragmenta* 5 West = *Anthologia Palatina* 11.238.

24 On the history of the Turkicization, both linguistically and religiously, see especially Speros Vryonis Jr., *The decline of medieval Hellenism in Asia Minor and the process of Islamization from the eleventh through the fifteenth century*. (Berkeley 1971).

25 *Carmina Historica* 19.52 Hörandner.

26 Cf. βαρβαροχέομαι ‘von Barbaren beherrscht werden’ in Erich Trapp (ed.), *Lexikon zur byzantinischen Gräzität: besonders des 9.–12. Jahrhunderts* (Wien 1996), Fasz. 2 s.v.

(r. 1068–1071) had been defeated by the Seljuk army led by sultan Alp Arslan (r. 1063–1072) in the battle at Manzikert on the eastern border of the Byzantine Empire (map 2, p. 50). Six years later, the Seljuk commander Suleiman ibn Qutulmish (r. 1077–1086) founded the independent Sultanate of Rûm in Asia Minor, which bore the Turkish name of its Byzantine inhabitants.²⁷ The Sultanate of Rûm lasted until the fourteenth century, when it desintegrated into a number of beyliks ('principalities'). The most imported of these was the Beylik of Karaman, centered around the city of Karaman in Cilicia, named after Kerimeddin Karaman Bey, the thirteenth-century Turkmen founder of the Karamanid dynasty (exact dates unknown). It was eventually annexed in 1468 by the Ottomans under Mehmed II (r. 1451–1481), whose son Mustafa became in 1483 the first governor of the Ottoman Elayet ('province') of Karaman, centered around Cappadocia. Fifteen years before the annexation, Mehmed the Conqueror had of course captured Constantinople, thus putting an end to the thousand year Byzantine empire.



Map 3b: Greek-speaking villages in Cappadocia

In the centuries following the battle of Manzikert, Cappadocia became subject to a process of Turkicization. Linguistically speaking, this entailed widespread Greek-Turkish bilingualism, more often than not resulting in Turkish monolingualism. The shift from Greek to Turkish did not necessarily imply conversion to Islam, as can be gathered from the following report presented to the Council of Basel in 1437:²⁸

Notandum est, quod in multis partibus Turcie reperiuntur clerici, episcopi et arciepiscopi qui portant vestimenta infidelium et locuntur linguam ipsorum et nihil aliud sciunt in Greco proferre nisi missam cantare et evangelium et epistolas. Alias autem orationes dicunt in lingua Turcorum.

It has to be noted that in many parts of Turkey priests, bishops and archbishops are to be found who wear the garments of the infidels and speak their language and cannot utter anything in Greek except the liturgy and the gospels

27 Old Anatolian Turkish *Rûm* (روم) derives from the Arabic name for 'Romans' *ar-Rûm* (الرُّوم), itself a loan from Greek Ῥωμαῖοι, the self-designation of the Byzantines.

28 Quoted in Richard M. Dawkins, *Modern Greek in Asia Minor: A study of the dialects of Silli, Cappadocia and Pharasa, with grammar, texts, translations and glossary* (Cambridge 1916), p. 1 fn. 1.

and the epistles. The sermons, however, are delivered in the language of the Turks.

The Turkish-speaking Christians referred to in the report are called Karamanlides (Καραμανλήδες), whose origin is disputed, although their name identifies them as inhabitants of the Beylik of Karaman.²⁹ Their language is called Karamanlidika (Καραμανλήδικα), an Anatolian variety of Turkish written in the Greek alphabet instead of the Ottoman script derived from the Perso-Arabic alphabet.³⁰ An example is the beginning of the Gospel according to Matthew (fig. 1, p. 51):

Ἀβραάμ ὄγλου Δαυὶδ ὄγλου
Ἰησοῦς Χριστοσοῦν τενασόυλόυν
κιταπήτηρ³¹

29 Turkish *Karaman-lı* means (someone) 'belonging to Karaman'.

30 On Karamanlidika see especially Evangelia Balta, *Beyond the language frontier: Studies on the Karamanlis and the Karamanlidika printing* (Istanbul 2010), and many other publications by the same author.

31 The diacritics are used in later Karamanlidika orthography to distinguish Turkish from Greek sounds: *ou* = *ü*, *pi* = *b*, *ti* = *d*, cf. Stelios Irakleous, 'On the development of Karamanlidika writing systems based on sources of the period 1764–1895', *Mediterranean Language Review* 20 (2013), p. 57–95. Note that *beta* and *delta* had become fricatives *v* and *ð* already in the Roman Period, *b* and *d* being written *mu* and *nu* in Modern Greek orthography. It should also be noted that the pronunciation of *eta* had changed to *i* in the same peri-

Avraam oğl-u David oğl-u İsus Hristos-un tenasül-ün kitab-ı-dr

Abraham son-his David son-his Jesus Christ-GEN lineage-GEN book-its-is

βιβλος γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ υἱοῦ Δαυὶδ υἱοῦ Ἀβραάμ (Mt. 1:1) [This is the] book of [the] lineage of Jesus Christ, son of David son of Abraham

Not all the Christians in Cappadocia shifted to Turkish. Around 1910, the British archaeologist and dialectologist/folklorist Richard MacGillivray Dawkins (1871–1955) did fieldwork in Cappadocia, where he found that Greek was still spoken, albeit in a very 'corrupt condition',³² in twenty villages roughly between Nevşehir, Kayseri en Niğde (maps 3a–b). He famously described Cappadocian as follows: 'The body has remained Greek, but the soul has become Turkish'.³³ One example from Ulağaç, one of the most Turkicized of all the Cappadocian dialects, will suffice to give an impression of the extremely 'corrupt condition' of this particular dialect:³⁴

od and that *eta* is used in Karamanlidika orthography to represent the Turkish *i* [u].

32 Dawkins (fn. 28), p. 18.

33 Dawkins (fn. 28), p. 198.



Map 4: Territorial expansion of the Kingdom of Greece (1832–1947)

ἦτον ἓνα **δοῦλ** ναίκα. ἐγίσκε ἐρρὸ **φῶεα**. ἰθά δίνισκέν δα **ἔσράα**, καὶ φέρισκαν **ἔσρακιού** τὰ **παράγια**, καὶ **βεσλέττινίσκαν**.

iton éna dúl néka. éjiske erjó fśéa. itsá díniskén da tśíráa, ke fériřkan tśirakjúτ da parája, ke besléttiniřkan.

There was a widow-woman. She had two children. These she used to give apprenticeship, and they would bring the money of their apprenticeship, and they supported [her].

Dawkins was well aware of the ‘precarious condition’ of Cappadocian and other Asia Minor Greek dialects, ‘threatened as they are [...] by the advance of Turkish and the danger of absorption into the common Greek’.³⁵ The ‘absorption into the common Greek’ was accelerated by the recent

establishment of schools in the Greek-speaking villages, as Dawkins observes in a preliminary study: ‘The difference between the local speech and the Greek of the schools is so great that the schoolmaster’s efforts rather go to substitute *another language* for the local dialect than gradually correct it’.³⁶ The use of the phrase ‘another language’ emphasizes the linguistic distance between Cappadocian and the common Greek of the time. The distance between Cappadocian and older Greek was unbridgeable as well according to Dawkins: ‘For the same reason the liturgical use of Greek has had little or no effect. The older generation of priests hardly understood the services, and the people not at all. If it is necessary to make the people understand, Turkish is used. When I was at Fertek, the bishop was there, and the sermon which he preached was Turkish, and so was nearly all his conversation with his flock’.³⁷ *Alias autem orationes dicunt in lingua Turcorum.*³⁸

Dawkins also felt that Cappadocian was threatened by the politics of the ‘constitutional régime of New Turkey’, including a ‘great increase of emigration’

34 Dawkins (fn. 28), p.362. I have left Dawkins transcription more or less unchanged and refrain from providing a grammatical analysis in order to allow the reader to fully appreciate the extremely ‘corrupt condition’ of Ulağaç Cappadocian. Note, however, the productive Cappadocian imperfect formations in -iřk-: ἐγίσκε (éjω), δίνισκέν (dínω), φέρισκαν (fépω), βεσλέττινίσκαν (besletpā, Turkish *besletmek*, causative of *beslemek* ‘feed’). Turkish loanwords are printed in boldface.

35 Dawkins (fn. 28), p. v.

36 Dawkins, ‘Modern Greek in Asia Minor’, *American Journal of Archaeology* 30 (1910), p. 120 (my italics).

37 *Ibidem*.

38 Cf. *supra* with fn. 28.

and ‘renewed persecutions’.³⁹ Dawkins wrote this in his preface dated 24 October 1915, when the Young Turks had restored the Ottoman Constitution following the revolution of 1908. The Ottomans had lost most of their Balkan territories, called Rumelia,⁴⁰ in the Balkan Wars of 1912–1913 (map 4) and entered the First World War as one of the Central Powers. During the war, the Ottoman Empire had engaged in a genocide against the Armenian, Assyrian and Orthodox Christians in Anatolia, the first effects of which Dawkins witnessed ‘in the days that immediately followed the outbreak of the war’.⁴¹

At the Paris Peace Conference, which opened on 18 January 1919, the Greek prime minister Eleftherios Venizelos (1864–1936), who had brought Greece into the war on the side of the Entente Powers, secured allied support to occupy Smyrna (İzmir) and its hinterland in May, an occupation ratified in the Treaty of Sèvres of August 1920, which also forced the Ottomans to cede East Thrace to Greece (map 4). The invasion of Asia Minor was inspired by the so-called ‘Great Idea’ (Μεγάλη ἰδέα), an irredentist project which had played a major role in Greek politics since the Greek war of independence (1821–1832) and the resulting establishment of an independent kingdom of Greece.⁴² Proponents of the ‘Great Idea’ aspired the restoration of the Byzantine Empire, or as Venizelos would call it ‘Greece of the two continents and the five seas’ (Ἑλλάς τῶν δύο ἡπείρων καὶ τῶν πέντε θαλασσῶν), and its former capital Constantinople, which had been occupied by allied forces since November 1918. It was not to be. The Turkish revolutionaries around Mustafa Kemal (1881–1938), surnamed Atatürk ‘Father of the Turks’ in 1934, launched a counterattack and the ‘Great Idea’ literally went up in smoke in the great fire of Smyrna in September 1922. The Greeks call this event the ‘Asia Minor Catastrophe’ (Μικρασιατική Καταστροφή), a disaster deemed greater than the fall of Constantinople in 1453, as it effectively put an end to Hellenism in Asia Minor. The Allies, who had changed camp during the Greek-Turkish war, abandoned the Treaty of Sèvres and negotiated with the Turkish National Movement the Treaty of Lausanne of July 1923, which recognized the independence

39 Dawkins (fn. 28), p. v.

40 Ottoman Turkish *Rūm-ēli* (روم ایلی), cf. fn. 27.

41 Dawkins (fn. 28), p. vi.

42 A very good and very readable overview of the establishment and expansion of the Greek state can be found in Richard Clogg, *A concise history of Greece* (3rd ed. Cambridge 2013).

of the Republic of Turkey and its sovereignty over Ionia, East Thrace and Constantinople (İstanbul).

6. The Population Exchange between Greece and Turkey⁴³

The Treaty of Lausanne was preceded by the Convention Concerning the Exchange of Greek and Turkish Populations of January 1923. The ‘Exchange’, as it was simply called in Greek (Ανταλλαγή) and Turkish (Mübâdele), was in fact a compulsory expulsion of at least 1.2 million Orthodox Christians from Turkey and about 400,000 Muslims from Greece. It was not based on language or, indeed, ethnicity, but instead on religious identity, the Orthodox Christians being members of the Ottoman ‘nation’ or millet (ملت *millet*) of the Rûm,⁴⁴ regardless of their language or ethnicity.⁴⁵ According to a 1924 census, 22 out of 61 Christian communities in Cappadocia were Greek-speaking, i.e. bilingual Greek-Turkish (map 3b, p. 53), numbering 17,590 speakers (44.4%), whereas 39 were monolingual Turkish-speaking, numbering 22,027 speakers (55.6%). Some of the monolingual Turkish-speaking communities were entirely Christian, such as Andaval (1812 inhabitants) or Limna (2007 inhabitants), where Greek had given way to Turkish in the nineteenth century.⁴⁶ In the majority of these, however, the Muslims outnumbered the Christians by more than five to one.⁴⁷ Nine out of the 22 Greek-speaking communities were entirely Christian, such as the relatively big villages of Akso (3687) and Misti (3036), but others had a significant Muslim component, for instance Fertek (430 Christians against 2,500 Muslims).

The above figures are extracted from the short demographic introductions to the collection of moving refugee accounts collected in the second of the four-volume

43 On the Exchange and its consequences for both Christians and Muslims as well as for Greece and Turkey see the contributions in Renée Hirschon (ed.), *Crossing the Aegean: An appraisal of the 1923 compulsory population exchange between Greece and Turkey* (Oxford 2003), with Hirschon’s introductory papers ‘Unmixing peoples’ in the Aegean Region’, p. 3–12, and ‘Consequences of the Lausanne Convention: An overview’, p. 13–20.

44 Cf. fn. 27.

45 As a matter of fact, the Rûm Millet included Greek and Turkish-speaking Orthodox Greeks, Albanians, Bulgarians, Serbians, Vlachs, but also Georgian and Middle Eastern Christians.

46 Dawkins (fn. 28), p. 11.

47 The figures for the Muslim population are often estimates and in a few cases lacking altogether, but certainly more than 100,000 against 22,027.

series ‘The Exodus’ (Ἡ Ἐξοδος).⁴⁸ Many of these tell of the warm friendship with the Turkish neighbours, summarized in a frequently used phrase: με τούς Τούρκους περνούσαμε καλά ‘we got on well with the Turks’.⁴⁹ Another frequently used phrase refers to the day of farewell: κλάψανε οἱ Τούρκοι μας ‘our Turks wept’.⁵⁰ The following excerpt from a Greek-speaking woman from Ulağaç illustrates this:⁵¹

Ἐκεῖνοι [i.e. οἱ Τούρκοι], καὶ μάλιστα οἱ Τουρκάλες, πολὺ λυπήθηκαν ποὺ φεύγαμε. Ἐκλαίγαν μαζί μας καὶ ὡς τοὺς ἀραμπάδες ποὺ ἀνεβαίναμε ἔρχονταν ἀπὸ πίσω μας καὶ μᾶς ἀγκαλιάζανε καὶ μᾶς φιλοῦσανε. “Νὰ ξανάρθετε”, λέγανε, “Ἐμεῖς ἄλλους δὲν θέλουμε. Ἐσεῖς εἶστε δικοὶ μας”.

They [i.e. the Turks], especially the Turkish women, regretted very much that we were leaving. They were weeping with us and following us to the carts we were mounting and they were hugging us and kissing us. “You have to come back”, they kept on saying, “We don’t want others. You are our folks”.

Some mention the arrival of Muslim refugees from Greece, as this Turkish-speaking Christian from Kiçağaç:⁵²

Θυμᾶμαι ποὺ ἦρθαν οἱ Τούρκοι πρόσφυγες. Ἑλληνικά μιλοῦσανε καὶ δὲν τοὺς καταλαβαίναμε. Λέγανε οἱ παλιοὶ Τούρκοι: Τούρκοι φεύγουν καὶ Ἑλλήνες ἔρχονται.

I remember when the Turkish [i.e. Muslim] refugees came. They were speaking Greek and we didn’t understand them. The old [i.e. local] Turks would say: Turks are leaving and Greeks are coming.

48 Giannis Mourellos (ed.), *Ἡ Ἐξοδος*, vol. 2: *Μαρτυρίες ἀπὸ τὴν ἐπαρχίαν τῆς κεντρικῆς καὶ νότιας Μικρασίας* (Athens 1982).

49 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 172 *et passim*. It is not a coincidence that this is the main title of an article by Renée Hirschon (fn. 38): “We got on well with the Turks’: Christian-Muslim relations in late Ottoman times”, in David Shankland (ed.), *Archaeology, anthropology and heritage in the Balkans and Antolia: The life and times of F.W. Hasluck, 1878–1920* (Istanbul 2004), vol. 2, p. 325–343. Hirschon wrote an important study of the identity(ies) of an urban refugee group fifty years after the Exchange: *Heirs of the Greek Catastrophe: The social life of Asia Minor refugees in Piraeus* (2nd ed., Oxford 1998).

50 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 75 *et passim*.

51 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 231.

52 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 224.

Another, rather funny, story is told by a Greek-speaking Christian from Çelték:⁵³

Δυὸ μῆνες προτοῦ νὰ φύγοιμε ἀπ’ το Τσελτέκ, ἦρθαν Τούρκοι πρόσφυγες ἀπ’ τὴν Ἑλλάδα. Κρητικοὶ ἦταν. Μιλοῦσαν ἑλληνικά, καλὰ ἑλληνικά. Κι ἔμεῖς μιλοῦσαμε ἑλληνικά, ἀλλὰ δὲν τοὺς καταλαβαίναμε. Ἄγριοι ἄνθρωποι ἦταν.

Two months before we left from Çelték, Turkish [i.e. Muslim] refugees from Greece arrived. They were Cretans. They spoke Greek, good Greek. We, too, spoke Greek, but we didn’t understand them. They were wild people.⁵⁴

A recurrent theme in ‘The Exodus’ is the nostalgia for the ‘lost homelands’ (χαμένες πατρίδες):⁵⁵ φύγαμε ἀπὸ τὸν παράδεισο καὶ πήγαμε στὴν κόλαση ‘we left Paradise and went to Hell’.⁵⁶ The Greek name for Greece was, of course, Ἑλλάς in Katharevousa (Καθαρεύουσα) or Ἑλλάδα in Demotic (Δημοτική), but the Cappadocians only knew it by its Turkish name Yunanistan (يُونَانِيسْتَان): Γιουνανιστάν or Γιονανιστάν, etymologically ‘Land of the Ionians’.⁵⁷ Although the Cappadocians resettled all over Greece, the majority was sent to the northern regions of Macedonia and Thrace, and to the central regions of Thessaly and Epirus, which had been ceded to Greece relatively recently (map 4). The memory of 400 years of ‘Turkish rule’ (Τουρκοκρατία) was still very much alive in these regions, where the Cappadocian and other Asia Minor refugees were received as if they were Turks:⁵⁸ *portant vestimenta infidelium et locuntur linguam ipsorum*.⁵⁹ In their lost homelands they were called γκιαουρήδες

53 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 25.

54 Remember that the Cretans were reckoned among the ‘three worst cappas’ (cf. *supra* with fn. 22).

55 The phrase recurs in many book titles, e.g. Giannis P. Kapsis, *Χαμένες πατρίδες: Ἀπὸ τὴν ἀπελευθέρωση στὴν καταστροφὴ τῆς Σμύρνης* ‘Lost homelands: From the liberation to the catastrophe of Smyrna’ (Athens 2001), A.L. Marinos, *Χαμένες πατρίδες: Οἱ ἀπώλειες τοῦ Ἑλληνισμοῦ* ‘Lost homelands: The losses of Hellenism’ (Athens 2008), Charis Eksertozoglou, *Οἱ “χαμένες πατρίδες” πέρα ἀπὸ τὴ νοσταλγία* ‘The ‘lost homelands’ beyond nostalgia’ (Athens 2010). Cf. Peter Mackridge, ‘The myth of Asia Minor in Greek fiction’, in Hirschon (fn. 43), p. 235–246.

56 *Ἡ Ἐξοδος* (fn. 48), p. 320.

57 Ottoman Turkish = Persian *Yunan* (يُونَان), from Old Persian *Yauna* ‘Ionia’, from Ancient Greek Ἴ(α)ῶν ‘Ionian’.

58 See the contributions in Dimitrios Theodossopoulos (ed.), *When Greeks think about Turks: The view from anthropology* (Abingdon 2007), especially Iraklis Millas, ‘*Tourkokratia*: History and the image of Turks in Greek literature’, 47–60.

59 Cf. *supra* with fn. 28.



Figure 2: Κάκα Δέποικα (*1907, Misti – †2012, Neo Agioneri)

‘infidels’,⁶⁰ in their new homeland τουρκόσποροι ‘Turkish bastards’.⁶¹

The negative attitude of the local Greeks towards the Cappadocian refugees provoked a negative self-attitude and identity.⁶² It is perhaps no coincidence that in some places Cappadocians still refer to their native language as ‘Karamanlidika’, regardless of whether it is actually Greek or Turkish. Apart from the negative linguistic attitude of the first- and second-generation speakers, which interrupted the natural transmission of Cappadocian from (grand)parents to (grand)children, the real threat came from the ‘absorption into the common Greek’, which was of course many times greater in Greece than it was in Cappadocia. Collaborators of the Centre for Asia Minor Studies (Κέντρο Μικρασιατικών Σπουδών),⁶³ some of whom native speakers, published studies of the last remains of four Cappadocian dialects (Ulağaz, Aravan, Akso, Anaku) and ethnographic studies of three Cappadocian

villages (Anaku, Misti, Akso), but all noted the threat of imminent language death due to the increasing pressure of common Greek.

By the 1970s, Cappadocian was generally believed to be an extinct language. In 1981, the famous Greek dialectologist Kontosopoulos wrote the following interesting statement in his popular introduction to the Modern Greek dialects:⁶⁴

“Οποιος ἀκούει – ἢ μᾶλλον διαβάζει, γιατί σήμερα δὲν μιλοῦνται πιά τὰ ιδιώματα αὐτά, ἀφοῦ ὅλοι σχεδὸν οἱ φορεῖς τους, πρόσφυγες τοῦ 1922, ἔχουν πεθάνει – τὴν καππαδοκικὴ διάλεκτο, δὲν ξέρει ἂν ἔχει νὰ κάνει μὲ τούρκικα σὲ ἑλληνικὸ στόμα ἢ μὲ ἑλληνικὰ σὲ τούρκικο στόμα.

Whoever hears – or rather reads, as today these varieties are no longer spoken, since almost all of their speakers, refugees from 1922, have died – the Cappadocian dialect, does not know whether he is dealing with Turkish spoken by Greeks or with Greek spoken by Turks.

64 Nikolaos G. Kontosopoulos, *Διάλεκτοι και ιδιώματα της Νέας Ελληνικής* (Athens 1981), p. 7.

When I started studying Cappadocian in 1992, I naturally had to assume that it had indeed died out in the 1970s. Being the only linguist who was actively publishing grammatical studies of the language at the time, I was invited around the turn of the century to contribute the Cappadocian chapter to a monumental handbook of Modern Greek dialects, all the other contributors of which are Greek.⁶⁵ When I submitted the first (English) version of my monograph-length chapter of about 100 pages in 2004, I had contented myself for more than a decade with studying yet another dead language, after Ancient Greek, Latin, Hebrew and Aramaic. Having thus gained some notoriety as an expert in Cappadocian linguistics, it so happened that in May 2005 I was asked by my dear friend and colleague Dimitris Papazachariou from the University of Patras to listen very carefully to a recording of a conversation between himself and two old Cappadocian men, one of whom had apparently said something in ‘the old language’ (τα παλαιά) which Dimitris could not make sense of.⁶⁶ As can be imagined, I was very excited when the CD arrived and waiting impatiently for what could well be the last words in Cappadocian, as the speaker apparently had great difficulty in coming up with any. After listening to a long exchange in Greek, whenever Dimitris was involved, and in Turkish, whenever the men were talking among themselves, I finally heard the first spoken Cappadocian in my life:⁶⁷

πατέρα μ’ δώκα **φῶεα** ἐπ’κι
patéram dóika fῶeá épki
 My father made twelve children

It sounded as if a resurrected Homer had started reciting the *Iliad* before me! I was very emotional and at the same time very excited, as I could not only understand what the man had actually said, but also determine the particular dialect, which was unmistakably the variety originally spoken in the village of Semendere (map 3b, p. 53), because of the raising of unstressed *e* to *i* in δώικα < δώδεκα and especially the form of the aorist ἐπ’κι(v) instead of the augmentless form ποίκι(v) or βοίκι(v) in the two other vowel-raising dialects of Malakopi and Misti. It was perfectly Cappadocian in every respect: no article before a masculine noun in the

65 Christos Tzitzilis (ed.), *Νεοελληνικές διάλεκτοι* (Thessaloniki 2020, in press).

66 Prof. Papazachariou is the new director of the University of Patras Laboratory of Modern Greek Dialects (Εργαστήριο Νεοελληνικών Διαλέκτων), founded in 2000 by Prof. Angela Ralli.

67 Cf. fn. 33.

60 Ottoman Turkish *gâvur* (گاوور), in the sense of ‘non Muslim’, not necessarily with negative connotations.

61 The tragic paradox is beautifully captured in Bruce Clark, *Twice a stranger: The mass expulsions that forged Modern Greece and Turkey* (Cambridge MA 2006).

62 Cf. Hirschon (fn. 43 & fn. 49).

63 The CAMS (ΚΜΣ) is also responsible for the publication of ‘The Exodus’ (cf. fn. 47).

nominative, apocope of final unstressed *u* (μου > μ'), loss *c.q.* change of dental fricatives (δῶδεκα > δῶικα).⁶⁸ Even from this four-word utterance it appears that the language is a characteristic mix of Turkish (Subject-Object-Verb word order) and what Vryonis calls the 'Byzantine residue' in Cappadocian Greek:⁶⁹ ἐπ'κι(ν) is the syncopated Semendere development of Byzantine Greek ἔποικε(ν), the aorist of ποιω̄ which is no longer preserved in Modern Greek, where instead ἐκανε (pres. κάνω) is used. Only then did I realize that the old man had actually made a mistake: the Cappadocian word for 'father' is not πατέρας, as in Modern Greek, but βαβας.⁷⁰

I immediately booked a flight to Greece and together with Dimitris we embarked on our search for what we believed must be one of the last, if not the last, of the Cappadocians to speak their native language. It soon turned out that there was not one, very old, speaker but many more, including third- and even fourth-generation. Of the fourteen Cappadocian dialects recorded by Dawkins, only Mišótika, the variety originally spoken in Misti, is still spoken to some extent, particularly in the villages of Neo Agioneri and Xirohori in Macedonia and Mandra in Thessaly. In 2015, I estimated the number of speakers at 2,800,⁷¹ although it is very difficult to distinguish between full native speakers and semi-speakers whose language is a mixture of Cappadocian and Modern Greek – and anyone in between. The best speakers and so my best informants are first-generation 'grannies' (γιαγιάδες), many of whom spent most of their lives in and around home without knowing any Modern Greek.⁷² Unfortunately, most of them have died in the past fifteen years, including my favourite Kaka Depika (fig. 2).⁷³ Second-generation women are more mobile and speak Modern Greek in addition to

Cappadocian. The men have always been much more mobile than the women, even before the exchange.⁷⁴ The danger of 'absorption into the common Greek' is of course the greatest in the speakers who are bilingual in Cappadocian and Modern Greek. Many of the digital recordings I have been making in collaboration with the Laboratory of Modern Greek Dialects bear witness to the increasing 're-Hellenization' of Cappadocian.⁷⁵

The Cappadocians meet every summer in August at their annual festival called 'Gavoustima' (Γαβούστημα).⁷⁶ In 2006, one year after our 'rediscovery' of Cappadocian, I was invited to the Gavoustima in Philippi to give a talk, half of which was in Modern Greek, the other half in Mišótika Cappadocian, translated from the Greek by my dear friend Lazaros Kotsanidis.⁷⁷ The response from the audience was overwhelmingly emotional and grateful: a (visibly) foreign professor had spoken lovingly about their language *in their language*. The Metropolitan of Drama, His Eminence Paul, came to me and said: 'You have lifted the shame of my people and restored their pride'. It was hard for me to believe and, indeed, accept that my long-term study of an extremely 'corrupt' and therefore extremely interesting variety of Greek could have such a huge societal impact. And yet it had and continues to have. I have been appointed an honorary member of various Cappadocian associations (σύλλογοι), including the Panhellenic Union of Cappadocian Societies (Πανελλήνια Ένωση Καππαδοκικών Σωματιῶν), who have given me the honorary title of 'Ambassador of the Cappadocians' (Πρεσβευτήης των Καππαδοκῶν). I have become an honorary speaker at the annual Gavoustima, where I traditionally address the audience in two Cappadocian varieties (Mišótika and Akseni't'ka) as well as in Pharašótika, a Greek variety related to Cappadocian and Pontic spoken in the southeastern part of Cappadocia (map 3b, p. 53).

Cappadocian, or at least its Mišótika variety, has seen a slight revival since my active involvement with the language and

its speakers. They have become aware much more of the value of their native language which, as any other language, is the depository of their history, culture and identity, and a window to their world-view. There is now a public group on Facebook called 'Start Learning the Teaching of the Dialect of Misti' (Έναρξη Διδασκαλίας Εκμάθησης Μυστιώτικου Ιδιώματος),⁷⁸ where people post questions or facts about their mother tongue. The original cover photo had a text written over it in the orthography designed by another dear friend, Thanasis Papanikolaou:

χός κυλντί, καλώξ ήρτις! ντ' όργυς
σ' τί είνι τσαού; έμαχα, άνοιξαν
'να σκόλεια. γαβάζ'νι μυσχιώτικα.
αλήαζ 'νι; τσανό 'σι μι; ούλ-λα
έμαχαμ ντα, πόμαν ατούρα! τίς να
πάει να να μάχ'!

χός kældí, kalós írtis! d'órgyus t'í ini
tšauí? émaxa, ániksan 'na skólja.
javáz 'ni mišçótika. alíaz 'ni? tšanó
'si mi? úlla émaxam da, póman
atúra! t'íz na pái na na máx'!

Welcome [in Turkish],⁷⁹ welcome [in Mišótika]! What is your business here? I heard they opened a school. They are learning Mišótika. Is it true? We have all learned it, it still existed!⁸⁰ Who is going to learn it!?

The text is decidedly optimistic, but the chances of its ultimate survival are unfortunately very slight: Mišótika is doomed to be absorbed into Modern Greek, as Dawkins had already foreseen in the 1910s.

The title of the Facebook group echoes the subtitle of a Greek version of 'Teach Yourself Mišótika' by Thomas Phates.⁸¹ The main title is a very current expression in Mišótika, which I repeat here with the plural form of the personal pronoun, as I believe it is an appropriate ending to this article:⁸²

χίγός α ας χαρίδ'
çógós a as xarís'

God bless you! = Thank you! ■

68 Syncope was already a characteristic feature of Cappadocian in the first centuries of our era (cf. fn. 16).
69 Vryonis (fn. 23), p. 444.

70 He should have said: βαβιά μ' δῶικα φῶέα ἐπ'κι *vavám dôika fšéa épki*. Fortunately, I wasn't there to correct him!

71 Cf. David M. Eberhard, Gary F. Simons & Charles D. Fennig (eds.), *Ethnologue: Languages of the world* (Dallas TX 2020), s.v. Cappadocian Greek. Online version: www.ethnologue.com/language/cpg.

72 Compare the situation of Dawkins' blind informant Christos from Malkopi who knew common Greek very well from his school days, but whose knowledge of the local dialect was 'excellent, as he habitually speaks it with the little children who lead him about; his infirmity also keeps him much *at home with the women of the family*', Dawkins (fn. 28), p. 25 (my italics).

73 The Mišótika word for 'granny' is κάκα *káka*, not *kaká kaká* the scatological meaning of which is the same in Mišótika, Greek, English and many other languages.

74 Many men would travel to Constantinople a lot, especially those from the northern villages according to Dawkins (fn. 28), p. 23–29.

75 The early recordings are stored in the Endangered Languages Archive (ELAR: www.soas.ac.uk/elar/), the more recent ones in the digital archive of the Laboratory of Modern Greek Dialects (cf. fn. 64).

76 The original form is γαβούστημα *γavúštima*, from the Turkish verb *kavuşmak* 'reunite', which is borrowed in Cappadocian as γαβουστίζω *γavustízo*.

77 Author of *To γλωσσικό ιδίωμα του Μιστι Καππαδοκίας* (Paionia 2006).

78 www.facebook.com/groups/470281169768316

79 Turkish *hoş geldin*.

80 This is a reference to the linguistic community who believed that Cappadocian had become extinct in the 1970s.

81 Thomas Phates, *Χίγός ας χαρίδ'*: *Εκμάθηση του Μιστιώτικου ιδιώματος* (Konitsa 2012).

82 *χίγός çógós* is the Mišótika development of Θεός!

Viktor Frankl – humanistischer Denker und Vorbild für ein der Menschlichkeit verpflichtetes Leben

Günter Khinast

Viktor Frankl war ein Denker, der das Humane in den Mittelpunkt seiner Reflexionen stellte und sein ganzes persönliches Leben am humanistischen Ideal orientierte. Ganz im Sinne der Renaissance-Humanisten, die, anknüpfend an das antike römische Ideal der *humanitas*, eine optimale ganzheitliche Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten anstrebten, motivierte Frankl den Menschen, sich selbst zu gestalten und auf diese Weise zur Persönlichkeit zu werden. „Biographisch genommen“, sagte er, „ist das Leben eines Menschen recht eigentlich sein eigenes Lebens-Werk“. Gerade sein unbedingter Glaube an den Sinn im Leben, den er zu seinem zentralen Thema machte, das ihn weltberühmt machen sollte, musste von ihm persönlich schwer erkämpft, ja erlitten werden.

Frankl begründete die dritte große Wiener Schule der Psychotherapie. Es ist eine spannende Frage, warum diese drei Schulen, auf die sich einige der gegenwärtigen psychotherapeutischen Richtungen berufen, gerade in Wien entstanden und ob es von Bedeutung war, dass deren Begründer Juden waren. Karl Kraus nannte Österreich einmal „Experimentieranstalt für Weltuntergänge“. Und Juden waren damals immer vom Schicksal des Außen-seitertums bedroht, auch wenn sie ihre geistige Heimat ganz in Österreichs Kultur gefunden hatten. Das schärfte aber den Blick für die Widersprüche und Konflikte hinter den Kulissen der Gesellschaft.

Sigmund Freud (1856–1937), der Begründer der Psychoanalyse, wurde 1856 in Mähren geboren. Als Sigmund vier Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Wien. Als Neunjähriger erlebte er die feierliche Eröffnung der Ringstraße (1865) durch Kaiser Franz Joseph mit allem Trara, das die Kaiserstadt zu bieten hatte. Diese Prachtstraße machte mit ihren imposanten Bauten, die alle in historisches Gewand gekleidet wurden, die Kaiserstadt zu einer Fassadenstadt.

Die glanzvolle Oberfläche der Kaiserstadt verbarg viele Ängste: Vor Zerfall und Untergang der Donaumonarchie, vor einem großen Krieg, vor der Emanzipation der Frau und vor einer Revolution der Arbeiterschaft. Damit die Ängste verdrängt

werden konnten, musste eine Fassadenwelt errichtet werden. Die Fassade war wichtiger als das Selbst, der Schein wichtiger als das Sein. Im wissenschaftlichen Denken an den Universitäten erfolgte zu dieser Zeit ein grundlegender Wandel: Nur der Blick unter die oberflächliche Äußerlichkeit vermag die Wirklichkeit zu erkennen. Diese Denkrichtung wurde entscheidend für Freuds geistige Entwicklung, der später die Verdrängung, hauptsächlich der sexuellen Impulse, zu seinem Hauptthema machte. Die stärkste Triebkraft, die den Menschen regelrecht beherrscht, ist der Wille zur Lust. Dieser Wille zur Lust musste in der prüden bürgerlichen Gesellschaft des späten 19. Jh. vor allem von Frauen unterdrückt werden. Das konnte zu schweren psychischen Erkrankungen führen, insbesondere zur Hysterie.

Alfred Adler (1870–1937), der Begründer der individualpsychologischen Psychotherapie, wurde 1870 in Wien geboren. Alfred war als Kind immer kränklich, daher sehr scheu und ängstlich. Bis zu seinem vierten Lebensjahr konnte er nicht richtig laufen, weil er an chronischer Rachitis litt. Da er aber hochintelligent war, schickte ihn sein Vater auf das Gymnasium, das noch sehr autoritär geführt wurde, so dass sich die meisten Schüler klein und unbedeutend fühlten. Schon früh wurde ihm bewusst, dass sein Hauptstreben dem Überwinden seiner Minderwertigkeitsgefühle galt. Ein gesteigertes Minderwertigkeitsgefühl wird zum Minderwertigkeitskomplex. Und Adler entdeckte, dass die wirksamste Waffe gegen Minderwertigkeitskomplexe der Wille zur Macht ist, der jedem Menschen eigen ist. Wer Macht hat, lässt sich nicht unterdrücken und klein machen. Adler entstammte ebenfalls einer jüdischen Familie, konvertierte später zur evangelischen Religion. Er konnte erfahren, dass zu seiner Zeit jüdische Mitbürger mit Intelligenz und Innovationsgeist dank ihres Willens zur Macht als Bankiers und Unternehmer in die Wiener großbürgerliche Oberschicht aufsteigen konnten, die sich nicht nur durch Reichtum, sondern auch durch Geist, Bildung und Kultur auszeichnete. Dass der Wille zu Macht nicht nur Einzelne, sondern ganze Nationen erfassen kann, musste Adler an der Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs erleben.

Viktor Frankl (1905–97), der jüngste unter den großen Seelenforschern, wurde 1905 in Wien geboren. Er wuchs mit Bruder und Schwester in einer sehr bescheidenen, aber geschützten Atmosphäre auf. Den großen Krieg in den Jahren 1914 bis 1918 erlebte die Familie nur am Rande. Sein Vater brachte es vom Stenografen bis zum Direktor im Sozialministerium. Als Beamter verdiente er wenig, das Wenige aber regelmäßig, was die Not und Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit etwas milderte. Schon als junger Gymnasiast hatte Frankl andere Interessen als seine Schulfreunde. Er wurde von dem angesprochen, was in der Schule nicht unterrichtet wurde, von Philosophie und vor allem von Psychologie, wobei die seiner Einschätzung nach aufregendste Entdeckung der Psychotherapie, die Psychoanalyse Freuds, eine besondere Faszination auf ihn ausübte. Er verschlang Dutzende von Büchern und besuchte psychologische Vorträge und Vorlesungen. Als Fünfzehnjähriger begann er eigenständig zu philosophieren und sandte dem verehrten Professor Freud einen Brief mit seinen Gedanken. Und dieser antwortete mit einer handgeschriebenen Postkarte. Daraus entstand über mehrere Jahre hinweg ein Briefwechsel zwischen beiden.

Frankls wacher Geist erfasste die Grundstimmung der Generation nach der Höllenfahrt des Ersten Weltkriegs: Pessimismus, Trostlosigkeit, das Gefühl, in das Dasein hineingeworfen zu sein. Die Religionen gaben keinen Halt mehr: Gott ist tot, keine Geborgenheit, keine Solidarität, jeder kämpft nur für sich, und wer bin ich eigentlich: nichts als ein Sandkorn, ein Nichts. Der pessimistische und atheistische Existenzialismus warf seine Schatten auch auf das Denken des jungen Frankl. Er war angesichts der scheinbaren Sinnlosigkeit des Lebens verzweifelt und von einem totalen Nihilismus erfasst. Aber er kämpfte mit seinen ganzen Kräften gegen die „Hölle des Nihilismus“, wie er sagte. Lehrer und Philosophen, wie Gabriel Marcel, Martin Buber und Max Scheler, halfen ihm, seine geistig-seelische Krise zu überwinden.

Damals schon entwickelte er die Einstellungen, die er später als Leitsätze formulierte: „Ich muss mir von mir nicht alles

gefallen lassen, auch meine negativen Gedanken nicht“ – und: „Ich will trotzdem Ja zum Leben sagen“. Natürlich ist vieles schlecht, manches himmelschreiend schlecht. Aber Leben ist auf ein Gut-Sein-Können angelegt. In seiner inneren Erschütterung hatte er die Psychiatrie als seine eigentliche Berufung erkannt und entschloss sich nach der Reifeprüfung zum Studium der Medizin. Er war tief beeindruckt von Freuds Persönlichkeit und seiner „gewaltigen Leistung“ in der Aufdeckung der verdrängten Sexualität und wollte sich anfangs der Psychoanalyse widmen. Aber er lehnte es ab, sich einer mehrjährigen Lehranalyse zu unterwerfen und entwickelte auch eine kritische Distanz zum einseitigen Menschenbild Freuds, das den Menschen vom Willen zur Lust beherrscht sah.

Er schloss sich daher bald der Gruppe um Adler und seiner Individualpsychologie an, die ihn intellektuell anzog, weil sie den Menschen als Individuum, d. h. als einmalig und einzigartig definierte, und zugleich kam sie seinem gesellschaftspolitischen Engagement entgegen, weil sie möglichst vielen Menschen eine psychologische Betreuung zukommen lassen wollte. Der Medizinstudent Frankl schrieb Aufsätze und hielt Vorträge zur Individualpsychologie. Bald begann er aber Adlers reduktionistische Sichtweise, dass der beherrschende Wille der Wille zur Macht sei, abzulehnen. Er äußerte offen Kritik. Adler war autoritär und selbstherrlich. Er ließ Frankl aus seiner Gesellschaft für Individualpsychologie ausschließen. Der aus den tiefenpsychologischen Kreisen Ausgeschlossene begann mit der Entwicklung seiner „Höhenpsychologie“. Gerade die Orientierungslosigkeit seiner Zeit brachte den jungen Frankl zur Überzeugung, dass der Mensch unter allen Umständen nach Sinn im Leben strebe.

Der Mensch hält Sinnlosigkeit über längere Zeit nicht aus und steuert, wenn er keinen Sinn findet, als Ersatzbefriedigung Lust oder Macht an. Beides sind daher keine primären Motivationen. Die Grundmotivation des Menschen ist nicht der Wille zur Lust, nicht der Wille zur Macht, sondern der Wille zum Sinn. So begann er, Schritt um Schritt die Anfangsgründe seiner Sinntherapie zu entfalten, die er Logotherapie nannte, indem er das griechische „logos“ mit „Sinn“ übersetzte.

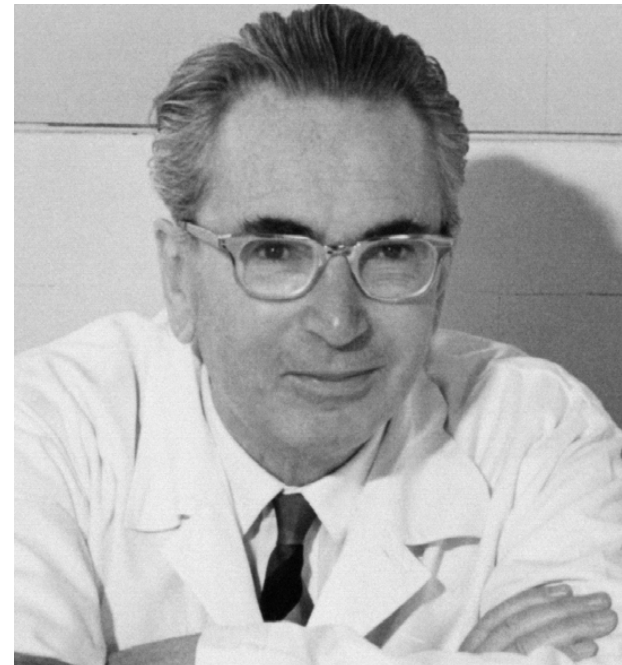
Frankl meinte, die Tiefenpsychologien Freuds und Adlers hätten ihre Berechtigung, aber sie müssten ergänzt werden durch eine Höhenpsychologie, weil Sinn nichts Triebhaftes ist wie die Lust, nichts

Psychologisches wie die Macht, sondern etwas Geistiges, und das Geistige sich mit dem Triebhaften und Psychologischen auseinandersetzen kann.

Die Logotherapie wendet weniger Zeit auf, die Verletzungen der Kindheit oder die verborgenen Minderwertigkeitskomplexe der Vergangenheit aufzuspüren, sondern hilft dem Menschen, seinen Sinn im gegenwärtigen Leben zu finden. Denn Frankl konnte bei seinen Patientinnen und Patienten immer wieder erleben, dass durch bewusstes Verwirklichen eines Lebenssinns in der Gegenwart die in der Tiefe des Unbewussten wurzelnden Krankheiten ihre Macht verlieren und sich nicht selten wie von selbst auflösen. Das Gefühl der Sinnhaftigkeit ist ein wesentlicher gesundheitserhaltender Faktor. Frankls Resilienzkonzept unterscheidet sich von zeitgenössischen Denkanätzen darin, dass die Widerstandsfähigkeit nicht das Ziel ist, sondern das Nebenprodukt einer bedingungslosen Sinnoffenheit, welche die natürlichen Selbstheilungskräfte fördert, selbst in unsagbarem Leid.

Bereits als Dreiundzwanzigjähriger gründete er Jugendberatungsstellen, 1928, zwei Jahre später, organisierte er in Wien zur Zeit der Zeugnisverteilung eine psychologische Beratungsstelle, mit der er bewirkte, dass es zu keiner einzigen Selbsttötung eines Schülers mehr kam. Mitte der 1930er-Jahre leitete er auf der Psychiatrie in Wien den Selbstmörderinnen-Pavillon. Im politischen Krisenjahr 1938, als Österreich an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, trat Frankl mit Publikationen in Zeitschriften erstmals an die Öffentlichkeit. Er sah deutlich die Gefahren des Konformismus, wenn Menschen wollen, was andere tun, vor allem aber des Totalitarismus, wenn Menschen tun, was andere wollen. Denn die neuen Machthaber des totalitären Staates gebärdeten sich als die Sinngeber der Geschichte: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!“ Frankl machte den Menschen in Vorträgen und Aufsätzen Mut, ihren eigenen Lebenssinn zu finden. Zugleich erlebte er als Arzt, dass die meisten seiner Kollegen die seelische Betreuung ihrer Patienten vernachlässigten. Er sah es als menschliche Pflicht jedes Arztes an, „ärztliche Seelsorge“ zu betreiben, was der Titel seines ersten und wichtigsten Buches werden sollte.

Während der ersten Zeit der brutalen und lauten Naziherrschaft war er Primarius des jüdischen Rothschild-Spitals in Wien und war mit seinen Angehörigen zunächst geschützt vor Deportationen in Konzentrationslager. Aber wie lange noch? Frankl



Viktor Frankl 1965

wusste, dass die Nazis konsequent ihr Ziel verfolgten, die Juden auszumerzen.

Da wurde er gezwungen, die schwerste Entscheidung seines Lebens zu treffen. Er hatte als anerkannter Arzt und Wissenschaftler ein Visum in die USA erhalten, aber nur er allein, nicht seine Eltern. Seine Eltern drängten ihn, unbedingt das Land zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Eines Tages fiel sein Blick zu Hause auf ein kleines Marmorstück. Sein Vater hatte es aus dem Trümmerhaufen der von den Nazis zerstörten jüdischen Synagoge mitgenommen. Darauf war der hebräische Anfangsbuchstabe eines Satzes eingraviert. Frankl überlegte: Der Buchstabe bezog sich auf das 4. Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren ...“ War das ein Wink vom Himmel? Für Frankl war es die Bestärkung seiner bereits unbewusst getroffenen Entscheidung, zum Schutz seiner Eltern in Wien zu bleiben und sich dabei der Gefahr des eigenen Todes auszusetzen. Noch unter der Naziherrschaft heiratete er im Dezember 1941 die jüdische Krankenschwester Tilly, die eine auffallende Schönheit war. Es war das letzte jüdische Paar, dem erlaubt war, zu heiraten. Als sich Viktor und Tilly sehr rasch zur Hochzeit entschlossen hatten, sagte Frankl zu ihr: „Du weißt schon, ich will dich heiraten, weil du du bist, nicht weil du so schön bist“, und Tilly versicherte: „Und ich heirate dich, und nicht, weil du so g'scheit bist“.

Jede Zeit hat eine geistige Strömung, die dominiert. Im Mittelalter war es die Religion, in der frühen Neuzeit die Phi-



Wiener Zentralfriedhof, „Alte Israelitische Abteilung“, Grab von Viktor Frankl

losophie. In der modernen Zeit bildeten Naturwissenschaft und Technik die alles beherrschenden geistigen Strömungen, die den Menschen und sein Sein weitgehend ausklammerten. Und diese wurden durch den Nationalsozialismus und Stalinismus im Zweiten Weltkrieg zu einem grauenhaften Extrem gesteigert: Der Mensch wurde ein jederzeit ersetzbares Werkzeug des Produktionsprozesses, er wurde zum Kanonenfutter im Dienst des Todes und in den Lagern zum Arbeitssklaven und zum geschundenen Versuchsobjekt. Nie zuvor in der Geschichte war der Mensch so kalt und zynisch als bloßes „Mittel zum Zweck“ missbraucht worden.

Im September 1942 wurde die Familie Frankl in das KZ deportiert. Frankl selbst kam in den nächsten zweieinhalb Jahren in vier verschiedene Lager. Als er im Vernichtungslager Auschwitz in Polen im Oktober 1944 endgültig von Tilly getrennt wurde, flüsterte er ihr noch zu: „Um jeden Preis nur Eines: am Leben bleiben. Bleibe dir treu“ Wenn es ihr gelänge, dank ihrer Schönheit ihr Leben zu retten, weil sie SS-Offizieren zu Willen war, sollte sie es tun. Trotz aller Qualen gab Frankl nicht auf. Dem Buch, das er über seine Zeit in den Lagern geschrieben hatte, gab er später den Titel: „... trotzdem Ja zum Leben sagen“.

Immer wieder gelang es ihm, sich nicht in Apathie fallen zu lassen, denn diese wäre tödlich gewesen, sondern sich von dem Grauen und dem Sterben um ihn herum innerlich zu distanzieren und in bestimmten Momenten an das Schöne, das Große, das Gute des Lebens zu glauben. Mitten im Grauen des Lagers gab es immer wieder kleine, ganz kleine Gesten der Menschlichkeit: Ein Wärter, der dem Todkranken ein Medikament heimlich zusteckte, damit er nicht in das Lazarett, das hätte geheißsen in die Gaskammer kam; ein Mithäftling, ehemaliger Gangster, der stärker war und einmal auch seine Arbeit verrichtete; ein SS-Offizier, der mit seinem eigenen Geld heimlich Medikamente kaufte – und Vieles mehr. Frankl sagte sich: Die ganze Welt ist nicht furchtbar, solange es Menschen gibt, die trotz Lebensgefahr für andere da sind. Solange ist es sinnvoll, in dieser Welt zu leben. Das gab ihm geistigen Halt.

Konfrontiert mit einem grausamen Schicksal, machte er sich bewusst, dass er in dieser äußersten Begrenzung seiner Möglichkeiten bis zur letzten Minute seines Lebens immer noch über seine innere Freiheit verfügt: Entweder ich stelle mich dem, was mir das Leben aufgibt oder ich gebe mich selber auf. Ich kann mich entscheiden: zum Tod oder zum Überleben. Der Mensch ist mehr, als er zu sein glaubt. Selbst wenn ich mich im Augenblick erbärmlich klein fühle – wie ein Wurm, der sich auf der Erde windet. Ich kann über mich hinauswachsen. Ich habe doch ein Wozu zum Überleben. Ich will meine Frau und meine Familie wiedersehen und ich will endlich mein Buch: „Ärztliche Seelsorge“ fertig schreiben. Eines frühen Morgens war er gezwungen, völlig geschwächt in grausamer Kälte aus dem Lager zu Erdarbeiten zu marschieren. Er hatte keine Kraft mehr, war ganz geschwächt vor Hunger, seine Füße waren erfroren und eitereten. Die Schmerzen waren kaum mehr auszuhalten. Er meinte, der Qual nicht gewachsen zu sein. Doch dann gab er sich einen inneren Ruck: Ich muss mir nicht alles von mir gefallen lassen, auch meine Todessehnsucht nicht. Ich laufe nicht wie andere in den bis zu 2000 Volt unter Strom gesetzten Stacheldraht. Ich stelle mir jetzt vor, ich stehe in einem großen, schönen, warmen und hellen Vortragssaal, vor mir Hunderte interessierte Zuhörer und ich erzähle, wie ich das Konzentrationslager überleben konnte. Der Funke Leben begann wieder zu glühen. Frankl überlebte das KZ und kehrte endlich heim in das halbzerstörte Wien. Aber dem Schrecken der Lagerjahre folgte die tiefe Trauer, als er vom Tod seiner Frau, seiner Familie und vieler Freunde erfuhr.

„Kein Glück ist mir geblieben“, schrieb er, „nur unsägliche Einsamkeit. Ich habe kein Heim, keine Heimat, kann nicht recht Wurzeln fassen.“ Denn immer noch grassierte der antisemitische Un-Geist an den Universitäten. Ihm war es wichtig, nicht zu verzweifeln. Er wusste: Verzweiflung ist das Schlimmste. In der Verzweiflung verliert der Mensch seinen Halt. So rang er um die rechte Einstellung zu der „Bodenlosigkeit des Leids“. Seine Liebsten, derentwegen er unbedingt überleben wollte, waren tot. Das war unabänderliches Schicksal. Aber sie lebten in ihm weiter, Tilly, die für ihn in der kurzen Ehe vollkommenes Glück bedeutet hatte, und seine Eltern und die Werte, die sie ihm vermittelt hatten und die seine künftigen Leitsterne bleiben sollten. Das konnte ihm niemand mehr nehmen. Was wesentlich war, geht nicht verloren. Ist nicht das Gewesen-Sein die sicherste Form von Sein?

Kein Mensch hatte auf ihn gewartet, als er nach Wien zurückgekehrt war, aber eine große Aufgabe wartete auf ihn: die Weiterentwicklung der Logotherapie, mit der er psychologische Wiederaufbauarbeit leisten wollte. Er wurde schon 1946 Vorstand der Neurologischen Abteilung der Wiener Allgemeinen Poliklinik in der Josefstadt und leitete diese 25 Jahre hindurch. Mut und neue Kraft schöpfte er dank seiner zweiten Frau, die er 1947 geheiratet hatte, Elly, Krankenschwester, einundzwanzig Jahre jung, humorvoll, warmherzig und sehr verständnisvoll. „Sie ist die Wärme, die das Licht begleitet“, sagte ein befreundeter amerikanischer Philosoph. Frankl wollte mit ungewöhnlicher Schaffenskraft alles nachholen, was er im KZ versäumt hatte, er opferte halbe Nächte und Wochenenden, um seine Bücher und Aufsätze zu schreiben, und er hielt zahllose Vorträge. Und er hatte Erfolg. Man riss sich um seine Bücher und Vorträge. Er wurde der Psychotherapeut der Wiener Künstlerkreise.

Viktor und Elly hatten nur ein Kind, die Tochter Gaby, die der Vater über alles liebte. Er hatte nicht sehr viel Zeit, aber die wenige Zeit widmete er ihr ganz. Besonders liebte Gaby seine phantasievollen, einfallsreichen Märchen, die er ihr immer neu erzählen musste. Frau und Tochter waren stolz über die Anerkennung, die Frankl in immer weiteren Kreisen erhielt, hatten aber auch das Gefühl, in ihren persönlichen Bedürfnissen etwas zu kurz zu kommen, und sie hatten Angst um seine Gesundheit. In den 60er-Jahren hielt er im Ausland an über zweihundert Universitäten in der ganzen Welt unzählige Vorlesungen und Vorträge. Vor allem in den USA fand er begeisterten Anklang. Er zog

bei jedem Vortrag seine Zuhörer in seinen Bann, er fesselte sie mit jedem Satz neu. In einer Zeitung stand: „Ein menschlicher Dynamo sprüht Funken“. Die Washington Post schrieb: „Herrn Frankl wurde die höchste Ehre zuteil, die Washington zur vergeben hat. Der Ansturm zu seinem Vortrag verursachte einen Verkehrsstau“. Frankls Therapie wurde in US-Gefängnissen viele Jahre lang als Rehabilitationsprogramm angewendet.

Nach dem Holocaust schrieb der deutsche Dramatiker Rolf Hochhuth: „Erschrecken kann ich nur noch vor der Welt, die das erlaubte.“ Aber in den Jahrzehnten nach dem Krieg gab es auf der Welt immer wieder Ereignisse, wie Vietnamkrieg, Völkermorde in Afrika, Gräueltaten auf dem Balkan, die zeigten, dass auch der Mensch nach dem Holocaust, selbst der aufgeklärte, unter bestimmten Umständen bereit ist, anderen schreckliche Gewalt anzutun. Frankl blieb in seinem Wirken immer unerschütterlicher Anwalt für den Sinn und Wert des Lebens und für die Würde des Menschen. Er wurde nicht müde zu betonen, dass der Mensch frei ist. Aber die meisten verstehen unter Freiheit die Freiheit von etwas. Ich möchte endlich frei sein von den Konventionen, den Zwängen, den Bindungen, dem Dasein-Müssen für andere. Aber Freiheit ist wesentlich Freiheit zu etwas. Ganz im Sinne des Wortes von Friedrich Hebbel: „Das Leben ist nicht etwas, es ist Gelegenheit zu etwas!“ Ich bin frei, ja, ich bin frei, mich weiter zu entwickeln, unter Umständen mein Leben zu ändern, für meine innersten Überzeugungen einzustehen, die Aufgabe zu erfüllen, die mir wichtig ist, bin auch frei, mich für andere einzusetzen. Freiheit ist eng verbunden mit Verantwortung. Freiheit ohne Verantwortung kann zu Willkür und Missbrauch führen. Bei einem Vortrag in den USA rief er seinem Publikum zu: „Ich empfehle euch, eure Freiheitsstatue an der Ostküste durch eine Verantwortungsstatue an der Westküste zu ergänzen!“

Heute würde Frankl mit der Macht seiner Persönlichkeit den Hirnforschern entgegenreten, die den Menschen als Produkt seiner Algorithmen ansehen und den freien Willen leugnen. Damit wäre der Mensch vorherbestimmt.

Als Frankl 1988, fünfzig Jahre nach Beginn der Hitler-Diktatur, gebeten wurde, auf einer Gedenkveranstaltung die Festrede vor dem Rathaus zu halten, hofften die kritischen Geister, dass er als jüdischer Mitbürger scharf mit den pharisäischen, für Diktatur anfälligen und tendenziell judenfeindlichen Österreichern ins Gericht

gehen werde. Aber kein Wort des Hasses war zu hören. Kollektivschuld, sagte er, gibt es nicht. Der Nationalsozialismus hatte den Rassenwahn aufgebracht. In Wirklichkeit gibt es aber nur zwei Menschenrassen, die anständigen und die unanständigen. Frankl wurde zum „Gewissen Österreichs“.

Wie aber kann man ein sinnerfülltes Leben leben? Frankl sagte, Sinn erfahren wir dann, wenn wir Werte verwirklichen. Es gibt drei große Wertbereiche, die er drei Hauptstraßen zum Sinn nannte:

1. Am anziehendsten sind die Erlebniswerte: Sie machen unser Leben reicher. Es wirkt lange nach, wenn du bei einer Bergwanderung die Schönheit der Natur erlebst oder bei einem Konzert die Fülle und Tiefe einer Komposition oder ein berührendes Theaterstück. Und wenn ich von einer Szene auf der Bühne so ergriffen bin, dass es mir kalt über den Rücken läuft und in diesem Augenblick befragt würde, ob mein Leben einen Sinn habe, würde ich wohl antworten, dass es sich für diesen Augenblick wohl gelohnt habe, zu leben. Zu den tiefsten Erlebniswerten zählt die Begegnung mit anderen Menschen.

2. Am wichtigsten sind die schöpferischen Werte: Etwas schaffen, gestalten, eine Idee ins Leben rufen und dadurch die Welt bereichern. Zu den großen menschlichen Leistungen zählt, sich für Menschen in Not zu engagieren und einem Menschen in seiner Behinderung behilflich zu sein.

3. Am schwierigsten zu verwirklichen sind die Einstellungswerte: Zu unserem Leben gehört auch der tragische Dreiklang Schuld, Leid und Tod. Wir alle erleben tragische Situationen, die nicht zu ändern sind. Welche Einstellung ein Mensch zu der Tragik im Leben einnimmt, zeigt die Größe seiner Persönlichkeit. Und die höchstmögliche Leistung, die ein Mensch erbringen kann, ist es, sich dem Unvermeidlichen mit Würde zu stellen: z. B. eine unheilbare Krankheit anzunehmen und an ihr zu wachsen.

Letztlich müssen wir den Tod akzeptieren. Der Tod erst macht das Leben sinnvoll. Stellen wir uns vor: unser Leben hätte keine Grenze, wir brauchten uns nie für etwas zu entscheiden, wir könnten alles verschieben. Aber das Leben ist nicht unendlich, es ist endlich, daher ist jeder Augenblick wichtig und jeden Augenblick sollten wir mit Intensität leben. Wir können dem Leben nicht mehr Stunden geben, aber den Stunden mehr Leben. „Ich bin endlich“ bedeutet letztlich „ich bin endlich“.

In diesem Zusammenhang postulierte Frankl die „kopernikanische Wende“ in der Sinnthematik: Nicht wir sollen das Leben dauernd befragen: Warum bin ich nicht gescheitert, warum bin ich so unsicher, warum habe ich immer Pech bei meiner Partnerwahl?

Es ist das Leben, das uns fragt, und wir haben zu antworten. Es fragt uns mit tausend Fragen, mit den großen, wie: Soll ich mich für diesen oder jenen Beruf entscheiden, soll ich aus der Enge meiner Ehe aussteigen?, aber auch mit den kleinen, die in jedem Augenblick an uns herantreten. Jeder Augenblick ist einmalig und einzigartig. Jeder Augenblick spricht uns an, geht uns an, berührt uns und fragt uns, was wir daraus machen.

Wenn wir auf die Lebensfragen die Antworten finden, die für uns gut, die wertvoll sind, haben wir eine Erfahrung von Sinn. Und Sinn schenkt Geborgenheit im Leben. Wie ich meine Lebensfragen beantworte, dafür trage ich Verantwortung. In jedem Augenblick trage ich Verantwortung für den nächsten. Der Sinn des ganzen Lebens entsteht letztlich aus der Summe der tagtäglichen, augenblicklichen Sinnerfahrungen. Und alle bleiben im Leben aufbewahrt. Ihnen kann Vergänglichkeit nichts mehr anhaben. Was wir Wert- und Sinnvolles in die Welt gebracht haben, das wird von uns bleiben.

Wie aber wissen wir, was für uns ein Wert ist? Werte lassen sich nicht durch den Verstand erkennen, nicht durch Vernunft erschließen. Man kann keinen rationalen Grund angeben, warum man einen Menschen liebt. Werte werden intuitiv gespürt, sie werden gefühlt, altmodisch formuliert, mit dem Herzen wahrgenommen. „Man sieht nur mit dem Herzen gut“, lässt Saint-Exupéry seinen „Kleinen Prinzen“ sagen.

Werte kann ich aber nur erspüren, wenn ich mich selber als Wert fühle. Und ich fühle mich als Wert, wenn ich mit der ganzen Tiefe meiner Überzeugung sagen kann: Ich bin, und dass ich bin, ist gut. Es gehört zum Wesen eines Werts, dass er uns in unserer Tiefe berührt, uns in innere Schwingung versetzt, etwas in uns zum Klingen bringt. Triebe treiben uns an, Sucht treibt mit unwiderstehlicher Gewalt, Werte ziehen uns an. Wenn ich von etwas angezogen werde, spüre ich zugleich die Lebensenergie, die in mich einströmt. Ich blättere in der Buchhandlung in einem Buch, das mich anspricht, und schon fühle ich ein Kribbeln im Bauch: Das Buch wird mich bereichern, das kaufe ich. Oder ich begegne einem Menschen, der mich be-

rührt, und schon wird der Wunsch wach, diesen Menschen näher kennenzulernen.

Voraussetzung für das Werterleben ist freilich, dass die Fähigkeit zum Wertfühlen nicht verschüttet ist. Die Reizüberflutung, der wir alle ausgesetzt sind; der Zwang zur Oberflächlichkeit, der keinen Raum lässt, einer Sache wirklich auf den Grund zu gehen; das Schrille und Laute; die ständigen Berichte über Gewalt, Zerstörung, politische Skandale zwingen uns geradezu einen seelischen Schutzpanzer anzulegen, der die feinen Regungen des Wertfühlens unterdrückt.

Frankl setzte sich auch mit den jeweils aktuellen Fragen der Zeit auseinander, so mit der Übersexualisierung der Gesellschaft, der Inflation von Sex, und die Pointe seiner Aussage war: Lust ist Effekt von gegluckter Sexualität, die wiederum Ausdruck von Liebe ist. Je mehr es einem um die reine Lust geht, desto mehr vergeht oder entgeht sie einem schon.

Ebenso ist es mit Glück. Ein erfülltes Leben, gelungene Beziehungen sind Grund zum Glücklichsein. Glück kann uns nur in den Schoß fallen. Die Jagd nach Glück verjagt es sofort. Frankl war ein scharfsinniger und wacher Denker. Er liebte die geschliffenen Formulierungen, das Tiefsinnige, die Pointe, den Witz. Dass Lachen heilende Kraft hatte, war seine feste Überzeugung. Wichtig im Leben waren ihm seine Familie und die Verbreitung seiner Lehre vom Wert des Lebens auch in belastenden, schwierigen, in schicksalhaften Situationen.

Er war ein asketischer Mensch, dem Luxus und Überfluss keine Freude bereiteten. Das Materielle war ihm völlig bedeutungslos. Der Wille zum Geld erschien ihm als primitive Form des Willens zu Macht. Er selbst führte ein einfaches und bescheidenes Leben, das ganz der Arbeit gewidmet war. Er hatte eine schöne, gemütliche, gar nicht protzige Wohnung in der Josefstadt in Wien. Glücklich war er, wenn er im Sommer in seiner Zweitwohnung die Manuskripte auf dem Balkon verfassen konnte. Seine Schätze verwahrte er in seinem Schrank im Arbeitszimmer: kleine Dinge, die ihn an Freunde und Eltern erinnerte, aber für andere völlig wertlos waren. Ein eigenes Auto erwarb er erst spät. Geld verschenkte er, um andere von ihren Sorgen zu befreien. Die zahllosen Urkunden über Ehrendoktorate und Auszeichnungen waren Lebenserinnerungen, nicht mehr. Als größte Auszeichnung empfand er, dass Wege auf der Rax, dem Bergmassiv südlich von Wien, nach ihm benannt waren.

Denn entsprechend seiner Liebe für die Höhen des Geistes war er erfüllt von der Liebe zu den Bergen. Frankl litt von klein auf unter Höhenangst. Aber gemäß seinem Lebensmotto „Ich muss mir von mir nicht alles gefallen lassen, schon gar nicht meine Höhenangst!“ begann er zu klettern.

Und schließlich wurde Klettern seine zweite Leidenschaft, besonders liebte er das Klettern an senkrecht abfallenden Felswänden, unter denen sich ein Abgrund auftat. Das war die Herausforderung, die seine übermenschliche Energie zur Entfaltung brachte. Wenn es in der freien Natur um Leben und Tod ging, konzentrierte er sich so intensiv, dass er in eine andere Welt eintauchte, in der die alltäglichen Sorgen und Probleme ganz verschwunden waren. Für Frankl gehörte die Spannung essentiell zum Leben. Ein Leben ohne Spannung ist langweilig und unbefriedigend und kann zum Sinnverlust führen. Noch etwas kam für Frankl zum Bergerlebnis hinzu: Wenn er in den Bergen mit ganz normalen Leuten zusammen war, die nicht einmal wussten, wer er war und in ihm nur den lustigen Kerl sahen, fühlte er sich rundum wohl. Die Liebe zu den Bergen führte ihn auch mehrmals mit Reinhold Messner zusammen. In den USA machte er später sogar den Flugschein.

Frankl war ein geistvoller und brillanter Redner und Erzähler, im Grunde aber ein scheuer Mensch, der zwar seine Zuhörer, die sich von ihm in den Bann ziehen ließen, liebte, aber die Gesellschaft eher mied und nicht viele echte Freunde hatte.

Kurz nach seinem fünfundachtzigsten Geburtstag, 1990, wurde er fast blind. Die letzten sieben Jahre seines Lebens sah er nur noch ganz trübe, verzerrte Bilder. Trotz der Beinahe-Blindheit verlor er seinen Humor nicht und lernte ohne Murren, den Verlust auf verschiedene Weise auszugleichen. Seine Frau las ihm stundenlang Post, Zeitungen, Bücher vor und sie schrieb nieder, was er ihr diktierte. Sie kümmerte sich in den letzten Jahren, in denen seine Gesundheit rasch nachließ, hingebungsvoll um ihn. Ganz wichtig waren ihm seine beiden Enkelkinder: „Wenn ich nicht diese beiden Enkel hätte, würde ich keinen Pifferling mehr für dieses Leben geben.“

Als er im Jahr 1997 zweiundneunzig Jahre alt geworden war, musste er am Herzen operiert werden. Vor der Operation flüsterte er seiner Frau ins Ohr: „Ich möchte dir nochmals danken Elly, für alles, was du in deinem Leben für mich getan hast!“ Er überlebte die Operation, kam aber

nicht mehr zu Bewusstsein. Kurz darauf verschied er. Er war zum Sterben bereit gewesen. In dem Buch, das er seiner Frau kurz vor seinem Ableben gewidmet hatte, stand: „Für Elly, die es zustande brachte, aus einem leidenden Menschen einen liebenden Menschen zu machen. Viktor“.

Einfach wie er gelebt hatte, wollte er auch bestattet werden, indem er auf das Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof verzichtete.

Frankl hatte die Lebensphilosophie gelebt, die er in seinen Werken beschrieben hatte. Leben und Werk waren eine Einheit.

Seine Lehre vom Sinn ist nicht von Gestern. Die beherrschenden geistigen Strömungen der Zukunft werden Robotik, künstliche Intelligenz und Gentechnik sein und stärker noch als Naturwissenschaft und Technik den Menschen und sein Sein ausklammern und die Freiheit des Menschen radikaler denn je in Frage stellen. Daher wird Frankls „Sinnlehre gegen die Sinnleere“ stets aktuell bleiben.

Zitate von Viktor Frankl

„Der Mensch ist das Wesen, das letztlich und eigentlich auf der Suche nach Sinn ist.“

„Den Sinn des Daseins erfüllen wir – unser Dasein erfüllen wir mit Sinn – allemal dadurch, dass wir Werte verwirklichen.“

„Nicht wir fragen das Leben – das Leben ist es, das Fragen stellt, Fragen an uns richtet – wir sind die Befragten. Wir sind die, die da zu antworten haben.“

„Im Gegensatz zum Tier sagen dem Menschen keine Instinkte, was er muss. Im Gegensatz zu früheren Zeiten sagen dem Menschen heute keine Traditionen mehr, was er soll. Daher weiß er oft nicht mehr, was er will.“

„Das Herz ist weitsichtiger als der Verstand je scharfsinnig sein kann“.

„Für gewöhnlich sieht der Mensch nur das Stoppfeld der Vergänglichkeit; was er übersieht, sind die vollen Scheunen der Vergangenheit“.

„Lebe so, als ob du zum zweiten Mal lebstest und das erste Mal alles so falsch gemacht hättest, wie du es zu machen im Begriffe bist!“ ■

Quatenus lingua Latina etiam nostrae aetati usui sit

Thomas Lindner Salisburgensis

Mihi saepenumero de linguae Latinae momento hodierno cogitanti atque Latinitati nonnullis tractatibus, qui ad praxim ipsam pertinent, immo potius multis poematibus (e. g. in „Lyra Latina“ mea collectis et editis) operam danti faustis auspiciis contigit, ut denique in „Cursore“ hoc thema pertractare possem. Postulata igitur et condiciones Latinitatis modernae necnon et paradigmatis humanistici manifestis, ut spero, et paucis verbis sum expositurus, sermone scilicet Latino, qui apud auctores iam non in maximo usu est.

Nostris diebus cum educatio humanistica in gymnasiis atque in universitate successim minoris fiat momenti, cum factiones quaedam, quam primum potuerint, linguas classicas e curriculo gymnasiali expellere velint, me ab communi temporis spiritu abhorre, immo omnino morosum atque fatuum videri haud nescio, si nostrae linguae usum creativum propagare conor.

Eo loco mihi non est in animo argumenta pro gymnasio humanistico plus aequo prolata iterare et redintegrare – sive eo ipso mens et ratio puerilis ad logicam abstractionem perducitur seu comprehensiva personae formatio obtinetur –, mihi autem cum Latinitatis usus et efficacia, tum paradigmatis nostri principia erunt cordi.

Idcirco paulo amplius dicam de educatione humanitatis regula perpetrata. Praesertim nunc eius rei causa atque ratio vehementer disputatur, cum id paradigma, ut dicunt, necessitatibus modernae vitae paulatim cedere debeat et postulata educationis temporis hodierno accommodatae sustinere non possit. Quae argumenta autem ab adversariis saepius iactata facile eorum ignorantiam ostendunt, quippe qui fines educationis humanisticae veros nullo modo intellegant eandem idealisticam vel potius anachronisticam artem vocantes et problemata modernae vitae solvere non posse perperam arbitrati.

Huiuscemodi cum patefacta sint argumenta, primum paradigmatis humanistici progressum historicum delineabimus, deinceps causam atque rationem, quomodo paradigma „humanismi“ quem dicunt extiterit, postremo cur etiam nostris modernis temporibus aptum sit exemplum hominum erudiendorum.

Cum cultura atque doctrina mediaevalis se ab ea ipsa rigida inalterabilitate dogmatum traditorum expedire incohavisset, imprimis ab hominibus restrictiones intellectuales perhorrescentibus – inventionem novarum terrarum sint accensi, cognitionibus scientiae naturalis recentibus sint perpulsi – nova imago hominis, novum humanitatis exemplum est evolutum, quo et libertas et intellectus et individualitas cuiuscumque hominis propagarentur. Homo semet ipsum coepit cognoscere; ideo factum, ut intellectus immobilis doctrinae vinculis liberaretur atque voluntas individui uniuscuiusque ad terrenam vitam pertinentis evocaretur. Quae autem, ut ita dicam, emancipatio hominis nova non erat, sed culturali pervicacia obruta. Scriptores enim antiqui, philosophi Graeci, poetae subtiles eandem hominis individui imaginem, eandem intellectus libertatem, eandem opinionis liberae praevaleantem, id est humanitatis verae exemplum iam pridem propagaverant. Quamobrem homines „novae“ humanitatis cupidi – eoque „humanistae“ appellati – scriptis antiquis, quibus, ut explicatum est, ea ipsa condicio humanitatis denuo reperta inerat, alacerime inhiaverunt linguam scilicet, stilum, elocutionem, omnino culturam antiquitatis recognoscendae praecipuam imitati.

Itaque historica evolutione humanistici paradigmatis delineata nobis convenienter apparet definitio, qua humanitas, qua individualitas, qua prorsus humanae ratio vitae praecisim exprimitur: Educatio igitur humanistica est acceptio universaliter approbatae essentiae, quae ad mentis necnon et cordis culturam perducatur.

Quomodo, interrogo equidem, huius educationis adversarii anachronisticam, quae ad vitam modernam non pertineat, rationem possint profiteri? Quomodo eruditos eodem paradi-gmate morosos, severius temporis praeterito subditos, immo vero a vitae realitate abhorrentes aestimare? Nonne istos veram rationem culturae nostrae, radices et ramos historiae occidentalis ignorare eoque ignorantiam aspersione argumentis inanibus minime suffulta obtegere vel – quod est peius – dissimulare conatos arbitremur?

Hac ratione ut ad partem dissertationis meae percurram, quam maximi esse mo-

menti mihi censeo, proprietatem linguae Latinae nostris temporibus usurpatae, quoad equidem opinor, paucis expediam.

Ut historia uniuscuiusque sermonis diachronice documentati manifesto patefaciat eundem mutatione omnium partium grammaticae affici – sermo communicatione fungitur variabili, communicatio novis rebus decursu temporum emergentibus adaptanda mutatur – sic illa cognitio, quae mihi videtur praecipuae auctoritatis esse, ad Latinitatem quoque nobis est applicanda. Propterea novae structurae, nova vocabula prioribus magis magisque idonea possunt evolvi.

Si modificationibus et Mediolatinae et Neolatinae aetatis innovativitate productis nostram linguam Latinam caute educamus attamen exemplum classicum sequentes neque destruentes, tum demum facultatem communicandi colloquendique sermonibus modernis parem habemus convenienter adaptatam atque innovatam.

Quae cum ita sint, nobis longe diversa genera stilistica demonstrata flexibilitate atque actualitate erunt pertractanda; principiis supra propositis etiam subtiliore methodo adaugebimus possibilitates. Quam recte olim dixit Iosephus IJsewijn Lovaniensis: „Quodsi omnes una stare possemus in provehenda re Latina, ubicumque de ea agatur, firmiores multo essemus et efficaciores; maius haberemus ... pondus civile et sociale!“ Qua de causa omnes huius pulcherrimae linguae compotes impigra sollicitudine, socordia minima conitatur, ut rei nostrae excolendae denuo indulgeatur. ■

Corrigendum:

Das Fehlerteufelchen hat leider auf S. 35 in der vorigen Ausgabe des Cursors 15/2019 zugeschlagen. Die lateinische Rede des Thomas Lindner Salisburgensis muss natürlich richtig „Laudatio Latina“ heißen. Wir ersuchen um großzügige Nachsicht für diesen kapitalen lapsus linguae.

Variationen über das lateinische Distichon auf dem Salzburger Festspielhaus

Thomas Lindner

Die bekannte lateinische Inschrift auf dem Fries des Großen Festspielhauses in Salzburg wurde um 1960 von P. Thomas Michels OSB (1892–1979) verfasst und stellt, vom Rhythmus her zu schließen, ein elegisches (Mono-)Distichon dar (vgl. Leitich 1987:31, Nr. 28; *ILSS*, Nr. 18c; im Original in Versalien und fortlaufend, aber durch ‘Halbverstrenner’ gegliedert):

(1) *Sacra Camenae domus concitis carmine patet, / Quo nos attonitos numen ad auras ferat.*

(Übersetzung/Vorlage von Michels, zit. nach Leitich, *loc.cit.*: ‘Der Muse heiliges Haus steht Kunstbegeisterten offen, / als Entflamnte empor trage uns göttliche Macht.’ – Fettgedruckt in (1) sind metrische Probleme bzw. Verstöße). Aus metrischer Sicht sind beide Verse nicht einwandfrei: Die schwere Genitivendung *-ae* in *Camenae* steht in einer mit Kürze aufzufüllenden Senkung (*Camenae domus*: $\cup^2 - \cup^1$, $\cup^1 -$); das erste *i* in *concitis* kann zwar, als Partizip von *concire*, lang gemessen werden, Normalfall ist aber Kürze: *concitus* von (*con-*)*ciere* (vgl. Sommer 1914:606);¹ der Stammvokal von *patet* ist immer kurz (und um einen *hexameter miurus* mit jambischem Schluss wird es sich wohl nicht handeln); und die ohnehin schwerer Akkusativ-Plural-Endung *auras* steht noch dazu *positione* in einer immer kurz zu messenden Senkung des zweiten Pentameterkolons. Kurzum, metrisch sind die an sich sehr schönen Verse tatsächlich nicht, allenfalls könnte man sie nach mittelalterlichem Brauch als rhythmisch bezeichnen.

Im Folgenden soll nun versucht werden, dieses Epigramm in versifikatorischer Hinsicht zu modifizieren und „metrischer“ zu gestalten, wobei möglichst das gleiche Wortmaterial Verwendung finden sollte. Erwin Reiner (1998:20) hat in einer Rezension meiner *Poëmata plurilingua* (Lindner 1997) von „mosaikhafter Kompositionsweise“ gesprochen. Vorliegende Variationen mögen durchaus auch als Illustration dieser Arbeitsweise verstanden werden.

(2) *Carmine sacra patet concitis aula Camenae, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*

Damit wären (bei weitgehender Erhaltung des ursprünglichen Wortmaterials und Sinngehaltes) die „Knackpunkte“ *Camenae domus, patet, auras ferat* beseitigt. Freilich sind nunmehr die Sperrungen (*carmine ... concitis, sacra ... aula*) unschön. Aber auch hier kann man, mit zusätzlichem Austausch des ja nur sporadisch lang gemessenen und dabei iktus/akzentkonform gesetzten *concitus* (statt *concitus*) durch metrisch unauffälligeres *commotus*, etwa folgendermaßen schreiben:

(3) *Carmine commotis² patet aedes sacra Camenae, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*

Eine weitere Modifikation beseitigt nun den Verstoß gegen das Marxsche Gesetz:³

(4) *Carmine commotis aedes patet alma Camenae, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*

gelautet folgendermaßen (Marx 1922:217, vgl. dazu auch Drexler 1980:99ff., Lindner 1998:76ff.): „In der Zeit des Cicero und Catullus hatte sich in der Verskunst des Hexameters die folgende Regel gebildet. Folgte auf die Semiquinaria ein Monosyllabon oder pyrrhichisches Wort und ein spondeisches Wort und stand der Dichter unter keinerlei sprachlichem oder prosodischem Zwang, so musste das spondeische Wort gegen den Wortakzent an die erste, das Monosyllabon oder das pyrrhichische Wort an die zweite Stelle gesetzt werden, oder, was dasselbe bedeutet, die Semiseptenaria war gefordert, die Bucolica war nicht zulässig“. Verg. *Aen.* 1.1, der Mustervers zur Illustration dieser *lex metrica*, ³–*Troiaē qui* (und nicht ³–*qui Troiaē*),

Man könnte hier auch die syntaktischen Relationen vertauschen und *sacra* bzw. *alma* auf *Camena* beziehen (eine Art Enallage):

(5) *Carmine commotis sacrae patet aula Camenae, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*

(6) *Carmine commotis almae patet aula Camenae, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*

Um dem weiten Hyperbaton *carmine...quo* (und der Kontaktstellung *Camena, quo*) zu entgehen, ist eine Koordination der Verse angebracht:

(7) *Carmine commotis almae patet aula Camenae / Et nos attonitos numen ad astra ferat.*

Doch damit mögen diese Fingerübungen, die man *ad infinitum* fortführen könnte, ihr Bewenden haben; die vollständige Umdeutung der Vorlage wäre unvermeidbar, etwa so:

(8) *Carmine perspicuo commotis, alma Camena, / Pande domos illas et fer ad astra tuos.*

Allerdings wäre es mit dieser Vorgabe möglich, *mutatis mutandis* wieder an den – nunmehr metrisch korrekten – Anfang zurückzukehren:

(9) *Sacra Camena domum concitis carmine pandit, / Quo nos attonitos numen ad astra ferat.*⁴ ■

1 Für *concitus* gibt es nur wenige Beispiele: Lucr. 2.267, Lucan. 5.597, Val. Fl. 2.460, 5.576; üblich ist *concitus*, z. B. Ov. *met.* 7.154. Das *i*-stämmige *concitus* wird interessanterweise niemals als funktionale Doublette gewählt, etwa wenn eine Kasusform (z. B. Dat. Pl.) metrisch nicht passen würde (also einen Kretikus ergäbe), sondern figuriert zumeist in der Form *concita*, vgl. Lucan. 5.597: *inde ruunt toto concita* (– \cup – \cup) *pericula mundo*. Dabei fallen Iktus und Akzent immer zusammen, d. h. die Länge steht immer in der Hebung.
2 Eine Konstellation wie (*carmine*) *concitis* wäre von den römischen Dichtern wohl immer kretisch (– \cup –) aufgefasst worden.
3 Die originale Formulierung dieser Wortstellungsre-

zeigt bereits, warum hier (syntaktisch nicht unbedingt zu rechtfertigende) Inversion erfolgt: Ein Spondeus, der nach einem Mono- oder Disyllabon im dritten Biceps folgt, würde die Versstruktur empfindlich stören, da Iktus und Akzent zu früh zusammenfielen und der Vers eine allzu spürbare Verzögerung im Mittelteil erführe. Freilich ist dies nicht so sehr eine metrische Unabdingbarkeit als vielmehr, wie auch Drexler (1980:99) ausführt, „eine Frage der gleichzeitig rhythmischen wie syntaktischen Gliederung“.

4 Vorliegender Artikel ist eine leicht überarbeitete Version von 1998.18 (s. Lindner 2011: 487).



Festspielhaus Salzburg

Zitierte Literatur

Drexler 1980 = Hans Drexler: *Einführung in die lateinische Metrik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1980 (1967).

ILSS = Maximilian Fussl: *Inscriptiones Latinae Salisburgenses Selectae*. Salzburg 1996 [ms.; interner Arbeitsbehelf im Rahmen einer Inschriften-Führung].

Leitich 1987 = Meinhard Leitich: *Lateinische Inschriften in der Stadt Salzburg* (Salzburg Archiv, Bd. 3). Salzburg: Freunde der Salzburger Geschichte 1987.

Lindner 1997 = Thomas Lindner: *Poëmata plurilingua* (Schriftenreihe der Zeitschrift *Moderne Sprachen*, Bd. 60). Wien: Verband der Österre-

ichischen Neuphilologen 1997.

Lindner 1998 = Thomas Lindner: Studien zum lateinischen Hexameter (I): Lukrez, in: Peter Anreiter / Hermann M. Ölberg (Hrsg.): *Wort – Text – Sprache und Kultur. Festschrift für Hans Schmeja zum 65. Geburtstag* (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 103). Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck 1998, S. 69–90.

Lindner 2011 = Thomas Lindner: *Donizettiana et alia musicologica. Scripta minora* (Primo Ottocento, Bd. 4). Wien: Praesens 2011.

Marx 1922 = Friedrich Marx: *Molossische und bakche-*

ische Wortformen in der Verskunst der Griechen und Römer, in: *Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 37, Nr. 1. Leipzig: Teubner 1922, S. I–IV, 1–237.

Reiner 1998 = Erwin Reiner: Zu den lateinischen Gedichten in Thomas Lindners Sammlung *Poëmata plurilingua*, in: *Neuphilologische Nachlese* 18 (1998–III), S. 16–20.

Sommer 1914 = Ferdinand Sommer: *Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre* (Indogermanische Bibliothek, I.3.1). Heidelberg: Winter 1914 (1902).

Das römische Recht und seine Bedeutung für die Rechtsentwicklung bis heute

Christoph Schmetterer

Bis heute bezeichnen österreichische Studentinnen und Studenten der Rechtswissenschaften ihr Studium als „Jus“, und ihre deutschen Kolleginnen und Kollegen nennen es „Jura“, obwohl die lateinischen Worte für Recht bzw. Rechte in den offiziellen Studienordnungen etc. gar nicht vorkommen. Bis heute ist außerdem das Römische Recht ein Pflichtfach im Rahmen des traditionellen österreichischen Jus-Studiums etwa am Juridicum der Universität Wien (auch wenn es im Rahmen des vergleichsweise neuen Studiums „Wirtschaftsrecht“ an der Wirtschaftsuniversität nicht mehr gelehrt wird).

Dass die Rechtswissenschaft immer noch mit einem lateinischen Namen bezeichnet wird und dass römisches Recht noch im Rahmen des aktuellen Rechtsstudiums gelehrt wird, zeigt, dass das römische in der Rechtswissenschaft bis heute eine ganz besondere Bedeutung hat. Dabei gab es natürlich schon vor der römischen Antike Recht, das auch aufgezeichnet wurde.

Berühmte Beispiele für weit ältere antike Rechtsaufzeichnungen sind etwa der Codex Hammurabi oder das Stadtrecht von Gortyn. Die große Innovation der römischen Juristen war die systematische Auseinandersetzung mit Recht. Die Römer waren daher zwar nicht die „Erfinder“ des Rechts, aber die „Erfinder“ der Rechtswissenschaft.

Die spezifische Bedeutung des römischen Rechts (vor allem des Privatrechts) liegt darin, dass es im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit rezipiert wurde. Dadurch wurde es in vielen Bereichen zur Grundlage des modernen Rechts. Sowohl grundlegende Konzepte als auch konkrete, einzelne Institute des römischen Privatrechts sind nahezu unverändert in das moderne österreichische Recht eingegangen.

Geschichte und Quellen

Die XII-Tafel Gesetze

Die XII-Tafel-Gesetze gehören zu den wenigen wohl authentischen Details, die aus der römischen Frühzeit zumindest teilweise überliefert sind.

Diese Gesetze enthalten nicht nur die ältesten einigermaßen verlässlichen Informationen zu römischen Rechtsvorschriften, sie sind auch das erste etwas umfangreichere Dokument der lateinischen Sprache, das erhalten geblieben ist. Erhalten sind freilich nicht die Originaltafeln aus der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., die vermutlich schon im Galliersturm zu Beginn des vierten Jahrhunderts untergingen. Der Inhalt der XII-Tafeln ist zumindest teilweise aus Zitaten bei späteren Autoren (insbesondere Ci-

cero, Antiquaren und Juristen) überliefert. Neben ungefähr 40 wörtlichen Zitaten gibt es knapp 120 Hinweise auf den Inhalt der Gesetze, die den originalen Wortlaut aber nicht wiedergeben. Die XII-Tafel-Gesetze wurden formal nie außer Kraft gesetzt, auch wenn sich das römische Recht in den folgenden Jahrhunderten weit über sie hinausentwickelte. Noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. kommentierte der Jurist Gaius das Gesetzeswerk aus der Frühzeit.

Das Edikt des Prätors

Nach den XII-Tafel-Gesetzen wurden auch nur annähernd so umfangreiche Gesetzeswerke nicht mehr beschlossen. Die späteren *leges* der Republik waren typischerweise eher Anlass- und Einzelfallgesetze und nicht so sehr umfassende Regelungen. Es gab aber auch einzelne Gesetze, die für die weitere Entwicklung des Privatrechts grundlegende Bedeutung hatten, wie etwa die *lex Aquilia* zu Fragen des Schadenersatzes, die im Jahr 286 v. Chr. erlassen worden sein dürfte.

Die ständige Weiterentwicklung des römischen Rechts geschah in der hohen und späten Republik wie auch im frühen Prinzipat nicht durch Gesetze, sondern durch das prätorische Edikt und die Tätigkeit der römischen Juristen.

Das Amt des Prätors wurde spätestens durch die Verfassungsregelungen des Jahres 367 v. Chr. (sextisch-licinische Gesetze) geschaffen. Der Prätor war Gehilfe und Stellvertreter der beiden Konsuln, vor allem aber der für das Gerichtswesen zuständige Magistrat. Jeder Prätor erließ am Beginn seines Amtsjahres ein Edikt, in dem er bekannt gab, welche Klagen er gewähren würde. Der Prätor konnte das bestehende Recht anpassen und weiterentwickeln, indem er neue Klagen gewährte. Dadurch entstand eine eigene, neue Rechtsschicht: das prätorische Amtsrecht (*ius honorarium*), mit dem das in den XII-Tafeln und anderen *leges* niedergelegte *ius civile* ergänzt wurde.



Juridicum Wien

In der Regel übernahm ein Prätor den Grundstock des Edikts von seinen Vorgängern und ergänzte es durch einzelne neue Bestimmungen. Die Weiterentwicklung des Rechts durch das prätorische Edikt endete etwa 130 n. Chr., als Kaiser Hadrian den Juristen Julian beauftragte, eine endgültige und nunmehr unabänderliche Fassung des Edikts herzustellen. In der Spätantike verwischte sich der Unterschied zwischen *ius civile* und *ius honorarium* praktisch vollkommen.

Die klassischen Juristen

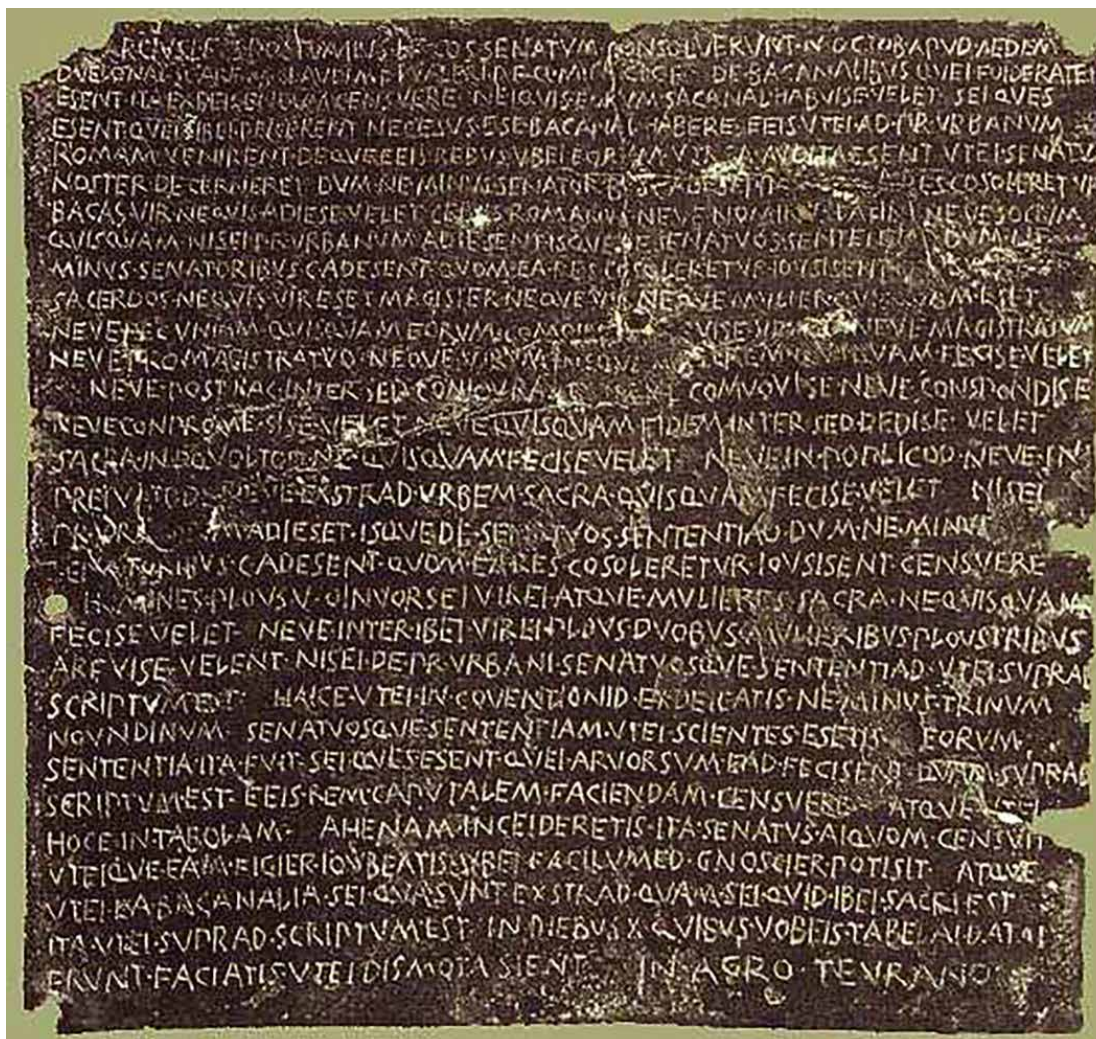
Neben dem prätorischen Edikt war es vor allem die wissenschaftliche Tätigkeit der Juristen, die zur Weiterentwicklung römischen Rechts beitrug.

In der Republik war für jeden Politiker eine gewisse Rechtskenntnis unabdingbar – nicht zuletzt, um die eigene Klientel durch Rechtsberatung und Gerichtsvertretung zu erhalten und zu vergrößern. Anders als heute gab es aber keine formalisierte staatliche Ausbildung für Juristen. Während heute der Abschluss eines juristischen Studiums das entscheidende Kriterium dafür ist, dass jemand Jurist ist, hat sich für die römische Antike ein anderer, engerer Begriff von Juristen eingebürgert. Als römische Juristen bezeichnet man daher üblicherweise nur Männer, die sich publizistisch mit rechtswissenschaftlichen Fragen beschäftigten. Cicero etwa war kein Jurist in diesem Sinn, obwohl er als Vertreter in Gerichtsverfahren berühmt wurde.

Schon im zweiten Jahrhundert vor Christus gab es einzelne Senatoren, die sich systematisch und publizistisch mit rechtlichen Fragen beschäftigten. Der Konsul des Jahres 198 v. Chr. etwa, Sextus Aelius, verfasste den ersten Kommentar zu den XII-Tafeln. Neben ihrer publizistischen Tätigkeit war der wichtigste Wirkungsbereich der wissenschaftlichen Juristen das Erstellen von Rechtsgutachten (*responsa*).

Die *responsa* waren zunächst nicht verbindlich. Augustus begann aber, ausgezeichneten Juristen das *ius respondendi ex auctoritate principis* zu verleihen, wodurch deren Gutachten zur verbindlichen Rechtsquelle wurden.

Die republikanischen Juristen bezeichnet man als Vorklassiker, jene aus dem Prinzipat als Klassiker, wobei zwischen Frühklassikern in der Zeit der julisch-claudischen und flavischen Kaiserhäuser, Hochklassikern unter den Adoptivkaisern



Das Senatus Consultum de Bacchanalibus von 186 v. Chr.; republikanische *leges* sahen ähnlich aus.

und Spätklassikern in der Severer-Zeit unterscheidet. Die Frühklassiker waren wie die republikanischen Juristen in der Regel Senatoren. In der Hochklassik stammten die Juristen schon mehrheitlich aus dem Ritterstand, wobei es auch in der Spätklassik blieb. Während die Frühklassiker und teilweise auch noch die Hochklassiker alte republikanische Staatsämter wie das Konsulat innegehabt hatten, waren die Spätklassiker ganz in die neue kaiserliche Verwaltung eingebunden. Das höchste juristische Amt war in einer seltsamen Kombination von militärischen und zivilen Aufgaben das des Prätorianerpräfekten (*praefectus praetorio*). In der Frühklassik entstanden in Rom zwei verschiedene Rechtsschulen; die der Sabinianer und Prokulianer, die zu einzelnen Rechtsfragen unterschiedliche Auffassungen vertraten.

In der Spätklassik setzte sich in diesen Kontroversen meist eine Sichtweise als herrschende Lehre durch, teilweise wurden auch Mittellösungen gefunden.

Berühmte Vertreter der Frühklassik waren die Namensgeber der beiden Rechtsschulen Proculus und Masurius Sabinus, der bekannteste Hochklassiker Publius Salvius Iulianus, der etwa 130 das *edictum perpetuum* redigierte und als einer der besten römischen Juristen überhaupt gilt. Ein besonders einflussreicher Hochklassiker war auch Gaius. Er dürfte zwar kein *ius respondendi* gehabt haben, schrieb mit seinen *institutiones* in vier Büchern aber ein Lehrbuch, das nicht nur besonders einflussreich wurde, sondern auch die einzige nahezu vollständig erhaltene Schrift eines klassischen Juristen ist. Die bedeutendsten Spätklassiker waren der *praefectus praetorio* Aemilius Papinianus und seine beiden Nachfolger Iulius Paulus und Domitius Ulpianus.

Neben ihren politischen Ämtern und dem Erteilen von Responsen publizierten die klassischen Juristen auch zahlreiche rechtswissenschaftliche Schriften. Der Frühklassiker Labeo beispielsweise



Aemilius Papinianus

verfasste mehr als 400 *libri*. Die Werke der römischen Juristen lassen sich grob in Kommentare, Problemliteratur, Lehrbücher und Einzelschriften unterteilen. Unter den Kommentaren sind jene zum prätorischen Edikt die bedeutendsten. Der Ediktskommentar des Paulus umfasst 80, der des Ulpian sogar 83 Bücher. Unter der Bezeichnung Problemliteratur

werden Sammlungen von Responsen und von *quaestiones* und *disputationes* (juristischen Problemen und Streitfragen) zusammengefasst. Das bekannteste Lehrbuch sind die *institutiones* des Gaius (die erst 1816 als Palimpsest wiederentdeckt wurden). Einzelne Monographien wurden etwa zu den Amtspflichten von Statthaltern oder zum Militärrecht geschrieben.

Kaiserliche Rechtsetzung

Unter Augustus wurden das letzte Mal von Volksversammlungen *leges* beschlossen. Die Gesetzgebung wurde nunmehr vom Senat und vom Kaiser selbst übernommen. *Senatus consulta*, die in der Republik theoretisch nur unverbindliche Ratschläge waren, erhielten in der Kaiserzeit Gesetzeskraft. Die Rechtsetzungsakte des Kaisers werden als Kaiserkonstitutionen bezeichnet. *Edicta* waren allgemein verbindliche Anordnungen des Kaisers kraft seiner magistratischen Befugnisse. *Decreta* waren Urteile in Prozessen, bei denen der Kaiser selbst als Richter tätig war – entweder in erster Instanz oder in einem Rechtsmittelverfahren. Die weitaus wichtigste Form kaiserlicher Rechtsetzung waren aber die *rescripta*, in denen der Kaiser auf Anfrage strittige Rechtsfragen beantwortete. Bis Trajan wurden Reskripte nur auf Anfragen von Behörden erteilt, seit Hadrian gab es auch Reskripte an Privatpersonen. Mit der Ausarbeitung der Reskripte waren Juristen in zwei kaiserlichen Kanzleien beschäftigt. Die Kanzlei *a libellis* behandelte private Petitionen, jene *ab epistulis* Anfragen von Behörden. Die Reskripte behandelten grundsätzlich nur Einzelfälle. Während die schriftstellerische Tätigkeit der römischen Juristen mit den Spätklassikern endete, blieben Kaiserkonstitutionen bis in die Spätantike das wichtigste Mittel der Rechtsfortbildung.

Die Sammlungen Justinians und ihre Vorläufer

Die unübersehbare Fülle von Juristenschriften einerseits und Kaiserkonstitutionen andererseits wurde für die juristische Praxis zunehmend zu einem Problem. Es wurde immer schwieriger herauszufinden, was tatsächlich geltendes Recht war. Ein erster Versuch, diese Schwierigkeiten zu bewältigen, war das Kassiergesetz Kaiser Konstantins aus dem Jahr 321 n. Chr. Mit diesem Gesetz setzte der Kaiser die kritischen Anmerkungen Paulus' und Ulpian (*notae*) zu den *quaestiones* und *responsa* Papinians außer Kraft. Damit sollte sicher-

gestellt werden, dass die Ansichten Papinians in jedem Fall verbindlich sind. Einen umfassenderen Versuch, die Gültigkeit der Juristenschriften zu regeln, war das Zitiergesetz von Theodosius II. und Valentinian III. von 426 n. Chr. Es legte fest, dass nur noch die Schriften von fünf Juristen, nämlich Papinian, Paulus, Ulpian, Modestin und Gaius rechtsverbindlich sein sollten. Bei Meinungsverschiedenheiten innerhalb dieser fünf sollte die Mehrheit der Ansichten den Ausschlag geben, bei Stimmengleichheit die Meinung Papinians.

Außerdem wurden in der Spätantike umfassende Sammlungen von Rechtsvorschriften erstellt. Die ersten beiden dieser Sammlungen wurden in der Regierungszeit Diokletians veröffentlicht. Der Codex Gregorianus enthielt Kaiserkonstitutionen von Hadrian bis Diokletian, der Codex Hermogenianus weitere Konstitutionen Diokletians. Beide Codices sind nicht erhalten. Bei ihnen handelte es sich zwar um nicht-amtliche Sammlungen, in der Praxis wurde die Auswahl der beiden Sammlungen aber sofort verbindlich. Die nächste Konstitutionensammlung ließ Theodosius II. 438 n. Chr. vornehmen. Sein Codex Theodosianus ist eine offizielle Sammlung, die in 16 Titeln über 3000 Konstitutionen enthält. Die weitaus bedeutendsten Sammlungen des römischen Rechts sind aber jene, die der oströmische Kaiser Justinian in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr. vornehmen ließ – also bereits nach dem Ende des weströmischen Reiches.

Der Codex Iustinianus wurde 529 n. Chr. in einer ersten nicht erhaltenen Fassung publiziert und dann 534 n. Chr. in der endgültigen, zweiten Version. Diese Fassung enthält mehr als 4600 Konstitutionen von Hadrian bis Justinian in zwölf Büchern. Außerdem ließ Justinian 533 n. Chr. ein verbindliches Lehrbuch (*Institutiones*) in vier Büchern veröffentlichen, das sich inhaltlich sehr eng an die Gaius-Institutionen anlehnt. Die bedeutendste Sammlung sind aber die ebenfalls 533 n. Chr. publizierten *Digesten*. Sie sind eine Kompilation von Fragmenten klassischer Juristenschriften in 50 Büchern. Diese Bücher sind in 430 Titel gegliedert und enthalten insgesamt 9142 Fragmente. Die weitaus meisten Fragmente entstammen Schriften der beiden Spätklassiker Ulpian und Paulus, die jeweils etwa ein Viertel der *Digesten* bilden.

Seit dem 16. Jahrhundert wird die Gesamtheit der justinianischen Sammlungen als *Corpus Iuris Civilis* bezeichnet. Zu drei lateinischen Sammlungen kommen noch die überwiegend griechischen *Novellen*. Dabei

handelt es sich um jene Vorschriften, die Justinian nach der Fertigstellung des zweiten Codex erließ. Sie wurden später nicht-amtlich gesammelt.

Justinians lateinische Sammlungen konnten in der griechisch-sprachigen Praxis des Byzantinischen Reiches keine besondere Bedeutung mehr erlangen. Ihre kaum zu überschätzende Bedeutung liegt aber darin, dass die Schriften der klassischen Juristen mit wenigen Ausnahmen (wie etwa den Gaius Institutionen) nur in der von Justinian zusammengestellten Form überliefert sind.

Die Rezeption

Im 11. Jahrhundert wurden die Digesten in Oberitalien wiederentdeckt. An der neu entstehenden Universität von Bologna (neben Paris und Salerno die erste überhaupt) begann man sich wissenschaftlich und systematisch mit der großen Sammlung zu beschäftigen. Die ersten Generationen von Juristen, die sich in das wiederentdeckte römische Recht einarbeiteten, bezeichnet man als Glossatoren, weil sie den justinianischen Text in Randbemerkungen erklärten. Die Glossatoren versuchten den vorhandenen Stoff zu systematisieren, Widersprüche zu beseitigen und allgemeine Rechtsgedanken aus den antiken Texten zu gewinnen. Den Abschluss der Schule der Glossatoren bildet die *glossa ordinaria* des Accursius aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, deren 96.940 Glossen für Jahrhunderte der Standardkommentar zum *corpus iuris* wurden. Die Nachfolger der Glossatoren werden Postglossatoren, Kommentatoren oder Konsiliatoren genannt.

Italien wurde zum Zentrum der wissenschaftlichen Juristenausbildung. Studenten aus ganz Europa lernten hier nicht nur das römische Recht, sondern auch einen wissenschaftlich-systematischen Umgang mit Recht überhaupt kennen. Durch sie verbreitete sich das römische Recht und wurde zu einem europäischen *ius commune*.

Auch auf die Kodifikationen des 19. Jahrhunderts (französischer *code civil* 1805, österreichisches ABGB 1811, deutsches BGB 1900) übte das römische Recht großen Einfluss aus. Vor allem im Vertragsrecht, aber auch im Sachenrecht (mehr noch für bewegliche Sachen als für Grundstücke) und Erbrecht wirkt das römische Privatrecht bis heute sehr stark nach. Im Personen- und Familienrecht ist sein Einfluss wesentlich geringer.

Ausgewählte Bereiche des Privatrechts

Besitz

Im römischen Recht wurde strikt zwischen Besitz (*possessio*) und Eigentum (*dominium*) unterschieden. Diese Unterscheidung wurde durch die Rezeption in das moderne Recht übernommen. Während das Eigentum ein Recht ist, ist der Besitz eine bloße Tatsache, die allerdings gewisse rechtliche Folgen nach sich ziehen kann. Besitz ist gewollte faktische Sachherrschaft. Er setzt sich also aus zwei Elementen zusammen:

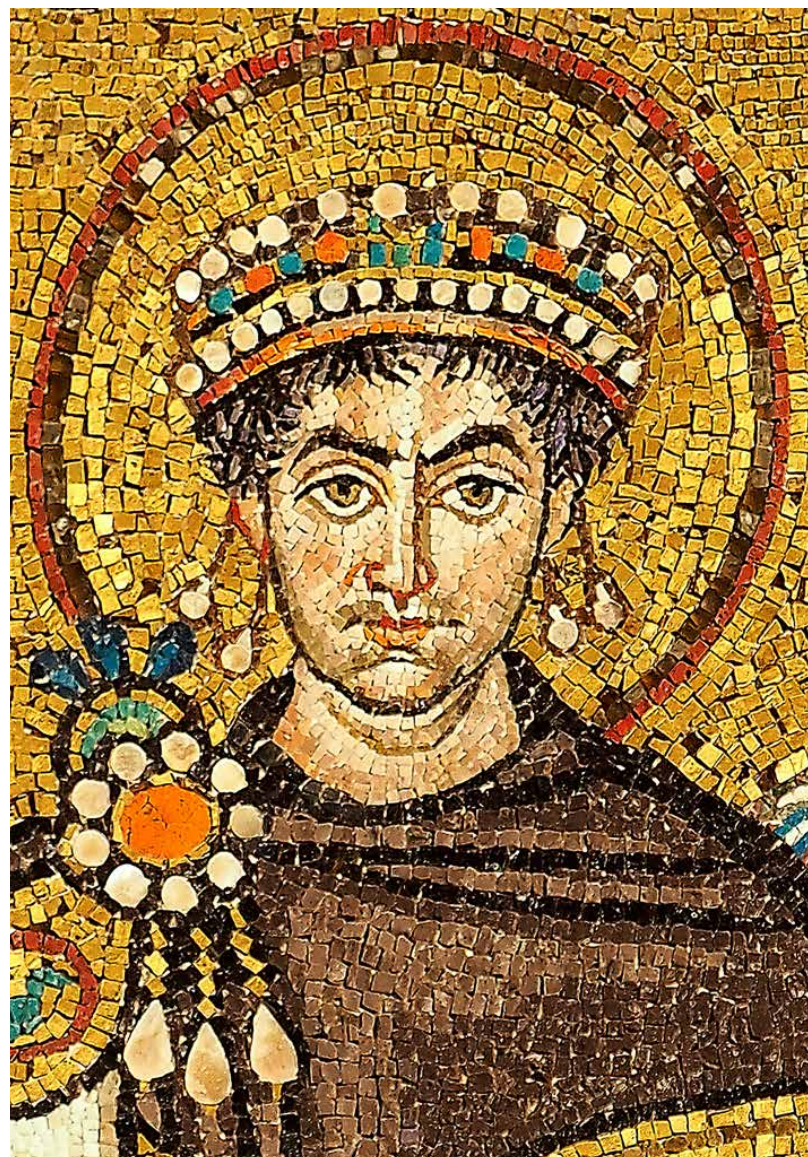
- *corpus*, der tatsächlichen Sachherrschaft, dem körperlichen Naheverhältnis zur besessenen Sache und
- *animus*, dem Willen, die Sache für sich zu haben (*animus rem sibi habendi*).

Um Besitz zu erwerben, müssen beide Voraussetzungen gegeben sein. Die römischen Juristen haben ein breites Spektrum von Entscheidungen hinterlassen, in denen sie sich mit der Frage beschäftigen, ob jemand Besitz erlangt hat oder nicht. So kann etwa das körperliche Naheverhältnis nicht nur *corpore et tactu*, sondern auch *oculis et affectu* hergestellt werden.

Die Abgrenzung des Besitzes vom Eigentum wird am Beispiel eines Diebes am deutlichsten. Ein Dieb, der eine Sache stiehlt, erwirbt dadurch Besitz, da er die Sache tatsächlich hat (*corpus*) und auch für sich haben möchte (*animus*). Eigentum kann er durch den Diebstahl freilich nicht erwerben. Er ist nicht berechtigt, die Sache zu haben.

Eigentum

Eigentum (*dominium*) an einer Sache bedeutet, dass diese Sache dem Eigentümer gehört und er prinzipiell mit ihr tun kann, was er möchte.



Kaiser Justinian

Das römische Recht teilte die Sachen in *res Mancipi* (italische Grundstücke, Sklaven sowie bestimmte Zug- und Lasttiere) und *res nec Mancipi* (alle anderen Sachen). Der Eigentumserwerb an *res Mancipi* und *res nec Mancipi* war verschieden geregelt. Die Voraussetzungen für den Eigentumserwerb an *res nec Mancipi* sind dieselben, die das österreichische ABGB noch immer für den Eigentumserwerb vorsieht:

- eine *iusta causa*, auch Titel genannt, also ein Rechtsgeschäft, das dem Eigentumserwerb zugrunde liegt, wie ein Kaufvertrag oder eine Schenkung,
- die *traditio*, die tatsächliche Übergabe der Sache in den Besitz des Erwerbers.

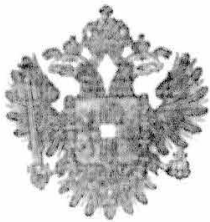
Wer eine Sache kauft, erwirbt also nicht schon durch den Abschluss des Kaufvertrags das Eigentum an der Sache, sondern

Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch

für die
gesamten Deutschen Erbländer

der
Österreichischen Monarchie.

I. Theil.



W i e n.

Aus der k. k. Hof und Staatsdruckerey.

1811.



Das ABGB von 1811

erst durch deren Übergabe. Beim sogenannten Handkauf, bei dem sofort gezahlt und übergeben wird, fällt beides zusammen, aber das muss keineswegs so sein.

Kauf

Die römischen Juristen unterschieden mehrere Arten, wie ein Vertrag abgeschlossen werden konnte. Besonders wichtig war der Vertragsabschluss durch Konsens, durch Einigung der beteiligten Parteien. Das römische Recht kannte vier Konsensualvertragstypen: *emptio/venditio* (Kauf), *locatio/conductio* (Miete und Pacht, aber auch Werk- und Dienst-

vertrag), *mandatum* (Auftragsvertrag) und *societas* (Gesellschaftsvertrag).

Diese Verträge zeichneten sich dadurch aus, dass ein Vertrag schon durch die formlose Einigung über die *essentialia negotii* zustande kam. Eine bestimmte Form – etwa Schriftlichkeit, die Anwesenheit von Zeugen oder auch bestimmte sprachliche Formulierungen – war nicht erforderlich; der bloße Konsens reichte für einen gültigen Vertrag. Beim Kauf waren diese Punkte, über die sich die Parteien unbedingt einigen mussten, Ware und Preis.

Das Prinzip des Konsensualvertrags ist eine der Wurzeln der modernen Vertragsfreiheit, konkret der Formfreiheit von Verträgen. Im geltenden österreichischen Recht können alle Verträge ohne besondere Form abgeschlossen werden, wenn im Gesetz nicht ausdrücklich eine bestimmte Form verlangt wird (z. B. Schriftlichkeit bei Bürgschaften).

Fallbeispiel

Der Zusammenhang von Kauf, Besitz und Eigentum lässt sich am besten an einem einfachen Beispiel verdeutlichen.

Marcus ist der Eigentümer eines Wagens. Er erzählt Gaius von seinem Wagen und Gaius möchte ihn kaufen. Gaius fragt Marcus: „Verkaufst Du mir Deinen Wagen um 200 Sesterzen?“. Marcus nimmt das Angebot an. Die beiden vereinbaren, dass Marcus den Wagen am nächsten Tag zu Gaius bringt. Weil Gaius das Geld aber noch von der Bank holen muss, vereinbart er mit Marcus, dass er ihm das Geld erst am übernächsten Tag zahlt. Genau so geschieht es auch.

Juristisch passiert an jedem der drei Tage etwas Anderes:

Am ersten Tag schließen Marcus und Gaius einen gültigen Kaufvertrag über den Wagen ab. Sie sind sich über Ware (Wa-

gen) und Preis (200 Sesterzen) einig, und damit ist der Vertrag gültig. An den Besitz- und Eigentumsverhältnissen ändert sich am ersten Tag allerdings nichts.

Mit der Übergabe des Wagens am zweiten Tag erwirbt Gaius Besitz daran. Die beiden Voraussetzungen für den Besitz des Wagens liegen vor. Gaius hat den Wagen (*corpus*) und er will ihn auch haben (*animus*). Außerdem erwirbt Gaius am zweiten Tag auch Eigentum am Wagen, weil auch die Voraussetzungen dafür vorliegen: Mit dem Kaufvertrag vom ersten Tag gibt es eine *iusta causa*, und als Marcus ihm am zweiten Tag den Wagen bringt, gibt es auch eine *traditio*. Dass Gaius den Wagen noch nicht bezahlt hat, ändert nichts daran, dass er Eigentümer des Wagens wird.

Am dritten Tag schließlich wird Marcus Besitzer und Eigentümer der 200 Sesterzen, weil Gaius sie erst an diesem Tag an Marcus übergibt. Genauso wie bei Gaius in Bezug auf den Wagen am Tag davor, liegen jetzt auch bei Marcus in Bezug auf Geld die Voraussetzungen sowohl für Besitz als auch für Eigentum vor.

Dieser kleine Fall ist nicht besonders komplex, aber trotzdem bemerkenswert. Wenn nämlich heute Georg von Martin einen Gebrauchtwagen um 2.000 Euro kaufte, der am Folgetag übergeben und am übernächsten bezahlt wird, wäre das juristisch genau dasselbe wie in dem in der römischen Antike angesiedelten Beispiel. ■

Literatur

- Zu Quellen und Geschichte:
Herbert HAUSMANINGER, Walter SELB, Römisches Privatrecht (2002).
Zum Privatrecht:
Nikolaus BENKE, Franz-Stefan MEISSEL, Übungsbuch zum römischen Sachenrecht (2018).
Nikolaus BENKE, Franz-Stefan MEISSEL, Übungsbuch zum römischen Schuldrecht (2019).
Herbert HAUSMANINGER, Walter SELB, Römisches Privatrecht (Wien 2002).
Herbert HAUSMANINGER, Richard GAMAUF, Casebook zum römischen Sachenrecht (2012).
Herbert HAUSMANINGER, Richard GAMAUF, Casebook zum römischen Vertragsrecht (2012).
Zum Staatsrecht:
Jochen BLEICKEN, Die Verfassung der römischen Republik (1999).
Jochen BLEICKEN, Verfassungs- und Sozialgeschichte der römischen Kaiserzeit I (1995).
Ernst MEYER, Römischer Staat und Staatsgedanke (1975).
Zum Strafrecht:
Bernardo SANTALUCIA, Verbrechen und ihre Verfolgung im antiken Rom (1997).
Lexika:
Thomas OLECHOWSKI, Richard GAMAUF, Studienwörterbuch Rechtsgeschichte und römisches Recht (32007).
Der neue Pauly online: www.paulyonline.brill.nl

Zirkel Antike Salzburg

Gottfried Eugen Kreuz

Österreich gilt, so hört man oft, als Land der Vereine. Es gibt Vereine für Bienenzüchter und Modelleisenbahnliebhaber, für Grillsport und gegen Lebensmittelverschwendung, zur Bekämpfung des plötzlichen Herztodes und für die Rettung der Kleiderschürze. Manche reichen tief ins neunzehnte Jahrhundert zurück wie die weltbekannte Wiener Gesellschaft der Musikfreunde oder die unscheinbare Straßwalchener Silvestergesellschaft, andere sind vergleichsweise jung. Zu den letztgenannten zählt der Zirkel Antike Salzburg: gegründet 2016, derzeit gut 50 Mitglieder stark, und munter im Wachsen begriffen.

Noch ein Verein mehr also? Ja, vielleicht aber einer, der regional eine Lücke schließt. Dass Antike, Spätantike, Mittelalter, Renaissance zu fesseln vermögen und regelrechte Massenphänomene auslösen, von den Touristenscharen im Kolosseum oder auf der Athener Akropolis über Blockbuster wie „Alexander“ oder „300“ bis zu LARP-Fans in mittelalterbasierten Fantasiewelten, ist keine besonders schwer zu gewinnende Erkenntnis. Dass die aus den Kulturen der klassischen Antike erwachsene europäische Geistes- und Erhaltungstradition etwas Erhaltenswertes ist und sorgsam gepflegt werden sollte, bedarf auch keiner allzu grundsätzlichen Begründung, jedenfalls nicht den Leserinnen und Lesern des Cursors gegenüber. Blickt man jedoch um sich, wie es denn mit der Pflege dieser Tradition eigentlich steht, begegnet man einem Paradox. Allenthalben bemühen sich Geschichts- und Musealvereine um Erhalt und Propagierung lokaler Denkmäler, die schon auch einmal provinzialrömischen Ursprungs sein und damit eine Brücke zur Antike schlagen können, und wer mit seinen Kindern einen Sonntagnachmittag bei römischem Essen oder Wachstäfelchenbasteln in der Tunika verbringen will, hat zumindest in den Sommermonaten vielerorts Gelegenheit dazu: In dieser Form wird der Kontakt zur Antike gerne hergestellt. Wie sieht es aber mit komplexeren, zugleich aber unsere gegenwärtige Kultur bedeutend tiefer durchdringenden Strängen der Weitergabe antiken Kultur-gutes aus – mit dem Motiv- und Erzählungsschatz des Mythos, mit den Realitäten und Utopien antiker Gesellschaft, mit den Errungenschaften antiker und spätantiker Kunst, schließlich auch mit den klassischen Sprachen und ihrer Tradition? Vereine, die sich solchen Themen

widmen, sind bedeutend rarer, vielleicht weil da und dort immer noch die Meinung vorherrscht, solche Dinge würden in der Schule ohnehin zur Genüge vermittelt: ein vollkommener Irrtum, wenn man die aktuelle Schullandschaft Österreichs betrachtet, wo gerade in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die geisteswissenschaftlichen Fächer allgemein zurückgedrängt und die Antike vollkommen marginalisiert wurde. In Salzburg jedenfalls fehlte bis 2016 solch ein Verein.

Umso mehr Grund, einen zu gründen, der, wie es in den Statuten heißt, den Zweck hat, „die Auseinandersetzung mit der Antike und ihrer Bedeutung für die europäische Kultur zu fördern, die Ziele und Bestrebungen der Altertumswissenschaften insbesondere auf den Gebieten der Klassischen Sprachen, der Klassischen Archäologie, der Alten Geschichte und der Klassischen Rhetorik, zu unterstützen und zur Reflexion und Verbreitung humanistischer Bildung in der wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit beizutragen.“ Dass der Name „Zirkel Antike Salzburg“ gewählt wurde, weil das als Initialzündung wirkende Treffen Salzburger Altertumswissenschaftler und -innen 2016 im Lokal „Zirkelwirt“ am Papagenoplatz stattfand, ist natürlich nur als Gerücht zu betrachten: Vielmehr sollte der umfassende Charakter des Begriffs Altertumswissenschaften, wie sie an der Universität Salzburg durch den Zusammenschluss der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte und der Klassischen Archäologie praktiziert werden, im Namen eines Vereins abgebildet werden, dessen Aufgabe es ist, von diesen universitären Disziplinen Brücken in die Öffentlichkeit zu schlagen.

Dabei versteht der „Zirkel“ mit seinem dem Eintrag Salzburgs auf der Tabula Peutingeriana nachempfundenen und von Juliane Schaffer gestalteten Logo sich nicht als Eventveranstalter oder Herausgeber von Schriften oder anderen Medien. Das wäre mit den bescheidenen Ressourcen des Vereins kaum vereinbar, ganz abgesehen davon, dass es gerade Salzburg an Events ja nicht gerade mangelt. Wer Mitglied des „Zirkels Antike Salzburg“ wird, bekommt für einen recht moderaten Beitrag vielmehr etwa Folgendes geboten: regelmäßige Hinweise auf Veranstaltungen mit irgendeiner Form von Antikebezug im Einzugsgebiet Salzburgs, von Vorträgen bis zu Ausstellungen und Opernauffüh-



rungen; die Möglichkeit, sich mit anderen Antikebegeisterten an Universitäten, Schulen und allerorten zu vernetzen, und dies im Umfeld der universitären Altertumswissenschaften; und schließlich zwei bis dreimal im Jahr das Angebot der Teilnahme an kleineren oder größeren Ausflügen zu einschlägigen Zielen und mit wissenschaftlicher Begleitung: Wer etwa im Dezember 2017 den Sebastiansfriedhof in Salzburg besuchte, konnte dort bei Bärenkälte eine gar nicht so kleine Gruppe friererender, aber fasziniert lauschender Vereinsmitglieder dabei erleben, wie sie unter Anleitung Prof. Maximilian Fussls und Dr. Christoph Brandhubers vom Salzburger Universitätsarchiv barocke lateinische Inschriften interpretierten (und sich danach in einem nahegelegenen Kaffeehaus aufwärmten). Im Jahr darauf hätte man bei deutlich besseren Witterungsbedingungen Ähnliches bei der oberösterreichischen Landesausstellung in Enns/Lauriacum beobachten können, wo Dr. Felix Lang und Mag. Bernhard Schlag Begeisterung für die neuesten Ausgrabungen des Stiftes Kremsmünster, die antiken und frühmittelalterlichen Funde der Erzabtei St. Peter in Salzburg oder die Byzanzausstellung auf der Schallaburg 2018 sind andere Ziele, die der Zirkel Antike besucht hat – als nächstes stehen im April 2020 die Handschriftensammlung von Admont und die spätantiken und mittelalterlichen Reste in Pürgg auf dem Programm.

Es bleibt zu wünschen, dass der immer noch kleine Zirkel Antike Salzburg seinen Radius weiter vergrößert, wie er es als Zirkel auch tun sollte – hinsichtlich der Mitgliedszahlen ebenso wie hinsichtlich seiner Tätigkeiten. Interessierte sind herzlich eingeladen, dabei mitzumachen und mitzuhelfen, und finden Weiteres unter <http://zirkel-antike-salzburg.sbg.ac.at/> oder direkt am Fachbereich Altertumswissenschaften der Universität Salzburg! ■

Ein würdevolles Problem

Überlegungen zur politischen Semantik von lateinisch *dignitās*

Oswald Panagl

Die Fußnoten zu diesem Aufsatz finden Sie unter folgendem QR-Code.



I. Vorbemerkung

Der scharfzüngige Meister der Sprache Karl Kraus hat in einem seiner pointierten Aphorismen formuliert: „Würde ist die konditionale Form von dem, was einer ist.“ Abgesehen von der offenkundigen Homonymie zweier deutscher Wortformen steckt hinter diesem Sinnspruch auch die Kritik an einem Bildungsvokabel, das hohes Prestige mit einem schwindenden Gebrauchswert verbindet. Vielleicht zieht man in Sonntagsreden gerade solche Sachverhalte gerne heran, die einem im dürftigen Alltag – scheinbar oder anscheinend – abhandengekommen sind. Wie steht es aber mit dem Pendant zu diesem erlauchten Wort im Lateinischen?

II. Vom Partizip zum Adjektiv: *dignus*

Das Eigenschaftswort *dignus* scheint morphologisch, semantisch und syntaktisch aus der Reihe zu tanzen, wenn man nach einem befriedigenden etymologischen Anschluss sucht und die Konstruktion mit dem Ablativ (*dignus honoribus*) an eine Bedeutung „würdig“ knüpft.

Die Verortung in einem Ableitungsparadigma gelingt durch den Bezug zur Verbalform *decet* „es ziert, ziemt sich“, die innerlateinisch ein reichhaltiges derivatives Feld aufweist und auch im externen indogermanischen Sprachvergleich gut verankert ist. Im lateinischen Wortschatz sei nur beispielsweise auf *decus* „Wertschätzung“, *decor* „Schönheit“, *dēdecus* „Schmach“, im weiteren Konnex auch auf *dexter* „rechts, günstig“, *discō* „lerne“, *doceō* „lehre“ verwiesen¹. Aus dem Umfeld genealogisch verwandter Sprachen bieten sich altirisch *dech* „bester“, vedisch *dās-* „Verehrung“, griechisch *δέχομαι* / *δέκομαι* „annehmen“ oder die armenische Verbform *etes* „sah“ an.²

Wenn man demnach von einer grundsprachlichen Wurzel **dek-* mit der Bedeu-

tung „(an-, auf-)nehmen“ ausgeht, so stellt sich die lateinische impersonale Verbform *decet* als sogenannter Essiv dar, dessen semantische Merkmale die Lesarten „ziemt sich, ziert, passt“ ergeben. Das lateinische Adjektiv *dignus* ist also letztlich eine deverbale *-no-*-Bildung zum angeführten Rekonstrukt, der ursprünglich die Funktion eines Quasi-Partizipiums zukam. Aus den meisten indogermanischen Sprachen, so auch aus dem Lateinischen, kennen wir in dieser Rolle freilich Bildungen auf *-to-* (lat. *lectus, laudātus, monitus*), doch finden sich daneben mancherorts auch alternative Varianten auf das Suffix *-no-*: Im Slawischen hat sich dieses „Allomorph“ völlig durchgesetzt, im Vedischen ist es immerhin bei einigen Verben üblich (*hā-* „verlassen“ – *hīnā-*, *bhid-* „spalten“ – *bhīn-nā-* „gespalten“) oder wenigstens als Nebenform verbucht (*vid-* „finden“ – *vin-nā/vit-tā*, *sad-* „sitzen“ – *san-nā/sat-tā*).³

Die komplementäre Regelung in den germanischen Sprachen verteilt *-to-* auf die schwachen, *-no-* hingegen auf die starken Verben, wovon noch das Neuhochdeutsche Zeugnis ablegt (vgl. *schauen* – *geschaut* vs. *sehen* – *gesehen*; *sagen* – *gesagt* vs. *sprechen* – *gesprachen*).

Im Lateinischen hat sich das *-to-*-Element weitestgehend durchgesetzt, doch gibt es eine morphologische Nische mit „erkennbare(n) Verbalableitungen“.⁴ Echter Konkurrent zum geläufigen Partizipium *plētus* des Verbums (*im*)*plēre* „(an)füllen“ ist das Adjektiv *plēnus* „voll“, das auch in seiner Rektion noch Züge eines Mittelwortes aufweist (vgl. *plenus vino* neben *vini*) und zudem in vedisch *pūr-nā-* (neben *pūr-tā-*) eine aufschlussreiche Parallele offenbart. Das litauische Pendant *pīlnas* hat sich dagegen ebenso wie das bildungs- und bedeutungsgleiche deutsche *voll* aus dem Verbalssystem ausgegliedert.

Weitere transparente *-no-*-Ableitungen zu lateinischen Verben haben in der Folge die Wortart gewechselt und sind – z. T. wohl im Wege der Ellipse – zu Substantiven mutiert: ich nenne nur *signum* „Zeichen“ (eigtl. „Kerbe“) zu *secāre* „schneiden“, mit dem *dignus* auch die banale Assimilation des Stimmtons (*kn* > *gn*) an folgendes *-n-* teilt, *lignum* „Holz“ (eigtl. „Gesammel-

tes“, also „Klaubholz“) zu *legere, tignum* „Balken“ zu *tegere*.

Als Adjektiv mit *dignus* unmittelbar vergleichbar ist wohl *egēnus* „entbehrend, ermangelnd, arm“, das man am besten zum Verbum *egēre* „entbehren“ stellt, wobei LEUMANN⁵ wegen *egestas* „Dürftigkeit“ auch eine Bildung **eges-no-s* zu einem erschlossenen *-es-*-Stamm erwägt.

Fassen wir diese Präliminarien zusammen, so ergibt sich für *dignus* also eine etymologische Bedeutung „angenommen, ausgezeichnet“, die nunmehr auch die auf den ersten Blick befremdliche Konstruktion mit dem Ablativ verständlich macht: „ausgezeichnet mit Ehren, ehrenvoll angenommen“ führt zu einer Interpretation „der Ehren würdig“, wobei ein semantischer Umdeutungsprozess im Spiele ist, den ich an diesem Beispiel mit dem Konzept der Präsuppositionen, also der unausgesprochenen Voraussetzung bzw. des Sinnhorizonts einer verbalen Äußerung (Proposition) in Verbindung gebracht habe.⁶

Das Nomen *dignitās*, dem die folgenden Ausführungen gelten, ist formal bequem als produktive Ableitung auf das italisch, griechisch und indo-iranisch bezeugte Affix *-tāt-* zu erklären: es „bildet Eigenschaftsabstrakta von Adjektiven (*novi-tās, sāni-tās*), dann auch Bezeichnungen von Amt oder sozialer Stellung von Personalsubstantiven (*aedili- civi- heredi- societās*).⁷

III. *Dignitās* – das semantische Spektrum

Zur näheren Bestimmung des Merkmalagregats, das sich hinter dem Bedeutungs- und Begriffskonzept von „Würde“ verbirgt, sei zunächst der lexikographische Zugang von drei ausgewählten Wörterbüchern des Lateinischen zum Vokabel *dignitās* vorgestellt.

Das Handwörterbuch von Reinhold KLOTZ⁸ verbucht unter dem Lemma zunächst eine allgemeine Bedeutung „das Würdigsein, die Würdigkeit“, an die sich einige metonymische Lesarten anschließen: zunächst „Würde, Achtung“ sowie

„Stellung, die aus gewissen Vorzügen hervorgeht“, sodann (in übertragener Verwendung) besonders „amtliche Würde, Amt“, weiters die Eigenschaften von Sachen, gemeint sind also etwa „wichtige Stellung, erhabener Rang“ usw.

Der bewährte und beliebte „MENGE-GÜTHLING“ wählt für das einschlägige Stichwort einen anderen Weg: nach dem Vorbild älterer Taxonomien des Wortschatzes verbindet die Struktur des Artikels vertikale Hierarchien (Archilexem, Hyperonymie – Hyponymie) mit horizontaler Variation im Sinne der traditionellen Synonymik. Das ergibt eine binäre Gliederung nach relativer „Würdigkeit“ zu etwas, „Tüchtigkeit, Verdienst, Verdienen“ (das Lexem wird somit als ‚Funktior‘ bewertet) und absoluter „Würde“: diese gliedert sich auf einer nächsten Stufe in die Alternativen „würdevolle Schönheit, Adel der Gestalt“ usw. (mit den weiteren Ebenen „Pracht, Glanz“ und „Erhabenheit“), sodann „sittliche Würde, Ehrenhaftigkeit, Ehrgefühl“ und metonymisch „äußere Ehre, Achtung, Ansehen“, welches semantische Bündel sich wieder in die Kategorien „Stellung, Rang, Stand“, „Amt, Ehrenstelle“ und (personifiziert) „Würdenträger“ gliedert.

Das für unser Thema besonders zuständige Fachwörterbuch zu Cicero¹⁰ aber gibt zunächst eine Mehrzahl an deutschen Stichwörtern an („Würde, Tüchtigkeit, Verdienst, Ansehen, Schönheit, Bedeutung, Ehre, Rang“) und überlässt die Auswahl des jeweils passenden Ausdrucks dem Interpreten der angeführten Stellen. Die Untersuchung von Prestigewörtern in der römischen Politik nach ihrem Aufschlusswert für die Gesinnung und Gesittung ihrer geistigen Galionsfiguren zählt zu den vornehmen Aufgaben der lateinischen Philologie. Ich nenne als wichtige Vertreter dieser Forschungsrichtung aus wechselnden Generationen nur in bescheidener Auswahl Richard HEINZE¹¹, Friedrich KLINGNER¹², Erich BURCK¹³ und Michael VON ALBRECHT¹⁴.

Mein eigenes Interesse an diesem Sektor wissenschaftlicher Arbeit hat sich aus einer Konvergenz von zwei Schwerpunkten bisheriger Forschungsaktivitäten ergeben: der Beschäftigung mit Spielarten des Bedeutungswandels¹⁵ und der Analyse politischer Sprache in verschiedenen Idiomen und Epochen¹⁶. Gelegentlich haben sich der gelernte Klassische Philologe sowie bekennende Sprachhistoriker und der Spezialist für die Spielarten öffentlicher Rede bereits zu punktuellen Unternehmen zusammengefunden, wie etwa für die Feststellung sprachpolitischer Tabuzonen

mit ihren zugehörigen Euphemismen und zu einer genaueren Durchleuchtung des Schlüsselwortes *clementia* in der späten Republik.¹⁷

Bei meinen bisherigen Vorhaben war ich besonders vom Konzept der sogenannten Fahnenwörter¹⁸ geleitet, das ein Mitforscher so beschreibt: „Die Bezeichnung bringt zum Ausdruck, daß es sich hier um die Wörter einer Parteisprache handelt, deren Funktion es gerade ist, als parteisprachliche Wörter aufzufallen. Sie sind dazu da, dass an ihnen Freund und Feind den Parteistandpunkt, für den sie stehen, erkennen sollen. Wörter wie z. B. *soziale Marktwirtschaft, Mitbestimmung, Bürger in Uniform, antiautoritäre Erziehung* stehen jeweils für ein politisches oder gesellschaftliches Programm. Solche Wörter können in der Tat, wenn man sie ostentativ verwendet, wie eine Fahne wirken, die man hochhält und ins Feld führt – oder auch wie ein rotes Tuch. Die Brisanz ist also bei diesen Wörtern einer Parteisprache keine gewissermaßen unerwünschte Begleiterscheinung, sondern sie werden gerade geprägt und verwendet, damit sich an ihnen die Geister scheiden.“¹⁹

Das Themenwort dieses Beitrags genügt dieser Definition freilich nur mit Einschränkungen. Der Ausdruck ist so uneingeschränkt positiv besetzt und bereits im altrömischen Wertekanon verankert, dass eine Pejorisation und damit ein Wechsel zum ‚Stigmawort‘ kaum denkbar war. Aber ein anderer häufiger semantischer Vorgang des politischen Jargons lässt sich sehr wohl konstatieren: die Aushöhlung der Bedeutung durch floskelhaften Gebrauch und zur Bezeichnung von Personen, Handlungsweisen und Zuständen außerhalb der eigentlichen und triftigen Kernzone von Ansehen und Würde. Das merkmahlhafte Elitewort verliert somit distinktive Merkmale, wird schier beliebig angewendet, verkommt beinahe zum Alltagsvokabel. In drei Bezirken ist *dignitās* mit signifikanter Frequenz anzutreffen: in der Vergegenwärtigung einer vorbildlichen besseren Vergangenheit; in schmeichelhafter Rede gegenüber Partnern, deren Gunst und Gnade für sich oder andere man erhofft; in appellierenden Äußerungen, die diese Eigenschaft beim angesprochenen ‚Gönner‘ erwecken oder situativ nützen wollen.

IV. Aus der Spätzeit der römischen Republik

Die Gesamtzahl der Belege von *dignitās* in der politischen Prosa des Lateinischen

ist kaum *überschaubar*, zumal wenn man keine entscheidende Stelle *übersehen* will. Selbst ein diachroner Längsschnitt durch die zugehörigen Textsorten würde den Rahmen sprengen. Ich habe mich daher für eine selektive Lösung entschieden, die von derselben Person des jeweiligen Adressaten einiger Texte bestimmt ist. Der junge Sallust hat an den reifen Caesar zwei politische Briefe geschrieben, deren lange umstrittene Echtheit nunmehr von den Experten angenommen wird.²⁰ Cicero wiederum hat in seinen späten Lebensjahren vor diesem seinem ‚Adversaire privilégié‘ Reden gehalten, in denen er drei Personen seines Vertrauens und seiner Zuneigung vor dem Machthaber erfolgreich verteidigt: Marcus Marcellus, Quintus Ligarius, Rex Deiotarus. In allen drei Texten spiegeln sich notorische Eigenschaften Ciceros als Autor und Charakter: Gewandtheit, Schlagfertigkeit, Ironie, Eitelkeit, rhetorischer Aplomb.²¹ Aus den insgesamt fünf Texten möchte ich die Passagen vorstellen und knapp interpretieren, in denen *dignitās* in wechselnder kontextueller Einbettung erscheint.

Im zeitlich früher anzusetzenden zweiten Brief stellt Sallust die eigene *modestia* in bewussten Gegensatz zur *dignitās* seines Gegenübers (1, 4). In einem späteren Abschnitt wird die verlorene Würde der Opfer von Caesars Intimfeinden Marcus Cato Uticensis und Lucius Domitius Ahenobarbus (4, 2) pointiert dem Ansehen des Adressaten gegenübergestellt, das seinen Gegnern Anlass zur Trauer bietet (*maeroribus dignitās*: 4, 3). Im weiteren Verlauf (8, 2) lobt der Autor die Gleichsetzung von Rang und Geld im Zuge des Gracchischen Gesetzesentwurfs (*ita coaequantur dignitate pecunia*). In seiner nachfolgenden Kritik an den Privilegien der Nobilität (11, 3) aber hebt Sallust die Trias von *gloria dignitas clientelae* („Ruhm, Ansehen, Anhang“) hervor.

Im wohl später verfassten ersten Brief wird *dignitās* nicht explizit genannt, während von *clēmentia*, *benignitās* und *concordia* als *virtūtes* mehrfach die Rede ist.

Cicero greift in seiner Dankesrede für die Begnadigung des Verbannten Marcus Marcellus tief in die Saiten des angemessenen Funktionalstils und lässt Caesar gegenüber keinen Topos aus der rhetorischen Vorratskiste aus. Schon im ersten Kapitel erwähnt der Redner dessen uneigennütigen Verzicht auf persönliche Rachedenken zugunsten des Ansehens des Senats und der Würde des Staates (*auctoritatem huius ordinis dignitatemque rei publicae*: 1, 3). Wenig später unterstreicht der Rhe-

tor, dass Caesars Großmut der gesamten Gens des Amnestierten, also auch seinen verstorbenen Vorfahren Genugtuung verschafft habe (*quibus tu etiam mortuis ... dignitatem suam reddidisti*: 4, 1). Auch allen in der Kurie Versammelten, also dem ehrwürdigen Senat, hat der Wohltäter Gunst gewährt, sie alle gleichsam zugleich rehabilitiert (*quorum et frequentiam et dignitatem hoc ipso in consessu videtis*: 5, 13).

In der Folge versteigt sich Cicero beinahe zu einem panegyrischen Rundumschlag gepriesener Tugenden: von *incredibilis liberalitas* ist da die Rede, ferner von *singularis sapientia*, um in der breiten Passage zu enden: *tantus est splendor in laude vera, tanta in magnitudine animi et consili dignitas*: „Würde“ steht demnach bewusst an der obersten Stelle der ansteigenden Klimax (6, 19).

Quintus Ligarius, der Begünstigte von Ciceros zweiter Rede, lebte zum Zeitpunkt der Verhandlung, bei der Quintus Aelius Tubero der Ankläger, Caesar selbst aber der Richter war, im Exil. Ihm wurde Hochverrat vorgeworfen, da er auf der Seite der Pompeianer in der Provinz Africa mit dem Numiderkönig Iuba gemeinsame Sache gemacht habe, ehe Caesar bei Thapsos endlich der mühsame Sieg gelang. Ciceros apologetische Leitlinie betont das Postulat der Versöhnung nach dem Bürgerkrieg und die notwendige Beendigung aller reziproker Feindseligkeiten. Neuerlich erscheint Caesar als der Träger aller Hoffnungen und – wenigstens argumentativ – als Inbegriff staatsmännischer Tugenden. In diese Richtung zielt bereits die rhetorische Frage nach den Absichten seines Heeres: *quid egit tuus invictus exercitus nisi uti suum ius tueretur et dignitatem tuam?* (6, 19)

Auch im Bürgerkrieg plädiert Cicero für gleiches Ansehen der beiden Leitgestalten, also von Caesar und Pompeius: *principum dignitas erat paene par* (ebd.). Und für den Angeklagten spreche nicht zuletzt der seinerzeitige Einsatz seines Bruders als Stadtquaestor für die Belange seines jetzigen Richters: *memoria teneo qualis T. Ligarius quaestor urbanus fuerit erga te et dignitatem tuam* (12, 35). Auch in diesem Fall hat Ciceros Einsatz in Verbindung mit einem politischen Klima, das dem Ausgleich der Gegensätze vorübergehend günstig war, seine Wirkung nicht verfehlt.

Den König Deiotarus endlich hat der Redner im November 45 in Caesars Haus gegen den Vorwurf verteidigt, dieser

kleinasiatische Monarch und Parteigänger des Pompeius habe dem nunmehrigen Machthaber nach dem Leben getrachtet, sei also als Staatsfeind einzustufen. Das Verfahren endete ohne klare Entscheidung. Immerhin konnte Deiotarus nach Caesars Tod sogar wieder als Souverän in seine angestammten Rechte eintreten.

Über den Duktus des Textes und die herrschende Atmosphäre, also den Zeitgeist ihres Milieus, aber schreibt Marion GIEBEL²²: „Der Lobpreis Caesars, in den er [scil. Cicero, Anm.] immer wieder einlenkt, ist gefährlich nahe an der Grenze zur Ironie. [...] Mit ihrem Unterton hintergründiger Ironie, doppelbödigen Lobes und latenter Feindseligkeit ist Ciceros Rede ein Zeitdokument für die Stimmung vor den Iden des März.“ Bezeichnenderweise erscheint in diesem Rahmen auch der Gegenbegriff *indignitās*, den Cicero einem der Gegner anlastet (1, 2), an exponierter Stelle. In zwei Passagen ist vom Ansehen Caesars die Rede, gegen das weder von Deiotarus selbst noch von seinen Getreuen verstoßen worden sei (*contra dignitatem tuam*: 4, 12; 15, 42).

Hervorgehoben aber werden in markanter Position jene Eigenschaften, die einen König von braven Menschen in bescheidener Stellung abheben. Diese mögen bloß *frugī* sein, einen Regenten dagegen erwarte man als *fortem, iustum, severum, gravem, magni animi, largum, beneficum, liberalem*. Deiotarus freilich vereinige diese Qualitäten mit den Tugenden *frugalitās, modestia* und *temperantia*, er sei demnach im Besitz der *maxima virtus*.

V. Resümee und Ausblick

Zieht man als Philologe und Linguist eine (Zwischen-)Summe des Aufschlusswertes der hier behandelten Sallust- und Cicero-Stellen und rechnet diese philologische Evidenz – als pars pro toto – zu einem tentativen Befund des politischen Sprachgebrauchs der spätrömischen Republik hoch, so ergibt sich für *dignitās* ein recht klares semantisches Profil. Der Ausdruck ist in dieser Periode nach wie vor ein ‚Hochwertvokabel‘, das im tradierten Kanon verankert ist und als ‚Erbe der Väter‘ die Nachfahren verpflichtet. Das Wort kommt Einrichtungen wie dem Staat oder dem Senat als verbindliches Etikett zu und wird von Personen, die in den beiden Briefen und den drei Reden vorkommen, dringlich erwartet, sogar verlangt. Die Triftigkeit der jeweiligen Postulate und die Frequenz des Gebrauchs erwecken freilich den Eindruck, dass die Verpflichtung auf diese Eigen-

schaft nicht mehr selbstverständlich war, sondern bei jeder Gelegenheit eingefordert werden musste.

Das Merkmalbündel, welches die Bedeutung von *dignitās* ausmacht, enthält die durchwegs positiven Momente von angestammtem Ansehen, erworbenem Verdienst, ehrenhafter Lebensführung, erwiesener Tüchtigkeit und sozialer Geltung. Wenn man das deutsche Äquivalent *Würde* also nicht als einen trockenen, vielleicht sogar obsoleten Buch- und Bildungsbegriff betrachtet, sondern auf seine Etymologie²³ als Abstraktbildung zum Adjektiv *wert*, so ergibt sich eine Bedeutung „Wert(sein)“ als taugliches Übersetzungsäquivalent zur lateinischen Vorgabe.

Besonders prominent tritt der Ausdruck aber gerade im Sprachgebrauch Ciceros in einer Wortverbindung hervor, die auch unseren Ohren in einer Periode der Politikverdrossenheit und des ‚Aussteigens‘ aus öffentlichen Verpflichtungen vertraut klingt. Cicero hat diese Junktur an markanter Stelle nachdrücklich und wirkungsvoll geprägt (de orat. 1, 164): *cum nobis propositum esse debeat cum dignitate otium*. In der Praxis der Briefschreibers Cicero liest sich dieses Programm mit anderer Wortwahl recht ähnlich: *quod honesto otio teneris et statum et famam dignitatis tuae* (fam. 4, 9, 3).²⁴

Als Alternative zum drückenden politischen Tagesgeschäft gewinnt eine Muße ohne Müßiggang, die für den Einzelnen Sinn stiftet und zugleich der Gemeinschaft dient, indes auch in der aktuellen Gegenwart den vielberufenen Sitz im Leben. ■



Impressum 2. Teil

Jährlicher Mitgliedsbeitrag: 30€
Um Ihnen das Magazin „cursor“ zusenden zu können, ersuchen wir um Mitteilung (per Mail oder Post), wenn sich Ihre Daten ändern (Name, Titel, Adresse, E-Mail).

Abbildungsnachweis: S. 22

Bankverbindung:

IBAN: AT12 3400 0000 0165 5745

Raiffeisenlandesbank OÖ

BIC: RZOOAT2L

Druck: Druckerei Haider,
Niederndorf 15, Schönau im Mühlkreis

Auflage: 750 Stück

ISSN 2522-3984

Mythos und Gegenwart – Klassik und Moderne

Orest als griechische Sagengestalt mit zeitlosen Wesenszügen

Oswald Panagl

Er ist einer jener heroischen Jünglinge aus der hellenischen Sagenwelt sowie der tragischen Dichtung, die über ihren mythologischen Lebensraum und Wirkungskreis hinausweisen. Orestes, wie sein vollständiger griechischer Name lautet, ist als Typus wie als Individuum modern, nein: zeitlos, oder noch besser: so gegenwärtig und brisant, als lebte er mit seinem Charakter, seinem Schicksal, seinen Zweifeln, den Bruchlinien seiner Existenz noch mitten unter uns. Dieser unverhoffte Zeitgenosse trägt einen aus heutiger Sicht merkwürdigen Namen: „der auf dem Berg lebt“, der „Gebirgler“. Nur wenig verweist von dieser etymologischen Bedeutung auf einen Königsspross, den Sohn von Agamemnon und Klytämnestra: es sei denn, man deutet die Bergeshöhe als einen abgehobenen und ausgesetzten Ort, einen Platz für Außenseiter, sogar Outcasts, welche die breite Straße des Alltäglichen und Gewöhnlichen meiden (müssen), da ihnen Außenordentliches bevorsteht, ihren Lebenslauf säumt, bedrängt und gefährdet. Sein aus ethischer Sicht prekäres, ja auswegloses Problem besteht darin, dass er den Tod seines Vaters Agamemnon, einen Gattenmord also, den die Mutter Klytämnestra und ihr Geliebter Ägisth auf dem Gewissen haben, nach den sittlichen Normen der Zeit rächen muss. Dazu verpflichten ihn das ungeschriebene Gesetz und der moralische Auftrag der archaischen Epoche. Diesem Diktat steht freilich das Verbot gegenüber, der eigenen Mutter Gewalt anzutun, sie sogar zu töten. In dieser misslichen Alternative zwischen Blutrache und Muttermord entscheidet sich der Sohn gemeinsam mit seiner Schwester Elektra für die ‚vaterrechtliche‘ Lösung. Denn er sieht im Handeln Klytämnestras und Ägisths nur unlautere Machtgier und feige Niedertracht. (Dass Agamemnon mit seiner Geliebten Kassandra, als lebender Kriegsbeute aus dem zerstörten Troja, in Argos einzieht, steht freilich auf einem anderen Blatt!)

In der *Orestie* des Aischylos kommt es daraufhin in Athen zu einem veritablen Gerichtsverfahren: Apollon nimmt für Orest als seinen Schutzbefohlenen Partei, die Erinnyen, die Rachegöttinnen also, vertreten dagegen das urtümliche Mutterrecht. Die Stimmgleichheit ruft Pallas

Athene auf den Plan, die als Präzedenzfall für alle Zukunft entscheidet, dass bei einem solchen Sachverhalt der Angeklagte freizusprechen sei: in dubiis pro reo – „im Zweifel für den Beschuldigten“.

Doch wie geht es mit Orest weiter? In einem Strang der mythischen Überlieferung sucht er mit seinem Freund Pylades das Weite und holt mit raffinierter List seine Schwester Iphigenie aus dem Taurerland, wo sie als Priesterin der Artemis sakrale Dienste verrichtet, zurück in die Heimat. Ein seltsames spätes Drama des Euripides mit Orest als Titelhelden, das der Oper von Manfred Trojahn dramaturgisch zugrunde liegt, stellt einen anderen Plot auf die Bühne. Orest und Elektra werden bereits kurz nach dem Doppelmord von den Bewohnern der Stadt Argos an Leib und Leben bedroht. Doch das Geschwisterpaar und der mutige Freund Pylades bemächtigen sich in trotzigem Aufbegehren Helenas als der eigentlich am Krieg um Troja schuldigen Gattin des Menelaos. Nur das Erscheinen ihrer Tochter Hermione verhindert einen weiteren Mord. Am Ende bereinigt Apollon als ‚Deus ex Machina‘ den scheinbar unlösbaren Konflikt, indem er Orest als Zeichen einer friedlichen Lösung zum Gatten Hermiones bestimmt. Eine wichtige Schaltstelle für die Rezeption und Transformation des antiken Sagen- und Tragödienstoffes bleibe nicht unerwähnt. Johann Wolfgang von Goethe hat in dem „verteufelt klassischen“ Schauspiel *Iphigenie auf Tauris* das Dilemma Orests vertieft, verinnerlicht und in das Humanitätsideal seines Denkens eingebettet. Die von Diana (=Artemis) nach Tauris (eigentlich „ins Taurerland“, „zu den Taurern“) entrückte Iphigenie sehnt sich trotz freundlicher Aufnahme als hochgeachtete Priesterin nach der Heimat zurück: „das Land der Griechen mit der Seele suchend.“ Thoas, der Herrscher über den skythischen Volksstamm auf der Halbinsel Krim, ist zwar von edler Gesinnung, vertritt aber die alten Riten und Normen, wonach jeder Eindringling der Diana als Menschenopfer anheimfällt. Dieses Verdikt soll nun auch Orest und seinen Freund Pylades treffen, die auf Apollons Geheiß das fremde Land aufsuchen, um das Bild der Göttin zu erbeuten und nach Delphi zurückzuholen. So

legte wenigstens der von den Furien – als der ausgelagerten Instanz seiner Gewissensqualen und Schuldgefühle – geplagte Mann die Verheißung Apollons aus: „Bringst du die Schwester, die an Tauris‘ Ufer/ im Heiligtume wider Willen bleibt,/ nach Griechenland; so löset sich der Fluch.“ Doch ist in dieser dunklen Rede in Wahrheit die leibhaftige Schwester Iphigenie gemeint. Bereits als sich die Geschwister erkennen, lösen sich die Verzweigung und Todessucht des schuldig gewordenen Orest, sein umnachteter Geist hellt sich auf und ist zu klarer Vernunft fähig. Doch stellt Thoas, der Iphigenie gern als Frau an seiner Seite sähe, als mächtiger Gegner den Fluchtplan der Griechen in Frage. Seine Truppen sind zu überlegen, und auch der vorgeschlagene Zweikampf zur Entscheidung über Tod und Leben würde nur weitere Gewalt säen. Eine Schneise des wechselseitigen Verstehens öffnet sich, als Orest im Verein mit Iphigenie Kriegslist und trügerische Finten fahren lässt und sich offen zu seiner Absicht und Sendung bekennt. Damit erfüllt und übersteigt sogar der Geist der Aufklärung das archaische Welt- und Menschenbild. In einem berühmt gewordenen Satz, den Goethe einem Darsteller des Orest widmete, fasst der Dichter die Kernaussage seines Stücks zusammen: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.“

Den versöhnlichen Schlusspunkt aber setzt Iphigenie, als sie den König nach dessen resignativem Gebot „So geht!“ zu einer Haltung freundlichen Gewährens umstimmt: „Lebt wohl!“ sind seine und des Dramas letzte Worte. Eine Oper von Ernst Krenek sei an dieser Stelle wenigstens kurz gestreift. *Das Leben des Orest* (1928/29) entwirft als Handlung ein Panorama, das den gesamten Mythenkomplex rund um das Geschlecht der Atriden in modernem Gewande thematisiert. In der Person des Protagonisten zeichnet der Dichterkomponist die „sozial-psychologisch und politisch interpretierte Heimatlosigkeit des Individuums“. Den Gegenwartsbezug betont Krenek auch dadurch, dass am Ende irdische Richter über das Schicksal Orests befinden. Es wirkt dabei wie Ironie, dass letztlich ein glücklicher Zufall bei der Abstimmung seinen Freispruch bewirkt. ■

„Vergeblich klopft, wer ohne Wein ist, an der Musen Pforte“

Eine kleine Weinzeitreise

Bernhard Schlag

Wasser ist ja der Ursprung des Lebens und unabdingbares Überlebenselement für alle Lebewesen. Bereits den frühesten Menschen gab neben dem Hunger auch der Durst ihre Wege und Aufenthaltsräume vor. Wenn auch Wasser immer etwas Göttliches an sich gehabt hat und aus allen frühen Hochkulturen eine Unmenge an Wassergottheiten, Nymphen und Quellgeistern überliefert ist, ist es geschmacklich doch nicht mit Bier und schon gar nicht mit Wein zu vergleichen. Am Beginn dieser kleinen amüsanten Weinzeitreise ist mit Bedauern festzuhalten, dass trotz jahrzehntelanger intensiver (auch praktischer) Recherche doch keine adäquate Quelle im Noricum auffindbar gewesen ist, die das Wunder belegt, dass dank der Hilfe des Dionysos bzw. Bacchus die Verwandlung von Quellwasser in herrlichen Wein gelungen ist. In der Antike scheint dies aber durchaus üblich gewesen zu sein, was zu jährlichen glaubenstechnischen Pflicht-Saufereien einer großen Schar von Pilgern bei den Dionysien oder Bacchanalien und vielen anderen Festen geführt hat.

Weingeschichte – von Mesopotamien nach Rom

Der Ursprung der Weinkelterung geht wohl vom Nahen Osten aus und kann bis ins 6. Jahrtausend zurückverfolgt werden. Die ältesten archäologischen Belege für die Kultivierung der Weinrebe stammen aus der Zeit um 4000 v. Chr. im Raum des heutigen Georgiens. Mit einer ständigen Kultivierung setzte sich der Wein als Trank der Noblen und Betuchten schnell gegen das Bier durch. Im Alten Ägypten wird der Wein in kleinen Mengen produziert und als göttliches Getränk hauptsächlich für Feste und religiöse Zeremonien verwendet und ist nur für eine begrenzte Anzahl von Adligen und Priestern erlaubt. Bereits 1700 v. Chr. ist einem mesopotamischen Gesetzestext festgehalten worden: „Der Wein gehört zu den kostbarsten Gaben der Erde, so verlangt er Respekt und Liebe, wir haben ihm Achtung zu erweisen.“

Wie so vieles in Griechenland hat auch der Wein seine eigene Sage, so soll der Hirte Estafilos seine Schafe beobachtet

haben, wie sie Weinblätter fraßen. Von den Blättern wenig begeistert, probierte er die Trauben. Voll der Freude ob des süßen Geschmackes brachte er sie nach Hause und bemerkte, dass sie, je älter sie wurden, umso „effektvoller“ wurden. Gerade das antike Griechenland verhalf dem Traubensaft, als stark verdünntem Durstlöcher oder purem Spaßförderer bei Festen, zu einem gigantischen Aufschwung. Und im Endeffekt hatte man mal wieder was zum Besteuern und ein neues Thema zum Bemalen der Gefäße. Daneben gewann Wein auch in der medizinischen Anwendung immer mehr an Bedeutung. So meinte schon Hippokrates, dass kaum die Macht der Götter seinen Nutzen erreicht – und wer will schon Hippokrates widersprechen. Varro (De lingua Latina VI 21) gibt folgende Empfehlung: „*Ich trinke jungen und alten Wein: Ich heile eine junge und eine alte Krankheit.*“ So hilft nach Angaben vieler antiker Autoren der Wein gegen Erkältung, Magenleiden, Vergiftungen, Menstruationsbeschwerden und wird generell als eine Art Universalmedizin eingesetzt. Außerdem galt er als besonders wirksames Potenzmittel. Sogar Kunst und Philosophie waren auf seine Unterstützung angewiesen, wie Platon (Phaidros 245a) bemerkt: „*Vergeblich klopft, wer ohne Wein ist, an der Musen Pforte.*“

Ein wahrer Genuss (?)

Freilich muss hier auch erwähnt werden, dass wir uns von der heute üblichen Wein-Konsistenz und -Qualität freimachen müssen. Der antike Wein war ein dickflüssiger, extrem süßer und sehr stark alkoholhaltiger, eigentlich nur vermischter genießbarer Sirup. Und überhaupt galt nur süßer Wein als guter Wein, was uns ja bereits Homer in unzähligen Erwähnungen deutlich aufzeigt. Wie intensiv man sich mit Weinbau und Weinbereitung im alten Rom beschäftigte, zeigen die speziellen Gerätschaften, die unzähligen Ratschläge, bildlichen Darstellungen und ausführlichen Beschreibungen

bei den antiken Schriftstellern. So widmet beispielsweise Plinius der Ältere in seiner Naturgeschichte das ganze 14. Buch dem göttlichen Getränk.

Vor der Lese musste das Presshaus gereinigt und die Presse gewartet werden. Bei der Einstellung der Saisonarbeiter wurde besonders auf saubere Füße geachtet, um Verunreinigungen beim Weintreten vorzubeugen. In Amphoren, Holzfässern oder bis zu 1800 Liter fassenden, mit Pech ausgekleideten *dolia*, fand die Gärung statt. Nach vielen weiteren Schritten der Gärung und Klärung wurde er luftdicht abgefüllt und in *dolia* in der kühlenden Erde vergraben oder in Amphoren, Schläuchen und Fässern in der *cella vinaria* (Weinkeller) gelagert. Damit macht die Aufforderung von Horaz (c. III 21, 4 ff.) an den Weinkrug „*herabzusteigen*“, eben in den kühlen Weinkeller, erst Sinn. Die besseren Sorten wurden häufig in der Rauchkammer (*apotheca*), im ersten Stock gelagert, wie uns Columella (I 6, 20) rät. Kritik an dieser Methode, den Alterungsprozess des Weins durch Rauchbehandlung zu beschleunigen, gibt uns neben anderen auch Plinius (hist. nat. XXIII 40) – wie überhaupt fast jeder „bessere“ Römer sich berufen fühlte, sich mit dem Weinbau zu beschäftigen und dies auch mit entsprechenden Texten und Empfehlungen kundzutun.



Abb. 1: Siebgefäß zum Mischen mit Wein, (3. Jh.), Museum Lauriacum/Enns, Bild: E. Grillnberger

Der Vorliebe des „Weinverbesserns“ entsprechend, waren spezielle Gefäße und Siebe zur Reinigung des Weines von seinen festen Verbesserungszusatzstoffen notwendig. Eine äußerst seltene Form eines Weinsiebs (Abb. 1) stammt aus Lauriacum/Enns und wird in das ausgehende 2. Jahrhundert datiert. Wenig begeistert von Beimischungen war Columella (XII 19, 1), denn er meinte, dass jede Weinsorte, die ohne Zusatz dauerhaft ist, die beste sei und ihr natürlicher Geschmack das Beste sei.

Von weiß bis schwarz

Im Allgemeinen unterschied man farblich zwischen *vinum album*, Weißwein und *vinum atrum*, Rotwein. Dazwischen gab es natürlich zahlreiche Nuancen. Plinius nennt weiters *vinum flavum* (gelb), *vinum sanguineum* (blutrot) und *vinum nigrum* (schwarz). Dementsprechend gab es eine Fülle von Sorten (bislang kennt man etwa 185), die sich grob in *vinum austerum* (trocken), *vinum tenue* (vermutlich halbtrocken) und *vinum dulce* (süß) einteilen lassen. Der Großteil des Weines musste nach einem Jahr getrunken werden als *vinum rusticum*. Mindestens ein Jahr hingegen sollte der Wein als *vinum vetus* überstehen, um dann auch das Doppelte zu kosten. Echte, lagerfähige Qualitätsweine waren selten und hatten entsprechend ihren Preis. Spitzenreiter war der Surrentiner, der ein Minimum von 25 Jahren reifen musste. Der Albaner musste etwa 15 Jahre reifen, einen guten Sabiner ließen die Römer etwa sieben Jahre liegen, den Cumaner und einen Nomentaner etwa fünf Jahre.

Bevorzugte man in Rom anfangs den importierten griechischen Wein, der zur Konservierung mit Meerwasser versetzt wurde, schafften die römischen Winzer im Laufe des 1. vorchristlichen Jahrhunderts auch den, wie man heute sagen würde, internationalen Durchbruch mit ihrem berühmten Falerner. Die salzige Geschmacksvariante blieb übrigens beliebt und die Römer stellten ihren „Wein nach Art der Griechen“ mit beigefügtem Most und geröstetem Salz her (Cato, agr. 24, 105). Dieser stand ganz im Gegensatz zum süßen Likörwein, dem *passum*. Galt Cäsar noch als frivoler Prasser, weil er bei einem Festmahl vier verschiedene Weinsorten kredenzte, waren kurze Zeit später weit über 180 verschiedene Weinsorten im Angebot. Als Wein erster Güte galt der Caecuber aus Terracina, gefolgt vom bereits erwähnten Falerner von den Hängen des nördlichen Kampenien. Dieser sollte möglichst alt sein, was

Martial in seinen Epigrammen (XIII, 111) bewog bissig über diese Vorliebe zu alten Weinen zu spotten: „Der Falerner kam von Sinuessas Weinbauern, wer damals Konsul war, als er eingelagert wurde, fragst du? Es gab noch keinen!“ An dritter Stelle standen der „vornehme Fusel“, wie Caligula zu sagen pflegte, die Weine aus den Albaner Bergen, aus der Gegend um Sorrent und um Messalina auf Sizilien. (Plinius, hist. nat. 14, 64)

Knapp ein Drittel der Weinproduktion wurde jedoch als junger Wein mit Honig versetzt und als Aperitif genossen, der Rest wurde gekeltert, mit Asche, Harz oder Meerwasser geklärt und anschließend mit allen möglichen und unmöglichen Gewürzen und Zusätzen versehen. Ton, Marmorstaub und Gips, Bohnenmehl, Asche und Harz sind zumindest nicht extrem gesundheitsschädigend, im Gegensatz zum Mischen mit *sapa* oder *defrutum*, dem eingedickten Traubenmost. *Sapa* wurde zu einem sirupartigen Konzentrat meist in eigenen Bleigefäßen gekocht, wobei Bleizucker entstand und dadurch der Wein hochgradig kontaminiert Verwendung fand. Wein diente aber nicht nur als begehrter Durstlöscher, er wurde als Produkt einer sekundären Gärung als Essig, *posca* verwendet (Columella, 12, 5 & 17). Im Kochbuch des Apicius, *De re coquinaria*, wird unverdünnter Wein zudem explizit als beliebtes Würzmittel öfters erwähnt.

In „rebenfreien“ Regionen versuchte man aus vergorenen Fruchtsäften von Äpfeln, Birnen und Quitten, aber auch aus Granatäpfeln, Kornelkirschen und Speierlingsfrüchten eine Art Obstwein zu produzieren. Gekippten Most nannten die Römer *vappa*. Dieser wurde entweder billigst verkauft oder für *posca* verwendet. Sehr beliebt und als gesundheitsfördernd galt den Römern auch das *mulsum*, der Honigwein. Je nach Geschmack verdünnt oder vermischt mit Gewürzen, vor allem aber über Wochen in Tongebinden zur Gärung gelagert, war *mulsum* ein beliebter Aperitif, um die „Därme vor dem Essen durchzuspülen“. Der hundertjährige Romilius Pollio soll, von Kaiser Augustus gefragt, wem er seine gute körperliche und geistige Verfassung verdanke, geantwortet haben: „Innen dem *mulsum* und außen dem Öl.“ (Plinius, nat. hist. 22, 113)

Weingeschichten – eine Aus-Lese

Da Wein bei den Römern als Grundnahrungsmittel galt, musste er – gesetzlich geregelt – billig sein. Wein war somit nicht nur der wohlhabenden Schicht vorbehalten,

auch das Volk, die Soldaten und selbst Sklaven wurde er in ausreichender Menge gegönnt. Übrigens gab es eine Weinzulage für alle Sklaven, wie Cato berichtet, die in der arbeitsfreien Zeit gefesselt waren (Cato, De re rustica 57).

Obwohl der größte Teil des Weines in den „gefräßigsten Bauch“ – die Stadt Rom – floss, wurde Wein zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor im gesamten Imperium. Schätzungen nach lag allein in der Stadt Rom der Weinkonsum zwischen 1 und 1,5 Millionen Hektoliter pro Jahr. Damit verbunden blieben Betrügereien nicht aus. Das Verschneiden von edlen Tropfen mit billigem Wein und falsche Etiketten waren trotz drakonischer Strafen an der Tagesordnung. Die Weinpanscherei scheint so alt zu sein wie der Weinbau selbst. In Pompeji prangern Graffiti an den Außenwänden der Tavernen betrügerische Wirte an: „Uns gibst du Essig und selber säufst du Wein.“ Sogar die Farbe versuchte man zu verändern, wie dieses Rezept von Apicius (De re coquinaria, I, 6) offenbart: „Gib Paste aus Bohnenmehl oder drei Eiweiß in die Flasche und schüttle sehr lange. Am

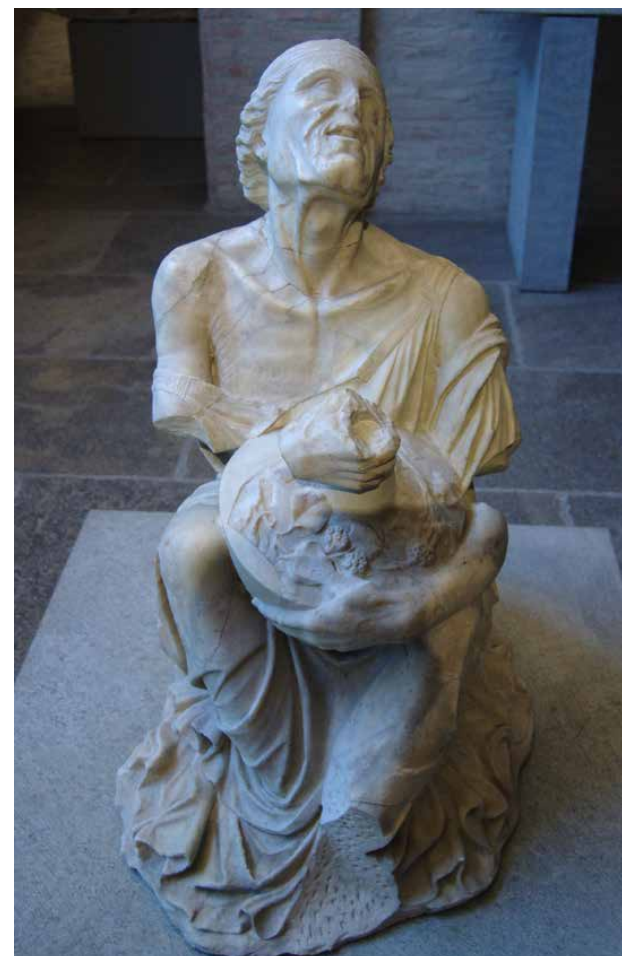


Abb. 2: Trunkene Alte (römische Kopie), Glyptothek, München, Bild: B. Saint-Pol (Wikipedia)



Abb. 3: Luxus in der Provinz, römische Gerichte für den Filmdreh zur Landesausstellung 2018, Bild B. Schlag



Abb. 4: Schaftblock des Grabbaus für den Weingroßhändler Publius Tenatius Essimnus. Auf der hier sichtbaren Seitenfläche sind eine Weinheber-Szene und links unten Weinfässer dargestellt; Original in der Archäologischen Staatssammlung München, Abguss im Römermuseum Kastell Boiotro in Passau, Bild SRI – Hemmers/Traxler

nächsten Tag wird er weiß sein. Asche von weißem Rebenholz macht dasselbe.“

Ein immer wieder heiß diskutiertes Thema ist der mit Wasser g'spritzte Wein. Einige Historiker lassen die Römer nur puren Wein trinken und befördern somit alle Römer in den schweren Alkoholismus – wie uns Plautus mehrmals in seinen Komödien eine alte Säuerin als „*Viel-Und-Pur-Trinkerin*“ vorstellt (Abb. 2, S. 77). Horaz widerlegt das Purtrinken, denn wer wollte damals schon mit einem barbarischen Skythen oder Thra-ker verglichen werden.

Grundsätzlich gab es keine fixen Regeln für die Mischverhältnisse. Jahreszeit (ob kalt oder warm gemischt), Tageszeit sowie Geschmack und Laune konnten sie beeinflussen. Zum Frühstück stark verdünnt, mittags nur noch verdünnt, zum Nachmittagsimbiss schwach verdünnt und zur Cena am Abend, ja da ging es richtig los. Aber es gab sicher genug Römer, die sich an solche Daumenregeln nicht hielten. In Pompeji sind über 200 Tavernen bzw. *Cauponae* archäologisch fassbar, deren Wirte mit Alkohol viel Geld machen wollten. Aber auch im trauten Heim wurde gnadenlos gebechert. Wohl bekannt sind die römischen Gastmähler, die in der Literatur meist als Besäufnisse ersten Ranges mit allen erdenklichen und unvorstellbaren Freuden und Genüssen dargestellt werden. Daneben gab es aber auch die *comissationes*, bei denen man sich an die hohen Ansprüche der griechischen Symposien anzulehnen versuchte, was wahrscheinlich auch nur mit einem gewissen *Quantum* an Alkohol-Input gelang. (Abb. 3)

Aber: Keine Regellosigkeit ohne Ausnahme, so war gemischter Wein beim Opfern strengstens verboten.

Die Aufhebung des republikanischen Gesetzes zum Weinverbot für Frauen trieb den Weinverbrauch nach Mitteilung einiger antiker Schriftsteller rapid nach oben. Keine Römerin, die sich am Weinkasten bedient, muss nunmehr Angst haben, den Hungertod sterben zu müssen oder vom Ehemann zu Tode geprügelt zu werden für ein Schlückchen Wein – übrigens eine straffreie Angelegenheit für den Ehemann (Plinius, hist. nat. XIV 89). In diesem

Zusammenhang begründet Cato (Gellius, X 23) den Brauch des Begrüßungs- und Verwandtenkusses, den so könne man sofort feststellen, ob sich eine Frau über das Weinverbot hinweggesetzt hat. Sueton (De Vita Caes. Augustus 65, 3) berichtet, dass Kaiser Augustus ohne Erfolg seiner Tochter den Weinkonsum verbot, während seine Frau sich rühmte, dass sie ihr hohes Alter und gutes Aussehen allein dem Wein verdanke (Plinius, hist.nat. XIV 60). Seneca (ep. 95, 20f.) beschreibt diese Zeit vortrefflich: Heutzutage durchschwärmen die Frauen genauso die Nächte. Sie trinken ebenso viel und übertreffen die Männer sogar an Weinkonsum.

Wo und ab wann bei uns im heutigen Österreich Wein angebaut wurde ist trotz einiger Anmerkungen in der antiken Literatur nicht gesichert. Eine Passage aus der Legende des hl. Severin (Eugippius, IV/6 & 7) lässt jedenfalls darauf schließen, dass es an der Donau Weinberge gab. Der Heilige zog sich bei Favianis/Mautern in eine kleine Zelle *ad vineas* zurück. Fragmente von Amphoren belegen, dass man eben auch in der Provinz Noricum nicht auf einen guten Tropfen aus dem Adriaraum, dem östlichen Mittelmeergebiet oder von der iberischen Halbinsel verzichten musste. Ein herausragender Beleg ist der Grabbauquader eines Weingroßhändlers aus Passau. Publius Tenatius Essimnus stammte aus Iulia Tridentum, dem heutigen Trient. Auf der hier sichtbaren Seitenfläche des Schaftblockes des Grabbaus sind eine Weinheber-Szene und links unten Weinfässer dargestellt (Abb. 4 & 5). Es darf davon ausgegangen werden, dass er mit dem Wein aus seiner Heimat gute Geschäfte gemacht hat.

Steindenkmäler belegen zudem, dass das Thema Wein nicht nur auf den reinen Konsum beschränkt war, sondern auch in der Ikonographie eine wichtige Rolle spielte. Im sepulkralen Bereich sind Motive der Weinranken, der Weinlese und Traubenverarbeitung im Kontext mit Dionysos und Eroten nicht selten. Selbst der Weinkonsum an sich fand dort Verwendung, wie die Darstellung eines Totenmahles auf einem Grabbau aus Lauriacum deutlich zeigt (Abb. 6).

Bibamus und die Folgen

Auch die Folgen von übermäßigem *bibamus* scheint den antiken „Genießern“ nicht unbekannt gewesen zu sein. *In vino veritas* war bereits in der Antike eine weitverbreitete Volksweisheit. Laut Tacitus (Ger. 22) hielten die Germanen Beratungen in



Abb. 5: Weinheber in Aktion, Szene vom Filmdreh zur Landesausstellung 2018, Bild: S. Traxler



Abb. 6: Grabrelief mit Mahlszene (3. Jh.), Museum Lauriacum/Enns, Bild: B. Schlag



Abb. 7: Rheinischer Spruchbecher (3. Jh.), aus dem römischen Vorgängerbau der Basilika St. Laurenz Enns-Lorch, [ITERVM (Nochmals [gieße ein!]), BIBAMV[S], BIBAMV[S PIE] (Trinken wir! Trinken wir [andächtig!]), TENE ME (Halte mich!) und VINCIS (Du siegst), Bild: W. Sauber (Wikipedia)

trunkenem Zustand ab, weil sich angeblich zu keiner anderen Zeit das Herz leichter für aufrichtige Gedanken erschließt oder für hohe Gedanken erwärmen könne. Übrigens: Eines der frühesten Beispiele für einen Fall von exzessivem Alkoholkonsum wird um 3000 v. Chr. aus einem der Königsgräber von Memphis Ägypten erwähnt: „Seine irdische Wohnstätte war von Wein und Bier gepachtet und zerschlagen worden/ und sein Geist flüchtete, bevor er gerufen wurde.“

Im alten Rom konnte übermäßiger Alkoholkonsum sogar karriereförderlich sein. Der größte Trinker aller frühen Zeiten soll Novellius Torquatus Tricongius aus Mailand gewesen sein, der Kaiser Tiberius seine Kunst vorführte und es so bis zum Prokonsul brachte. Zehn Liter Wein leerte er angeblich in einem Zug, wie Plinius im 14. Buch seiner Naturgeschichte im Kapitel über die Trunkenheit überliefert. Man unterschied dabei sehr exakt zwischen einem einfachen Rausch und einem chronischen Rauschzustand. Spaßbremsen wie Seneca und Plinius verurteilten beides, andere hingegen wie Martial erwähnten gerne ihr persönliches Limit, bevor sie einen Rausch hatten, knapp zweieinhalb Liter leicht verdünnter Wein. Kein Problem, denn es gehörte auch zum guten Ton, sich für eine Essenseinladung mit einem Mammutrausch und mehrmaligem Übergeben zu bedanken. Ein ordentlicher Rausch dient ja entsprechend den Ratschlägen manch eines Medicus auch zur Reinigung des Körpers. Nach Athenaios erkannte Aristoteles die Typologie der Folgen dieses

vermeintlichen Reinigungsrituals, so fallen vom Wein Berauschte aufs Gesicht, hängen die Bierrauschigen auf den Hintern. Auch für eine häufig beklagte Folgeerscheinung von übermäßigem Weinkonsum, das Kopfweg, hatten die Menschen in der Antike Rezepte. Entweder untermengen an Kohl essen oder einen Amethyst im Krug oder Becher deponieren, verhindern bereits im Vorfeld das lästige „Schädelweh“. Experimentelle Archäologen berichten, wohl aus leidgeplagter Selbsterprobung, dass beides nicht funktioniert. Eine ähnliche Wirkung gegen Rausch und Kater am Folgetag hat nach Plinius ein Glas Wasser mit Safran, wobei alleine Kränze aus Safran die Trunkenheit mildern können. Dennoch gilt, wie es ein schlauer Römer auf seinem Grabmal (CIL VI 15258) festgehalten hat: BALNEA, VINA, VENUS CORRUMPUNT CORPORA NOSTRA/SED VITAM FACIUNT: BALNEA, VITA, VENUS (Abb. 7) Zu guter Letzt, ein wohlgemeinter Rat des Lucius Apuleius (Flor. 20, 2):

DER ERSTE BECHER IST FÜR DEN DURST – DER ZWEITE FÜR DIE FRÖHLICHKEIT – DER DRITTE FÜR DEN GENUSS – DER VIERTE FÜR DEN UNWOHLSEIN. ■

Antike Autoren und der Wein:

- Marcus Gavius Apicius, *De re coquinaria*
- Lucius Apuleius, *Florida*
- Lucius Iunius Moderatus Columella, *De re rustica*
- Marcus Porcius Cato, *De agricultura*
- Eugippius, *Vita Sancti Severini*
- Aulus Gellius, *Noctes Atticae*

- Quintus Horatius Flaccus, *Epoden*
- Quintus Horatius Flaccus, *Carmen saeculare*
- Quintus Horatius Flaccus, *Sermones*
- Marcus Valerius Martialis, *Epigrammaton libri duodecim*
- Platon, *Phaidros*
- Gaius Plinius Secundus, *Historia naturalis*
- Lucius Annaeus Seneca, *Epistulae morales*
- Gaius Suetonius Tranquillus, *De vita Caesarum*
- Publius Cornelius Tacitus, *Germania*
- Marcus Terrentius Varro, *De lingua Latina*

Literatur

- J. André, *Essen und Trinken im alten Rom*, Stuttgart 1998
- B. Cech, *Technik in der Antike*, Darmstadt 2010
- B. Cech, *Lukullische Genüsse*, Darmstadt 2013
- A. Giardina (Hg.), *Der Mensch der römischen Antike*, Frankfurt a. M. 1991
- M. Junkelmann, *Panis militaris*, Mainz 1997
- H. Mielsch, *Die römische Villa. Architektur und Lebensform*, München 1987
- G. Pacensky u. A. Dünnebiel, *Kulturgeschichte des Essens und Trinkens*, München 1999
- E. Stein-Hölkeskamp, *Das römische Gastmahl: Eine Kulturgeschichte*, München 2010
- S. Traxler, F. Lang, B. Schlag, *Die Rückkehr der Legion. Römisches Erbe in OÖ*, Linz 2018
- W. Tietz, *Hirten, Bauern, Götter. Eine Geschichte der römischen Landwirtschaft*, München 2015
- H. Ubl, *Forschungen in Lauriacum*, Sb I/2 Katalog der Ausstellung, Enns 1997
- K.-W. Weeber, *Die Weinkultur der Römer*, Düsseldorf/Zürich, 2005
- K.-W. Weeber, *Luxus im Alten Rom, I: Die Schwelgerei, das süße Gift*, Darmstadt 2008,
- K.-W. Weeber, *Alltag im Alten Rom, Das Landleben*, Darmstadt 2012

Benedictus Europae Patronus – Litterarum Pugna Latina

VIII. Benedictus-Lateinwettbewerb 2019

Ursula Zödl

Bereits zum achten Mal fand der internationale Benedictus-Lateinwettbewerb von 9. bis 11. Oktober 2019 im Stift Melk statt. 50 Schülerinnen und Schüler aus 28 Schulen, vier davon aus Deutschland, beschäftigten sich in einer vierstündigen schriftlichen Klausur mit dem Leben, Wirken und der Regel des hl. Benedikt.

Tag 1 – Adventus

Der erste Wettbewerbstag stand ganz im Zeichen des Ankommens und Kennenlernens. Die Schülerinnen und Schüler sowie ihre Begleitlehrerinnen und Begleitlehrer bezogen ihre Quartiere und kamen zu einer Eröffnungs- und Vorstellungsrunde in den Tagungsräumen des Stiftes Melk zusammen. Nach einleitenden Worten von Abt Georg Wilfinger und im Beisein des emeritierten Abtes Burkhard Ellegast, der den Benedictus-Wettbewerb im Jahre 2000 ins Leben gerufen hatte, stellten die Schülerinnen und Schüler sich und ihre Schulen mit selbst gestalteten Plakaten vor.

sich auch der Gewinner der Kategorie L6/6+, Johannes Spreitzer: „Aber was ist überhaupt unter „Gott suchen“ zu verstehen? Wer sich hin und wieder Gedanken über das eigene Leben macht, wird bald erkennen, dass die moderne Konsum- und Selbstverwirklichungsgesellschaft einen nicht außer Acht zu lassenden Fortschritt gegenüber bisherigen Gesellschafts- und Herrschaftsformen bedeuten mag, was die individuelle Freiheit betrifft, aber eines nicht bieten kann: Erfüllung. Die Gesellschaft suggeriert, dies sei lediglich ein quantitativer Mangel: Wenn man nur noch mehr und noch bessere Produkte konsumiert, seine systemangepassten Pläne noch weiter vorantreibt, ..., dann wird diese innere Leere schon verschwinden. ... Es geht wohl gar nicht so sehr um die Veränderung der äußeren Lebensumstände; vielmehr muss man im alltäglichen Leben, was immer man auch tut, gleichsam aus sich selbst heraustreten ...“



Mag. Satzler, Mag. Piati-Zeilinger, Mag. Zeman, Mag. Zödl, Abt Georg, Mag. Bichler, Mag. Schlögl, Mag. Schützenhofer – Lateinprofessoren SG Melk

Tag 2 – Pugna & Academia

Die Schülerinnen und Schüler übersetzten und interpretierten in einer vierstündigen Klausur lateinische Texte zur Regel und zum Leben des hl. Benedikt, wobei es einerseits um die Anlage eines Klosters und den Tagesablauf der Mönche (L4), andererseits um das Procedere der Aufnahme in die Klostergemeinschaft und um Handwerker im Kloster ging (L6/6+). Bei der Interpretationsaufgabe waren auch Ausführungen zur Bedeutung von „Gott suchen“ im Zusammenhang mit dem Vergleichstext „Homo quaerens“ (aus: kurier.at, 19.9.2019) gefordert. Diese Frage stellte

Währenddessen besuchten die begleitenden Professorinnen und Professoren einen Vortrag von Frau Univ.-Prof. Dr. Dorothea Weber von der Universität Salzburg über bedeutende Neufunde christlicher lateinischer Literatur in den letzten 15 Jahren.

Nach einer Stärkung bei Kaffee und Kuchen folgten ein interessanter Rundgang durch das Stiftsarchiv mit Pater Ludwig Wenzl, die Besichtigung des Gartenpavillons und der dortigen exotischen Fresken des österreichischen Rokoko-Malers Johann Wenzel Bergl unter der Leitung von Pater Martin Rotheneder sowie das gemeinsame Mittagsgebet in der Stiftskirche.

Einen Abschluss fand dieser ereignisreiche Vormittag bei einem gemeinsamen Mittagessen, wo sich die begleitenden Lehrkräfte von den Eindrücken ihrer Schülerinnen und Schüler von der Klausur berichten ließen. Der Rest des Tages stand allen zur freien Gestaltung zur Verfügung.

Tag 3 – Festum & Profectio

In den feierlichen Räumlichkeiten des Kolomanisaals fand am dritten Tag des



Blick über den Kolomanisaal

Wettbewerbs die Siegerehrung statt. Aus zwei Kategorien wurden jeweils 3 mit Geldpreisen dotierte Siegerinnen und Sieger ausgezeichnet.

Kategorie L6/6+

1. Johannes Spreitzer (Bischöfliches Gymnasium Augustinum Graz)
2. Christoph Braun (Egbert Gymnasium Münsterschwarzach [D])
3. Joseph Wladika (BG/BRG Biondekgasse Baden)

Kategorie L4

1. Alexander Rinsche (BG/BRG Stockerau)
2. Barbara Grundner (BORG Wr. Neustadt)
3. Sophie Ginhör (Schottengymnasium Wien)

Anerkennungspreise (alphabetisch)

- Maia Horak (BG/BRG Klosterneuburg)
 Anabel Kaiser (PG18 Albertus Magnus-Gymnasium Wien)
 Paul Kneidinger (Stiftsgymnasium Wilhering)
 Andrea Mann (Gymnasium bei St. Stephan, Augsburg [D])
 Susanne Pflügl (Bischöfliches Gymnasium Petrinum Linz)
 Gracia Prüm (Benediktinergymnasium Ettal [D])
 Magdalena Stockenreiter (BRG Waidhofen/Ybbs)

Gratulatur vobis!

Neben einer musikalischen Umrahmung durch den Unterstufenchor des Stiftsgymnasiums Melk gratulierten in festlichen Ansprachen die geladenen Ehrengäste LSI (der Stadt Wien) Dr. Michael Sörös und LSI Mag. Brigitte Wöhler. Sie wiesen auf die Bedeutung der alten Sprachen und die Werte der benediktinischen Regel und Lehre für unser heutiges Leben hin und gaben den Schülerinnen und Schülern mit auf den Weg, nie ihren Eifer und ihre Begeisterung zu verlieren.

Weiters durften alle Anwesenden auch in diesem Jahr einer lateinischen Rede von Abt Burkhard Ellegast beiwohnen: „Sanctus Benedictus fuit homo sicut et nos, et etiam ille totam vitam discere debebat. ... Abbas monasterii omnes actiones domus suae agat. Sed tamen, si in monasterio praecipua agenda sint, convocet omnem congregationem, ut audiat consilium fratrum, quia saepe Dominus iuniori revelat, quod melius est.“ ■



Alle Preisträger bei der Preisverleihung im Kolomanisaal



Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Dorothea Weber



In den Tagungsräumen bei der Vorstellung

Amor als Honigdieb – und Parfumeur

Eine „Bienenstichreise“ durch die Jahrtausende

Renate Glas

Die Geschichte des Bildes erzählt, wie der Liebesgott Amor versucht eine Bienenwabe zu stehlen, dann aber von Bienen gestochen wird. Schmerzerfüllt beklagt sich Amor bei seiner Mutter Venus, dass so kleine Tiere so große Schmerzen verursachen können. Venus aber erwidert ihrem Sohn mit dem Vergleich: „Bist du nicht auch wie die Bienen, mein Kleiner, der du so grausame Wunden schlägst?“

Lucas Cranach der Ältere malte gleich mehrere Versionen zum Thema „Venus und Amor“. Insgesamt soll es bis zu 27 unterschiedliche Arbeiten geben, von denen unter anderem welche in der Sammlung der Berliner Gemäldegalerie und in der National Gallery in London zu finden sind.

Lucas Cranach, unter anderem mit Martin Luther befreundet, interpretiert diese klassische Geschichte von Amor als Honigdieb protestantisch. Die erotische Darstellung der Venus symbolisiert die Versuchung. Mit der Szenerie des Honigdiebes Amor zeigt uns Cranach, dass Freude auch oft mit Schmerz vermischt ist.

Auf dem Bild findet sich das folgende lateinische Distichon (Georgii Sabini Epigrammata de Cupidine, 1544):

DUM PUER ALVEOLO FURATUR MELLA CUPIDO
FURANTI DIGITUM CUSPITE FIXIT APIS
SIC ETIAM NOBIS BREVIS EST PERITURA VOLUPTAS,
QUAE PETIMUS, TRISTI MIXTA DOLORE NOCET.

Während der kleine Cupido Honig aus einem Bienenkorb stahl, stach eine Biene dem Dieb mit ihrem Stachel in den Finger. So ist auch die Lust, die wir anstreben, für uns kurz und nicht von langer Dauer, und mit traurigem Schmerz vermischt schadet sie.

Georg Sabinus, der eigentlich Georg Schuler hieß, war ein deutscher Dichter und Diplomat im 16. Jahrhundert. Als Professor der Poesie und Beredsamkeit war er Gründungsrektor der Albertus-Universität Königsberg. Die literarische Vorlage für das Motiv, das Cranach in großer Anzahl variierte, lieferte der griechische Dichter Theokrit, der im 3. Jahrhundert vor Christus lebte. In seinen Idyllen berichtet der Dichter, wie Amor den Honig der Bienen stiehlt, die ihn daraufhin stechen. Seinen Schmerz darüber klagt er seiner Mutter Venus, der Göttin der Schönheit und Liebe. Venus antwortet ihrem klagenden Sohn: „Du bist den Bienen gleich, da du so klein bist und doch so große Schmerzen verursachst.“ Venus offenbart ihrem Sohn, dass die Wunden seiner Pfeile schmerzhafter seien als die Stiche der Bienen. Theokrit legt damit den Schwerpunkt seiner Erzählung auf die Betonung der Macht Amors und gibt dem Leser keine moralische Lehre.

Das griechische Original: ΘΕΟΚΡΙΤΟΥ ΕΙΔΥΛΛΙΑ XIX. ΚΗΠΙΟΚΛΕΙΠΤΗΣ

τὸν κλέπταν πὸτ' Ἔρωτα κακὰ κέντασε μέλισσα
κηρίον ἐκ σίμβλων συλεύμενον, ἄκρα δὲ χειρῶν
δάκτυλα πάνθ' ὑπένυξεν. ὁ δ' ἄλγες καὶ χέρ' ἐφύση
καὶ τὰν γὰρ ἐπάταξε καὶ ἄλατο, τὰ δ' Ἄφροδίτα
ᾤδεῖξεν τὰν ὀδύναν καὶ μέμφετο, ὅττι γε τυτθὸν
θηρίον ἐστὶ μέλισσα καὶ ἀλικά τραύματα ποιεῖ.
χὰ μᾶτηρ γελάσασα: τί δ'; οὐκ ἴσος ἐσσι μέλισσαις;
ὡς τυτθὸς μὲν ἔφους, τὰ δὲ τραύματα χάλικα ποιεῖς.

Die lateinische Version in der Übersetzung von Stephens:

Improba apis quondam furem confixit Amorem
dum rapit ille favos alvearibus, articulosque,
undique perstrinxit summos. Dolet ille manumque
exsufflans, pede pulsat humum laesumque parenti
ostendit digitum, et queritur, quod tantula visu
bestia, quam sit apis, tantum det acumine vulnus.
Cui tum subridens mater: „Quid? Non apis et tu
es similis, qui tantillus das vulnera tanta?“



Venus mit Amor als Honigdieb,
Kopie nach Lucas Cranach der Ältere, ca. 1580–1620



**Venus mit Amor als Honigdieb,
Lucas Cranach der Ältere, 1537**

Idylle Theokrits, XIX Der Honigdieb

Einmal Eros, den Dieb, stach übel ein Bienenchen, als Waben
Er aus den Stöcken geplündert; die Spitzen der sämtlichen Finger
Setzte der Stachel in Gluten; er hauchte im Schmerz sich die Hand
an,
Stampfte den Boden und sprang in die Höh' und wies Aphroditen,
Was für Weh' ihm geschehen, und jammerte, dass ein so winzig
Tierlein die Biene doch sei und mache so mächtige Wunden.
Lachend die Mutter darauf: Gleichst nicht du selber der Biene?
Wie bist winzig auch du, und machest so mächtige Wunden!

Cranachs künstlerische Rezeption des Mythos setzt einen anderen Akzent. Alle Varianten des Themas sind mit einer moralisierenden Inschrift versehen, die den Betrachter vor der Wollust der Venus und ihren verderblichen Konsequenzen warnt.

Auf Cranachs Bildvariationen dieses Themas gibt es auch eine andere Version der lateinischen Inschrift von Philipp Melanchthon (Epigrammatum Philippi Melanchthonis lib. III):

Pungit apis puerum Veneris dum roscida mella
furatur, sic sunt dulcia mixta malis.

Eine Biene sticht den Knaben der Venus,
während er Honig, der wie Tau herabtropft,
stiehlt, so ist Süßes mit Üblem vermischt.

Die deutsche Modedesignerin, bildende Künstlerin und Illustratorin Mari Otberg versetzte den Honigdieb Amor ins 21. Jh. Er taucht in einer Werbung der Firma NÄGELE & STRUBBEL auf. Amor selbst ist nach wie vor der neckische kleine beflügelte Liebesgott, der traurig zu seiner Mutter aufblickt. An Stelle der Bienen allerdings ist ein Parfumflakon zu sehen. Fraglich ist, ob das Verspritzen des Parfums Schmerzen verursacht – was bei einer Parfumeriewerbung eher unwahrscheinlich ist – oder ob mit dem Besprühen die Bienenstiche behandelt werden. Dies wiederum kann nur der „gebildete“ Betrachter wissen. Mutter Venus ist vollständig bekleidet und trägt Einkaufstaschen der Firma. Gut zu sehen ist das Epigramm mit der Geschichte Amors als Honigdieb.

AMOR – QUIS SUM? Ein kleiner Steckbrief

Ich heiße AMOR und bin der römische Gott der Liebe, bekannt auch als CUPIDO. Die Griechen nannten mich EROS. Als AMOR bin ich heute noch für den französischen amour oder den italienischen amore zuständig. Man erkennt mich leicht an Pfeil



© Mari Otberg



Im Dienste der Schönheit seit 1880

Die Parfumerie

www.naegelestrubell.at

Werbung der Firma NÄGELE & STRUBELL

und Bogen und an meinen Flügeln. Bei meinen Pfeilen kann ich auswählen: ich besitze Gold- und Bleipfeile; die Goldpfeile sind Liebesbringer; wen aber mein Bleipfeil trifft, der erlebt genau das Gegenteil. Über meine Eltern kann ich eigentlich nichts ganz Genaues sagen. Meine Mutter ist auf jeden Fall die Göttin der Schönheit und Liebe, Venus, oder, wie die Griechen sie nannten, Aphrodite. Mein Vater könnte der Geliebte meiner Mutter, der Kriegsgott Mars sein; manche behaupten aber, ich sei ein Kind des Chaos und der Nacht. ■

Mehrere Variationen des Motivs von Lucas Cranach sind mit dem QR-Code zu finden.



Der Lateinunterricht als schulautonomes Experimentierfeld der Begabtenförderung

Martin Seitz

Vorbemerkung: Die genannten Textbeispiele können über folgenden QR-Code aufgerufen werden:



Das BG/BRG Franz Keimgasse in Mödling (Niederösterreich) bietet seit dem Schuljahr 2008/09 den Zweig „**Modellklassen für Begabten- und Begabungsförderung**“ (im Folgenden mit BBF abgekürzt) an, der in der Unterstufe als Schulversuch und in der Oberstufe schulautonom geführt wird. Die strukturelle Besonderheit ist der Umstand, dass die **Unterstufe in drei statt vier Jahren** zu absolvieren ist (**Akzeleration**) und in der **vierjährigen Oberstufe** ein breit angelegtes System von **Wahlmodulen** ein Maximum an persönlicher Schwerpunktsetzung – unabhängig von einer gewählten Schulform – bietet (**Enrichment**). Diese deutlichen Abweichungen vom Regelschulwesen basieren jeweils auf einer maximalen **Reduktion der Pflichtstunden**, um einerseits die für die Akzeleration „gesparten“ Stunden in der Unterstufe, andererseits den umfangreichen schul- bzw. schülerautonomen Pool in der Oberstufe zu generieren (sogenannte „Pluskurse“).

Glücklicherweise befindet sich das Fach Latein in der Position, diesen Schulversuch mitgestalten zu dürfen, wobei sich im Regelschulwesen nicht vorhandene Chancen bieten, aber auch Probleme unkonventionelle Lösungen fordern.

Latein wird in den Modellklassen der Unterstufe zweijährig unterrichtet, allerdings mit nur 6 Wochenstunden: 3 Stunden in der 2. Klasse, 3 Stunden in der 3. Klasse, welche das Ende der wie erwähnt nur dreijährigen Unterstufe markiert, an die dann die 5M als erste Oberstufenklasse anschließt. Dies bedeutet, dass die Modellklassen die einzige mir bekannte Schulform neben dem Akademischen Gymnasium in Wien sind, in der die Schüler/innen bereits im Alter von 11/12 Jahren mit

Latein beginnen und mit 13/14 Jahren in die Originallektüre einsteigen. Das Stundenausmaß in der Oberstufe beträgt das Minimum von 10 Wochenstunden (3-3-2-2), um Raum für die Wahlmodule zu schaffen. Es muss auch erwähnt werden, dass die Modellklasse in der Unterstufe keine Schulformenwahl vorsieht, d. h. **alle Schüler/innen haben Latein ab der 2. Klasse**, ebenso Geometrisches Zeichnen und naturwissenschaftliches Labor in der 3. Klasse. In der Oberstufe kann dann zwischen einer gymnasialen (Fortsetzung von Latein UND Beginn einer 2. lebenden Fremdsprache) oder realgymnasialen Form (Fortsetzung von Latein ODER Neubeginn mit einer 2. lebenden Fremdsprache UND Darstellende Geometrie als Schularbeitsfach) gewählt werden. Somit beginnt jede Schülerin/ jeder Schüler mit Latein, kann es aber nach zwei Jahren auch wieder abwählen. Ferner haben auch die realgymnasialen Schüler sechsjähriges Latein.

Nach mehr als zehnjähriger Beobachtung der Wechselwirkungen des Unterrichtsfaches Latein mit dem Schulversuch lassen sich auch interessante Rückschlüsse auf gewisse Potenziale unseres Faches ziehen. Im Folgenden einige **Beobachtungen zur Unterstufe**:

Modellklassenschüler/innen sind durch die Aufnahmetestung in verschiedenen Bereichen **kognitiv überdurchschnittlich bis hoch begabt**, aber nicht bei jedem sind Sprachbegabung und logisch-kombinatorisches Denken gleich gut ausgeprägt. D. h. die Gruppen sind trotz der nachgewiesenen hohen Grundbegabung lerntechnisch erstaunlich heterogen.

Für Hochbegabte¹ ist Latein meist das erste Fach, wo sie **Lernstrategien** anwenden müssen, die sie generell nicht kennen, weil sie bis dahin (Primarstufe, 1M) ohne solche erfolgreich ausgekommen sind. Nun aber kommt mit Latein auf die Elfjährigen ein wirklich neues Fach zu, in dem es praktisch kein Vorwissen gibt und

¹ Hier und im Folgenden wird vereinfachend von „Hochbegabten“ gesprochen.

wo gerade am Beginn des Elementarunterrichts viel Faktenlernen angesagt ist. Die Morphologie übersteigt um ein Vielfaches den gleichzeitigen Stand von Englisch, das Vokabular kann nicht in der Umwälzung und über mehrkanaliges Lernen wie in der lebenden Fremdsprache (auch) auf „natürlichem“ Weg erlernt werden. Hochbegabte sind grundsätzlich beim sprachlichen und inhaltlichen **Dekodieren der Texte sehr auffassungsschnell**, aber das notwendige exakte Vorgehen beim **Rekodieren** fällt deutlich schwerer. Gründe dafür sind der Stand der sprachlichen Entwicklung in der Muttersprache (Elf- bis Zwölfjährige), eine bei diesen Schülern stark ausgeprägte Unlust an längeren und mehrschrittigen Lösungsvorgängen sowie mangelndes „Basiswissen“. In der Mathematik oder in Physik müssen z. T. „lästige“ Formeln seltener gelernt werden, kognitiv starke Schüler können den gebrauchten Zusammenhang relativ schnell von Neuem herleiten, eine Akkusativ Plural-Endung -os oder die Bedeutung von „vester“ oder „inquit“ müssen abgespeichert sein. Die naturgemäß mit diesen Schülerinnen und Schülern (SuS) häufig im Unterricht verwendete Methode der **induktiven Vermittlung** muss bis zu einem gewissen Teil der **ungeliebten** und ungewohnten **Deduktion** weichen. Es gilt eben landläufig als pädagogisch „unsexy“, einfach eine Regel oder einen Sachverhalt hinzuknallen, um dann mit diesem Werkzeug zu arbeiten, es sei denn, man kleidet es in neue Gewänder und nennt das Prinzip „Flipped Classroom“. Stellen sich die SuS dieser neuen Herausforderung nicht, wird häufiger und schneller als in Regelklassen (z. B. 3. Klasse Gymnasium) die Schwelle der **Frustrationstoleranz** erreicht: Wenn ich mich trotz meiner attestierten Begabung anstrengen und lernen muss um zu reüssieren, dann stimmt entweder mit dem Fach etwas nicht oder ich bin gar nicht so gut – Im Zweifelsfall gibt die erste Hypothese Halt in der aufkeimenden Verunsicherung. Diese Sichtweise zu relativieren ist eine lohnende *à la longue* von allen wertgeschätzte Aufgabe des Lateinunterrichts in der Unterstufe der Begabtenklassen, sie muss aber pädagogisch mit höchstem Fingerspitzengefühl

begleitet und innerschulisch gut moderiert werden. „In Latein lernst Du nun Frustrationstoleranz!“ hat als alleiniges Asset bei Hochbegabten und deren Eltern, von denen üblicher Weise beide ein gut ausgeprägtes Selbstbewusstsein haben, nicht die gewünschte Strahlkraft. *Fördern durch Fordern* schon eher.

Das Denken in sprachlichen Strukturen ist am Anfang der 2. Klasse bei Weitem nicht so angelegt wie in späteren Jahrgängen. D. h. eine gewünschte gegenseitige Befruchtung mit Deutsch und Englisch funktioniert gut im Bereich der **Lexik**, bei Phänomenen der **Satzgrammatik und Morphologie** (z. B. Arten der Gliedsätze, Relativsätze, Adjektiv – Adverb, Zeiten, Partizipien) geht meist Latein voran und ziehen Deutsch und Englisch nach. Auch da ist ein Reduzieren auf das für die Arbeit mit den lateinischen Texten Wesentliche das Gebot, es erweist sich oft als kontraproduktiv, die komplette systematische Vermittlung in der Muttersprache vorwegzunehmen, wenn sie dort (noch) nicht angesprochen wird. Somit reicht es, wenn schwierigere Formen des Relativpronomens wie „cuius“ oder „quibus“ einfach lexikalisch mit „dessen/deren“ oder „denen“ vermittelt werden und auf komplexe Grafiken zwecks Veranschaulichung der Bezüge in Kasus/ Numerus/Genus verzichtet wird. Denn es fällt mitunter schon schwer genug, eine Hypotaxe mit der richtigen Wortstellung sauber im Deutschen zu formulieren.

Erfreulicherweise setzen im Durchschnitt **zwei Drittel der Modellklassenschüler/innen** Latein **nach der Unterstufe** fort, obwohl theoretisch jede/r Latein auch abwählen könnte. D. h. auch ohne schulformgebundenen Automatismus (verpflichtendes typenbildendes Fach in der Schulform Gymnasium entweder sechs- oder vierjährig) wird dieses Bildungsangebot von jener Klientel als sinnvoll wahrgenommen und bewusst fortgesetzt (entweder als einzige Fremdsprache neben Englisch im Realgymnasium oder mit einer neu beginnenden zweiten lebenden Fremdsprache im Gymnasium). Diese bewusste Entscheidung für das Fach nach den **zwei Jahren „Testabo“** wirkt sich positiv auf den Motivationsfaktor in der Oberstufe bis hin zur Matura aus. Umgekehrt sehen sich jene, die Latein abwählen, nicht als Lateinflüchtlinge oder -abbrecher, da sie die Modellklasse, sprich ein Gymnasium, normal fortsetzen und in der Regel das Gefühl haben, mit zwei Jahren Elementarunterricht Latein eine sinnvolle Qualifikation erworben zu haben.



Die 3M 2019 beim Lokalaugenschein vor der Trajanssäule in Rom

Latein wird auch als Maturafach schriftlich und mündlich gerne gewählt, denn gerade in einem sehr heterogenen und individualisierten schulautonomen Optionenmodell stellt die klare Strukturierung des Maturastoffes in Latein mit 18 Themengebieten, einem gut definierten Kompetenzmodell im mündlichen Bereich (vgl. Fachleitfaden Latein/Griechisch, Stand April 2014: https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulpraxis/zentralmatura/srdp_ahs/mrp_flf.html) und der zugrunde gelegten Textbasis, die organisch aus dem Unterricht erwachsen ist, einen geschätzten sicheren Hafen dar.

Durch den für den Schulversuch **verpflichtenden Projektunterricht und fächerübergreifenden Unterricht** ergeben sich gerade für Latein hervorragende Möglichkeiten. Mit einer 3M wurde z. B. für das Thema „**Renaissance**“ ein Theaterstück bzw. eine fiktive Szenenabfolge am Hof der *Isabella d'Este* geschrieben, mit allen dramaturgischen Überlegungen versehen, einstudiert und aufgeführt. Grundidee war, dass alle Geistesgrößen der Renaissance (Anachronismen und Ahistorisches dosiert erlaubt) der Reihe nach Audienz bei der Fürstin bekommen und aus ihrem Bereich die neuesten Errungenschaften vorstellen. Die Lateingruppe der Klasse erarbeitete die Szene mit dem *Hofpoeten Torquato Tasso (Orlando furioso, La Gerusalemme liberata)*, der aus seinem neuen Kreuzzugsepos eine Kostprobe gibt. Dabei setzten sich die SuS intensiv mit Themen, die genuinen Antikenbezug haben, auseinander: *Aufgreifen des antiken*

Epos, Topik eines Proömiums, epische Schlachtenszenen, Liebesgeschichten, „poeta laureatus“, Analogien zur antiken Mythologie, Besonderheiten der epischen Sprache (natürlich in deutscher Übersetzung). So ist es beispielsweise eine respektable interpretatorische Leistung, wenn die Schülerinnen und Schüler mit dem Auftrag, möglichst viele Antikenbezüge hineinzukonstruieren (der Hofpoet muss ja dick auftragen), die im Zweikampf gegen den *Normannen Tankred* gefallene *Osmanin Clorinda* mit *Penthesilieia* und *Achilles* gleichsetzen und dies im Dialogtext verarbeiten. Zur Vertiefung wurden natürlich auch *lateinische Texte auf Anfängerniveau* übersetzt, welche die wichtigsten Etappen aus dem *1. Kreuzzug* zusammenfassen. Für den Lehrer bedeutet dies den Mehraufwand, einen Text auf Niveau *Medias in res* ca. Lektion 25 zu einem neuen Inhalt zu verfassen, wer aber gerne Latein schreibt und als Übungsmaterial nicht nur Konservenware nimmt, findet seinen Spaß daran. Für die SuS ist es ein neuer, für den Anfangsunterricht atypischer Zugang, dass ein **lateinischer Text nur als Informationsträger** gelesen werden kann, ohne dass neues Vokabular und neue Grammatik vermittelt werden. Zwei **passende Textbeispiele (1 und 2)** befinden sich im ergänzenden Online-Ordner, auf den hier und im Folgenden verwiesen wird.

Textbeispiel 1, 2 (QR-Code)

Faktum ist, dass damit eine Klasse und Entourage mehrere Wochen beschäftigt sind und am Ende des Jahres mit

Sicherheit einige Buch-Lektionen weniger auf der Habenseite stehen. Aber verpflichtet nicht gerade ein **Schulversuch** dazu, **sich Freiheiten zu nehmen**, die man im Regelbetrieb nicht hat um dadurch *Enrichment* zu betreiben?

Ein anderes Beispiel sind klassische **Projektstage in Carnuntum**, wo ebenfalls über **eigens verfasste lateinische Texte auf dem Niveau des ersten Lernjahres** verschiedene Aspekte der *Austria Romana* erlesen und bearbeitet wurden:

Die Stadtentwicklung vom Militärlager zur Großstadt, diverse (Soldaten-)Kulte wie Mithras oder Iuppiter Dolichenus, Archäologische Besonderheiten wie die Amphitheater, Thermen und das sogenannte „Heidentor“, aber auch Marc Aurel, Stoá, Tetrarchie, Soldatenkaiser etc.

Textbeispiel 3 (QR-Code)

Dabei zeigt sich, dass auch im Anfangsunterricht – und das gilt nicht nur für Begabtenklassen – der **Diskussion und Interpretation von Textinhalten** viel mehr Raum gegeben werden muss und der stets gleich getaktete Zweischritt „neue Grammatik/Lektionstext“ und „Kulturgeschichte“ als dekoratives Additum erweitert werden muss.

Auch der Geschichteunterricht oder freiwillige Kursprogramme zum Thema „Philosophieren mit Kindern“ trauen **bereits dieser Altersstufe hohe Interpretationskompetenz** zu, die der Lateinunterricht noch zu wenig nutzt. Um dieses *Enrichment* bieten zu können, müssen aber auch lateinische Texte befreit von neuen sprachlichen Phänomenen bearbeitet (dekodiert, klassisch übersetzt etc.) werden dürfen, notfalls um den Preis einer flacheren oder entdichteten Grammatikprogression – ein im Schulversuch risikoarmes Experiment, ein Postulat an künftige Lehrpläne für Latein in der Unterstufe!

Kommen wir zum **Oberstufenangebot in den Modellklassen**. Die Oberstufe läuft normal vierjährig mit dem Minimum von 10 Wochenstunden. Jedes Fach bekommt die Möglichkeit, für die **7. und 8. Klasse sogenannte „Pluskurse“** anzubieten, die im Unterschied zu herkömmlichen Wahlpflichtfächern zu einem **konkreten Thema** von einem bekannten Lehrer für eine bekannte Klasse angeboten werden und von einzelnen SuS gewählt werden (mindestens 5–8, je nach Klassengröße).

Beispiele für Latein:

- **„Homo oder hetero? Einführung in die griechische Sprache und Kultur“** (anhand lateinischer Texte und der ersten 10 Lektionen des Elementarbuchs „Xenia“ (Xenia. Griechisches Unterrichtswerk, hrsg. von O. Kampert, W. Winter, CC Buchner Verlag)
- **„Antike Mythen in Botanik und Astronomie“**
- **„Mythbusters – zoologisch-biologischen Mythen auf der Spur“**
- **„Antike & Action – Fiktion & Historizität“ – Rezeption historischer lateinischer Quelltexte in der Filmwelt von 2009–2019**

Näher soll aber der 2017/18 durchgeführte Pluskurs **„Das Römer-Experiment“** anhand von **vier Sequenzen** vorgestellt werden.

Textbeispiel 4 (QR-Code)

Beim Römer-Experiment wurde der **Dreischritt Übersetzung eines lateinischen Originaltextes > inhaltliche Recherche > experimentelle Umsetzung bzw. Autopsie** mit Erfolg umgesetzt.

Beispielsweise wurden zum Thema **„Militärwesen“ (1.)** plakative, anekdotenhafte Texte aus *Vegetius* und *Frontin* erschlossen, technische und historische Recherchen zum Thema **Torsionsgeschütze** durchgeführt (physikalische Überlegungen, Abbildungen auf der Trajanssäule etc.) und abschließend ein **funktionsstüchtiges Modell einer Balliste nachgebaut**. Dass Nylonstrumpfhosen in alten Zeiten von Frauen als Keilriemensatz angeblich geopfert wurden, ist eine bekannte Legende, viel spektakulärer ist aber die Improvisationskunst römischer Matronen, die in einer prekären Belagerungssituation rettend assistieren:

Nervorum quoque copiam summo studio expedit colligi, quia **onagri** vel **ballistae** ceteraque **tormenta** nisi funibus nervinis intenta nihil prosunt. Equorum tamen saetae de caudis ac iubis ad **ballistas** utiles <esse> adseruntur.

Indubitatum vero est crines feminarum in eiusmodi **tormentis** non minorem habere virtutem Romanae necessitatis experimento. Nam in obsidione Capitolii corruptis iugi ac longa fatigatione **tormentis**, cum nervorum copia defecisset, matronae abscissos crines viris suis obtulere pugnantis; reparatisque machinis adversariorum impetum

reppulerunt. Maluerunt enim pudicissimae feminae deformato ad tempus capite libere vivere cum maritis quam hostibus integro decore servire.

(Vegetius, Epitoma rei militaris IV, 9)

Textbeispiel 5 (QR-Code)

Zum Thema **„Weltwunder“ (2.)** wurde der Dianatempel in Ephesos unter die Lupe genommen, ausgehend von **Plinius**, *Naturalis historia* 36, 95, 1.

Im ersten Textabschnitt wird die äußere Erscheinung des Tempels beschrieben:

Graecae magnificentiae vera admiratio exstat templum Ephesiae Dianae CXX annis factum a tota Asia. In solo id palustri fecere, ne terrae motus sentiret aut hiatus timeret; rursus ne in lubrico atque instabili <solo> fundamenta tantae molis locarentur, calcatis ea substravere carbonibus, dein velleribus lanae. Universo templo longitudo est CCCCXXV pedum, latitudo CCXXV, columnae CXXVII a singulis regibus factae LX pedum altitudine, ex <i>is XXXVI caelatae, una a *Scopa*. Operi praefuit *Chersiphron* architectus.

Das Aufsetzen des gigantischen **Architravs** gestaltete sich gerade im Bereich der Tempelschwelle als schwierig, das zentrale Element wollte trotz gefinkelter Sandsäcke-Konstruktion nicht gelingen, was den armen **Architekten und Baumeister Chersiphron** fast ins **Burnout** trieb.

Summa miraculi <est> **epistylia** tantae molis attolli potuisse; id consecutus est ille aeronibus harenae plenis, molli clivo super capita columnarum exaggerato, paulatim exinaniens imos, ut sensim opus in loco sederet. Difficillime hoc contigit in limine ipso, quod foribus inponebat; etenim ea maxima moles fuit nec sedit in cubili, anxio artifice mortis destinatione suprema.

Schließlich soll die **Göttin Diana selbst** Hand angelegt haben, damit der Stein endlich sitzt. Oder man folgt Plinius rationaler Erklärung.

Tradunt in ea cogitatione fessum nocturno tempore in quiete vidisse praesentem deam, cui templum fieret, hortantem, ut viveret: Se composuisse lapidem. Atque ita postera luce apparuit. Pondere ipso correctus <esse> videbatur.

Cetera eius operis ornamenta plurium librorum instar obtinent, nihil ad specimen naturae pertinentia.

Im Anschluss an die Erarbeitung des Textes erfolgte eine Recherche in **archäologischen Publikationen**, wie man sich diesen „*mollis clivus*“ bzw. die „*aerones harenae pleni*“ vorstellen darf und ob die bei Plinius beschriebene Vorrichtung tatsächlich so verwendet worden sein kann. Man bedenke den **Reibungswiderstand auf der Schräge**, über die der Architrav einmal in die ungefähre Position hochgehievt werden hätte müssen. Hier stellten die SuS mittels ihrer Physikkenntnisse grobe **Berechnungen** an: Wie sieht ungefähr der Kraftaufwand aus, wenn man die zitierten Ausmaße, klassische Proportionen des Tempels, verwendete Materialien annimmt? Dafür muss man kein Physikgenie sein, es reichen Grundkenntnisse der Newtonschen Mechanik, die sogar der Lateinlehrer für sich wieder erfolgreich auffrischen kann. Abgerundet wurde die Sequenz durch einen Besuch des **Ephesos-Museums** in Wien.

Textbeispiel 6 (QR-Code)

Ein anderes Thema, welches eine Betrachtung aus mehreren Perspektiven bietet, ist die römische **Wasserversorgung (3.) Vitruv** (De architectura VIII, 4, 1–2) erklärt, wie genau die Römer die **Wasserqualität** geprüft haben, bevor eine Quelle baulich befestigt und eine Wasserleitung konstruiert wurde. Die Prüfmethode reichen von naheliegenden Überlegungen (Art des Pflanzenwuchses rund um die Quelle, Rückstände, wenn man das Wasser verkochen lässt), zweifelhaften Thesen (wie schnell gekochtes Gemüse gar ist) bis hin zu weitsichtig erkannten Zusammenhängen (Körperbau, Teint und Volksgesundheit der Bewohner der Region, in der sich die Quelle befindet).

Expertiones autem et probationes eorum [fontium] sic sunt providendae: Si erunt profluentes et aperti, antequam duci incipiantur, aspiciantur animoque advertantur, qua membratura sint, qui circa eos fontes habitant, homines; et si erunt corporibus valentibus, coloribus nitidis, cruribus non vitiosis, non lippis oculis, erunt probatissimi. [...] Itemque in aeneo si ea aqua defervefacta et postea requieta et defusa fuerit, neque in eius aenei fundo harena aut limus invenietur, ea aqua erit item probata. Item si legumina, in vas cum ea aqua coiecta, ad ignem posita celeriter percocta fuerint, indicabunt aquam esse bonam et salubrem. Non etiam minus ipsa aqua, quae erit in fonte, si fuerit limpida et

perlucida, quoque pervenerit aut profluxerit, muscus non nascetur neque iuncus, neque inquinatus ab aliquo inquinamento is locus fuerit, sed puram habuerit speciem, innuitur his signis esse tenuis et in summa salubritate.

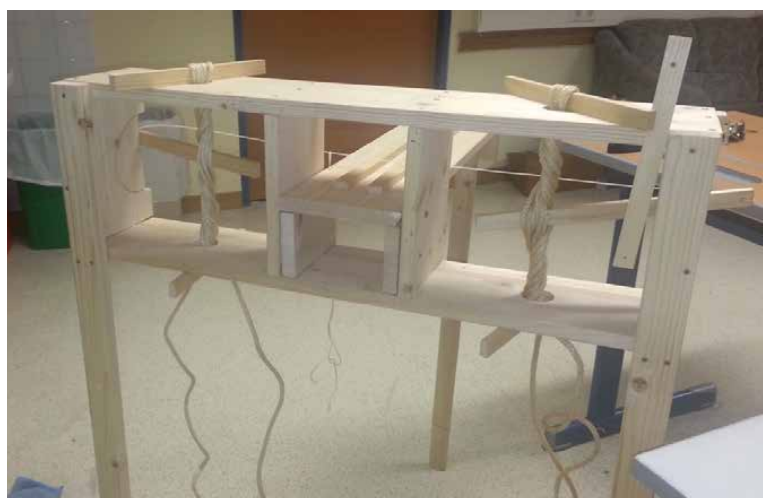
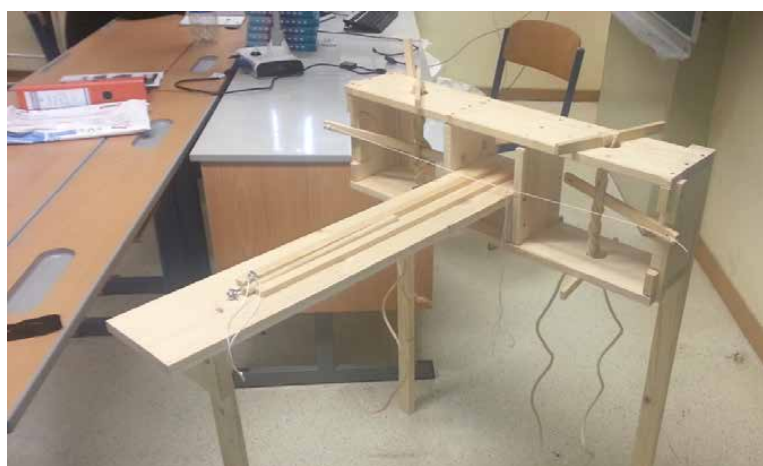
Im folgenden Text wird die bekannte **Bleirohr-Hypothese** thematisiert, der Textabschnitt zeigt eindeutig, dass bereits den Römern die gesundheitsschädigende Wirkung von Blei und somit Bleirohren bekannt war. (De architectura VIII, 6, 10–11)

[...] Etiamque multo salubrior est ex tubulis aqua quam per fistulas, quod per plumbum videtur esse ideo vitiosum, quod ex eo cerussa nascitur; haec autem dicitur esse nocens corporibus humanis. Ita quod ex eo procreatur, <si> id est vitiosum, non est dubium, quin ipsum quoque non sit salubre.

Exemplar autem ab artificibus plumbariis possimum accipere, quod palloribus occupatos habent corporis colores. Namque cum fundendo plumbum flatur, vapor ex eo insidens corporis artus et inde exurens eripit ex membris eorum sanguinis virtutes. Itaque minime fistulis plumbeis aqua duci videtur, si volumus eam habere salubrem. Saporemque meliorem ex tubulis esse cotidianum potest indicare victus, quod omnes, et structas cum habeant vasorum argenteorum mensas, tamen propter saporis integritatem fictilibus utuntur.

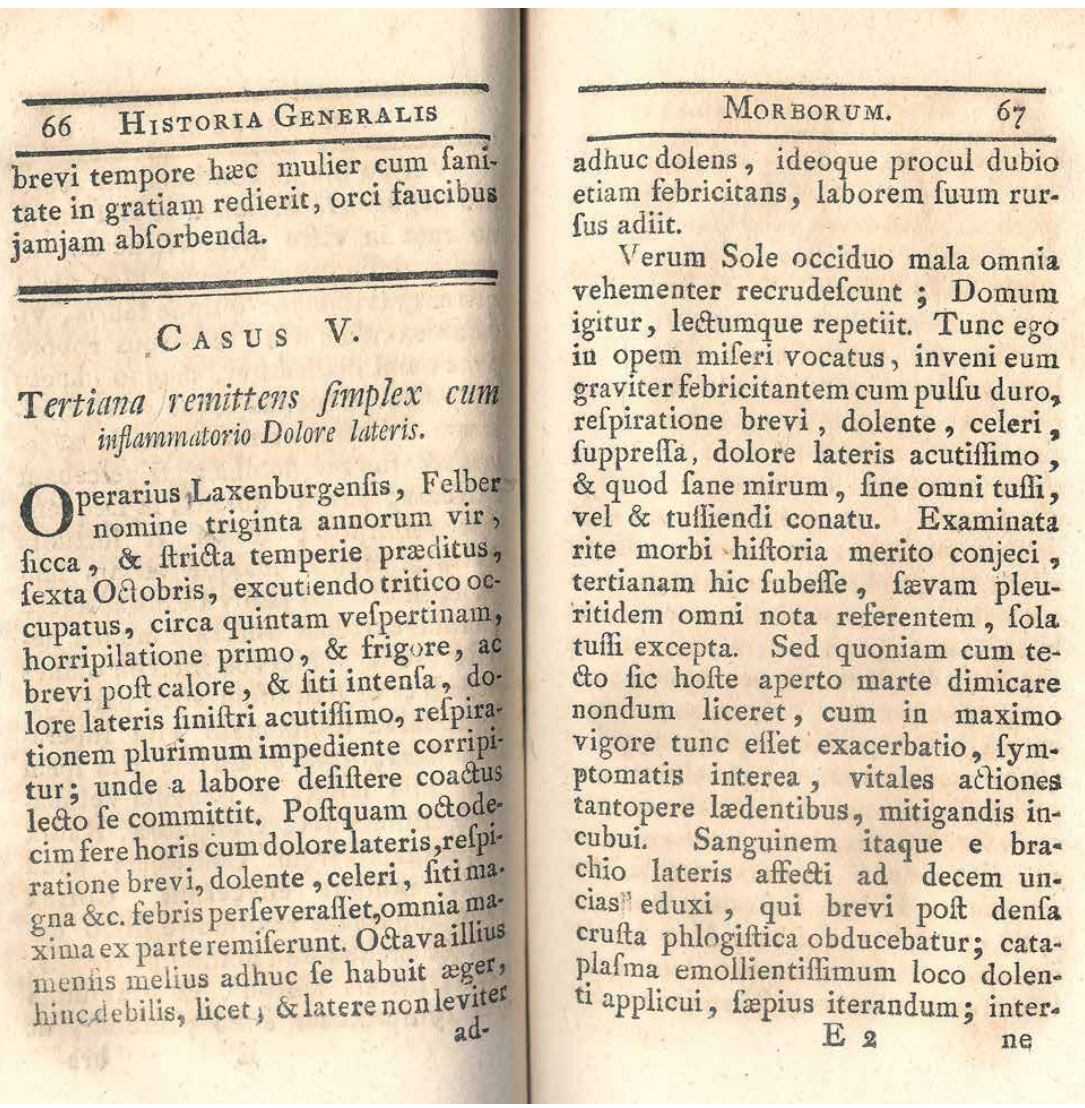
Weitere Beobachtungspunkte zum Thema Wasserversorgung:

Architektur von Aquädukten, Berechnung von Versorgungs- und Durchflussmengen, Überlegungen zu Gefälle – Wie funktioniert die Landvermessung mit einem Chorobaten?, Wasserspeichersysteme (burgus, castellum, receptaculum), Wasserqualität nach modernen Erkenntnissen etc.



Modellbau einer funktionstüchtigen römischen Torsions-Ballista mit Bezug zu Vegetius und Vitruv

Zur Textauswahl vergleiche: Neidhardt, Thomas: *Wasserversorgung im alten Rom, Studio. Kleine lateinische Texte zur Unterhaltung, zum Nachdenken und Weiterlesen, Darmstadt (C.C. Buchner) 2001*. Leider ist diese für den Unterricht sehr brauchbare Textsammlung (32 Seiten) nur mehr antiquarisch verfügbar.



Medizinische „Fiebergeschichten“ des Laxenburger Arztes Franz Joseph Lautter (1761)

Im Pluskurs wurde auch die Möglichkeit genutzt, **Schätze der regionalen Latinität** zu heben, wie z. B. das Werk des **Laxenburger Arztes Franz Joseph Lautter**, der 1761 ein Werk über die im Mödlinger Raum heftigen **Fieberepidemien** („Dreitagesfieber“) auf Latein verfasst hat (*Historia medica biennalis morborum ruralium*). Gerade die ärmliche Landbevölkerung litt aufgrund ihrer Lebensbedingungen stark unter dieser Krankheit, Lautter kombiniert eine Auflistung von Fallbeispielen (*casus*) mit einer resümierenden allgemeinen Analyse.

Neben dem besonderen Feeling, hier wirklich eine **Erstübersetzung eines Textes** anzufertigen, lassen sich neben dem **biologischen Aspekt** (medizinische Termini bei der Beschreibung der Symptome) auch interessante **kulturge-schichtliche** Details beobachten

(Wohnbedingungen, typische regionale Berufe wie Falkner/*falconarius* oder Seifenmacher, Verkehrsmittel, Familiennamen ...).

Falconarius quidam, Stadler vocatus, viginti aliquot annos natus, 22. Augusti Viennam mane proficiscens, in itinere validis horripilationibus corripitur. Viennae potum Caffee bibit, sed vomitu quantocius reicit. Alia ob sitim urgentem tentat liquida, verum ea protinus evomit. Calor inde vehemens sequitur cum gravi capitis dolore, reditum igitur maturat. Brevi a meridie Laxenburgum perveniens lectum petit, et magna cum febris, siti, cephalalgia per plures horas valide sudat, non nihil saporosus. Decoctum interim diluens nitrosus copiose potavit.

In somnum vero proclivis erat aeger, sed vix obdormiens. Mane denuo magis febricitavit, et de ructibus amaris, nausea

assidua, ventriculi inflatione, anxietatibus magnis praecordiorum, vertigine, lingua flava, sordida multum querebatur.

Cortici dein ultra insistens aeger, ab omni febre [sic] et aegritudine vindicatus est, et usum remedii etiam iam ἀπύρετος prosecutus, ab omni quoque recidiva immunis perstitit.

Quo forte multum etiam contulit aeris mutatio, cum ille brevi post exantlatum hunc morbum in Hungariae confinia, falcones capiendi causa, secesserit, per plures ibi septimanas moratus. (Causus XVIII)

Ferner erkennt Lautter als **Gründe für die Epidemien**: die **schlechte Wasserqualität der Region** allgemein (in diesem Zusammenhang nennt er auch die schwefelhaltige Schwechat in Baden), die Vielzahl (z. T. unterirdischer) stehender Gewässer, welche mit „fauligem“ Wasser auch die Trinkwasserreservoirs kontaminieren, die **nie trockenen Wohnräume** der in diesen feuchten Ebenen wohnenden Bevölkerung.

Nemo itaque mirabitur aquae potum impurum et insalubrem incolis suppeditari, quam aut stagna illa subterranea, impuritatibus innumerisque foecibus referta, puteos impleant, aut rivuli ex praeterfluentibus rivis derivati lympham pariter foeculentam ac turbidam vehant. Nam [rivus,] qui Laxenburgum adluit, Badenā decurrit, turbidus, sulphur[e] manifesto redolens et nauseosus est, et dum hyeme congelatur, glaciem ex viridi flavescens repraesentat.

In locis enim depressioribus et majoribus rivis adjacentibus longe plures his febribus correpti sunt, quam in editioribus locis et rivulis solum irriguis.

Dein Laxenburgi multo frequentiores has febres perniciosasque observavi, quam in reliquis, populosioribus oppidis. Demum in hoc ipso oppidulo illae familiae prae ceteris incolis gravius atque diutius iis febribus mulctatae sunt, quarum domicilia rivus proxime adluit, et hinc interni parietes cubiculorum semper madent, immo humidā tempestate obtinente, aquas guttatim undique exsulant. [...] Similiter etiam in familia Ardearum Custodis Weinenz hae febres nidulatae sunt.

Textbeispiel 7 (QR-Code) ■

Medien, Bücher, Links

Gesamtgenealogie der Götter und Heroen der griechisch-mediterranen Mythologie

Eine für den Gebrauch im Unterricht adaptierte Fassung ist nun verfügbar: www.myth-gen.eu.



Im Jahr 2009 wurde die von Dieter Macek erstellte erste Gesamtgenealogie der griechisch-mediterranen Genealogie fertig gestellt und seither mehrfach, unter anderem im Pergamon-Museum in Berlin, im Linzer Landesmuseum, im Salzburger Mirabellgarten und im Universitätsmuseum in Graz, öffentlich ausgestellt. Nähere Informationen siehe Wikipedia mit dem Suchbegriff „Gesamtgenealogie der griechisch-mediterranen Mythologie“.

Auf Grund ihrer enormen Maße – die steirische Fassung der Genealogie ist 73 Meter lang – war eine Verwendung im Unterricht allerdings bisher kaum möglich.

Eine erste digitale Fassung, die 2016 auch in cursor 12/2016, S. 20–26 vorgestellt wurde, erwies sich ebenfalls als nur sehr eingeschränkt verwendbar, da es auf Grund der fehlenden Suchfunktion besonders für Laien nahezu unmöglich war, die gewünschten Figuren unter den dargestellten 5.771 Göttinnen, Göttern und ihren mythischen Nachkommen zu finden.

Nach einer inzwischen erfolgten digitalen Neuerfassung konnte nun eine neue Onlineversion vorgestellt werden. Diese ermöglicht nicht nur ein stufenloses Zoomen und eine flüssige Freihandnavigation in der Genealogie, sondern stellt insbesondere auch eine Schnellnavigation zu den ca. 400 wichtigsten Namen der Genealogie zur Verfügung! Auf diese Weise können die User/innen per Mausklick schnell an die gewünschte Stelle der Genealogie springen und von dort aus nach Belieben weiter navigieren – eine individuelle Entdeckungsreise durch die Verwandtschaftsbeziehungen der griechischen Mythologie! Neben dem Kernstück der digitalen Genealogie, umfasst www.myth-gen.eu auch erläuternde Texte, Bilder bisheriger Ausstellungen und insbesondere ein tausende Seite umfassendes digitales Lexikon zu allen auf der Genealogie ersichtlichen Namen. Die einzelnen Artikel des Lexikons können nicht nur über eine Suchfunktion, sondern auch direkt per Link (Lupensymbol) in der Schnellnavigation der Genealogie erreicht werden. Die einzelnen Artikel

verlinken teilweise weiter zu im Internet frei zugänglichen Abbildungen oder Informationen.

Durch diese Art der Darstellung und Vernetzung zwischen Genealogie, Lexikon und Abbildungen wird erkennbar, dass die „Griechische Mythologie“ nicht nur eine Ansammlung von hunderten Mythen, Sagen und Geschichten ist, sondern auch als gigantischer mythologisch-religiös-literarischer Komplex aufgefasst werden muss. Die Wirkung der antiken Dichtungen auf die Entwicklung unserer Kultur wird leichter nachvollziehbar. Die Inhalte der literarischen Werke der Antike können, ebenso wie die heutigen Interpretationen, durch das Sichtbarwerden der Verwandtschaftsverhältnisse wesentlich leichter vorgetragen und erfasst werden.

Links

Österreichs wichtigste Seite für die klassischen Sprachen mit vielen interessanten Informationen. Sie finden dort einen direkten Zugang zur Facebook-Seite der Amici Linguae Latinae, die immer topaktuelle Informationen und Tipps bietet – dank Amicus Mag. P. Christian Brandstätter, der unseren Facebookauftritt intensiv betreut.

<https://latein.edugroup.at>

50 shades of Greek: 30 kurze Comic-Videos (4 Min.) zu Themen der griechischen Mythologie, modern, peppig, sehr gesellschaftskritisch, im deutschen Original sehr anständig, im französischen Original bisweilen ziemlich deftig, jedenfalls unfassbar gut gemacht. Unbedingt anschauen!

<https://www.arte.tv/de/videos/RC-014936/50-shades-of-greek/>

Der Beitrag „Metamorphosen der sexuellen Gewalt“ von Katharina Wesselmann in „Die Zeit“ ist eine sehr interessante Ergänzung zum Beitrag „Antike Ideale – verschenkte Potentiale!“ auf S. 34–42: <https://www.zeit.de/kultur/2019-09/lateinunterricht-sexuelle-gewalt-antike-texte-metoo-10nach8>

Entzifferung verkohlter Papyri aus Pompeji: Faszinierend, was die moderne Technik heute auch für die klassischen Sprachen leisten kann:

<https://www.derstandard.at/story/2000109503244/werden-die-verkohlten-papyri-aus-pompeji-nun-endlich-entziffert>

Für Romenthusiasten ein virtueller Überflug über Rom unter <https://www.youtube.com/watch?v=S4PACYJKxlc>

Bücher

Miller, Madeline, Ich bin Circe, übersetzt von Frauke Brodd, Eisele Verlag, 528 S., Preis: € 24,70.

Carson, Anne, Rot: Zwei Romane in Versen, übersetzt von Anja Utler, S. Fischer Verlag, 318 S., Preis: € 24,70.

Zwei Bücher, übersetzt aus dem Englischen, die Neues aus den alten Texten hervorholen und auch in sie hineinlegen – mit Recht. Eine spannende beziehungsreiche Lektüre!

Harper, Kyle, Fatum. Das Klima und der Untergang des Römischen Reiches,

C. H. Beck, 576 S., Preis: € 32,90.

Ein enorm spannendes und beklemmend aktuelles Buch – auch darüber, wie die „Angehörigen einer der bedeutendsten Zivilisationen der Geschichte erfahren mussten, dass sie die Natur längst nicht so beherrschten, wie sie gedacht hatten.“

Grandazzi, Alexandre, Urbs. Roms Weg zur Weltmetropole,

aus dem Französischen von Nathalie Lemmens, Regine Schmidt, Maria Schubert, Clemens Klünemann, 20 Abbildungen (sw) und 13 Karten, Preis: € 80.

Ein Muss für Romliebhaber von einem der führenden Spezialisten zur römischen Stadtgeschichte. Jedenfalls den Preis wert!

Korenjak, Martin (Hg.), Neulatein. Eine Textsammlung. Lateinisch/Deutsch,

444 S., Preis: € 15.

Eine fantastisch vielseitige und profunde Textsammlung, die den Facettenreichtum und das rege Geistesleben der Zeit von 1350 bis ins 20. Jahrhundert widerspiegelt – mit lateinischen Texten!

Stefan, Alexandre Simon, Die Trajanssäule,

304 Seiten, 160 SW-Abbildungen, Hardcover im Schuber, Preis: € 200 (ab 1.2.2021 € 250; für WBG-Mitglieder € 160/200).

Ein imposanter Luxusliner für echte Romenthusiasten und an der römischen Geschichte Interessierte. Nur bei echtem Interesse sinnvoll, aber dann sehr empfehlenswert!

Literaturnachweise

Alle bibliographischen Angaben finden Sie auch unter folgendem QR-Code:



Bei *Stormy Weather* von Kolchis nach Chicago, Wien und China
Andreas Knabl

Verwendete Literatur

Balme, Christopher: Einführung in die Theaterwissenschaft. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2014.
LaBute, Neil: bash. stücke der letzten tage. Aus dem Amerikanischen von Frank Heibert. In: *Spectaculum* 73. Fünf moderne Theaterstücke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 17–55.
Schöbler, Franziska: Einführung in die Dramenanalyse. Stuttgart u. Weimar: J. B. Metzler 2012.
Zadek, Peter: Die Wanderjahre. 1980–2009. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Elisabeth Plessen. Köln: Kiepenheuer und Witsch 2010.

Online-Quellen

Beitrag aus dem ZDF-Kulturmagazin *ttt* über Simon Stones *Médée*-Inszenierung.
<https://www.youtube.com/watch?v=Jbr6-BVPIUs> (letzter Zugriff: 22.12.2019)
Trailer zu Simon Stones *Medea*-Inszenierung am Burgtheater.
https://www.youtube.com/watch?v=-RP1Mmn9_E (letzter Zugriff: 03.01.2020)

Weiterführende Literatur für die Beschäftigung mit dem Medea-Mythos im Unterricht

Ene Onea, Cătălina: *Medea der Gegenwart: Formen und Funktionen des Medea-Mythos in literarischen Texten nach 1945 in interkultureller Perspektive*. Mit einem Vorwort von Inge Stephan. Berlin: Wissenschaftler Verlag Berlin 2017.
Höller, Barbara: „Mit Leidenschaft anfang‘ s, mit Leidenschaft endet‘ s.“ *Medea*-Dramen des 20. Jahrhunderts im Vergleich mit der *Medea* des Euripides. Universität Wien: Diplomarbeit 2011.
Kurz, Johanna: *Ambivalenzen der Medea-Figur in Grillparzers „Das goldene Vließ“*. Universität Wien: Diplomarbeit 2010.
Lütkehaus, Ludger (Hrsg.): *Mythos Medea. Texte von Euripides bis Christa Wolf*. Stuttgart: Reclam 2007.
Munaretto, Stefan: *Medea. Ein Mythos und seine Bearbeitungen (Königs Erläuterungen Spezial)*. Hollfeld: C. Bange Verlag 2009.
Stephan, Inge: *Medea: multimediale Karriere einer mythologischen Figur*. Köln (u. a.): Böhlau 2006.

Die Sicht eines Fachdidaktikers auf die aktuelle Stellung des Unterrichtsfachs Latein in Deutschland

Matthias Korn

Verwendete und weiterführende Literatur:

Bayer, Karl (1998): Zur Bestimmung des Schwierigkeitsgrades lateinischer Prüfungstexte. In: *Anregung* 44 / 4 (1998), S. 228–241. – **Hinweis:** Erneut veröffentlicht in *Pegasus Onlinezeit-schrift III/2* (2003), 1–19.
Burmester, Anna Philina (2018): Textverstehen ohne Rekodierung? In: Korn, Matthias (Hrsg.) (2018): *Latein Methodik. Handbuch für die Sekundarstufe I und II*. Cornelsen: Berlin, S. 146–157.
Destatis – Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2019): *Fachserie 11 Bildung und Kultur. Reihe 1 Allgemeinbildende Schulen. Schuljahr 2018/19*. Selbstverlag: Wiesbaden. (https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Schulen/Publikationen/Downloads-Schulen/allgemeinbildende-schulen-2110100197004.pdf;jsessionid=D5B33098121EDA8E30BE80E2BC1B088.internet742?__blob=publicationFile, letzter Zugriff: 31.12.2019). – **Hinweis:** Die einschlägigen Daten der vorangegangenen Schuljahre sind im statistischen Archiv von Destatis online einsehbar.
Doepner, Thomas / Hesse, Godehard / Keip, Marina / Kurczyk, Stephanie (2017): Würdigung und Sinnverständnis. Kompetenzorientierte Übersetzungsbewertung

nach dem Duisburger Modell. In: *Der altsprachliche Unterricht Latein Griechisch*, 60. Jahrgang (2017), Heft 4+5, S. 60–69.
Kuhlmann, Peter (2018): *Textkompetenz: Methoden und Strategien*. In: Korn, Matthias (Hrsg.) (2018): *Latein Methodik. Handbuch für die Sekundarstufe I und II*. Cornelsen: Berlin, S. 69–78.
Lošek, Fritz (2016): *Austria Latina – von einer „sterbenden Sprache“ zum Trendfach und zum Vorzeigemodell: Altsprachlicher Unterricht in Österreich*. In: *Forum Classicum* 2 / 2016, S. 80–90.
Maier, Friedrich (1979): *Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt. Band 1: Zur Theorie und Praxis des lateinischen Sprachunterrichts*. Buchner: Bamberg, S. 267ff.
Oswald, Renate / Bauer, Martin M. / Lamer, Christof / Müller, Werner (2011): *Texterschließung. Ein Hand- und Übungsbuch zu den Kompetenzbereichen*. Braumüller: Wien.
Siebel, Katrin (2017): *Mehrsprachigkeit und Lateinunterricht*. V&R unipress: Göttingen.

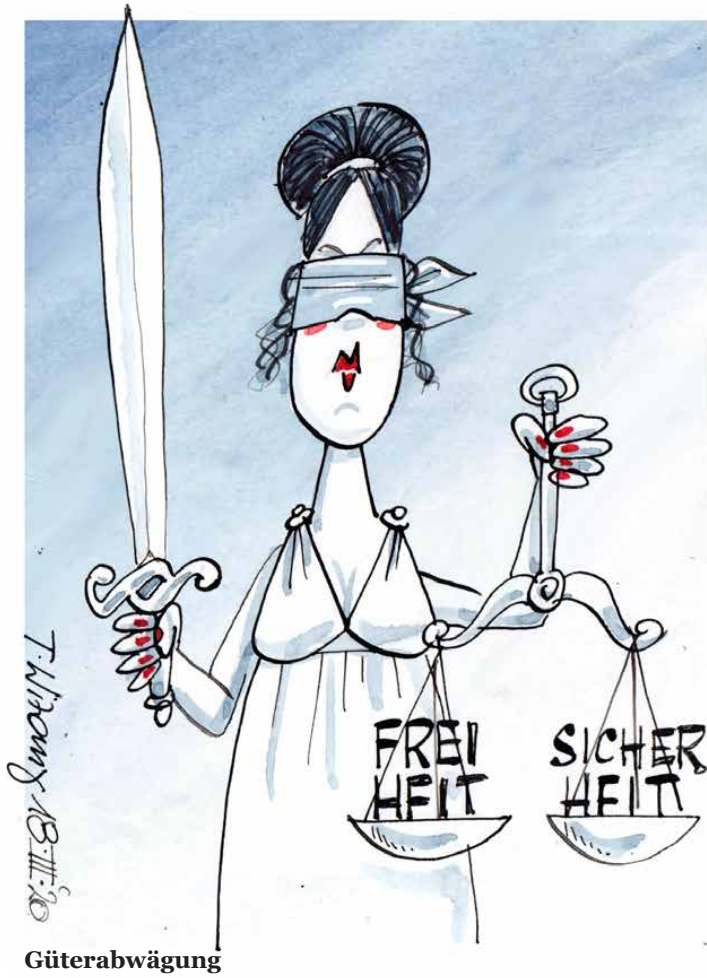
Antike Ideale – verschenkte Potentiale? Sperrige Inhalte des Altsprachenunterrichts nach #metoo

Katharina Wesselmann

Bibliographie

Barbaro et al. 2019: „The Woman Defending Harvey Weinstein. Hosted by Michael Barbaro, produced by Alexandra Leigh Young, Jonathan Wolfe and Lynsea Garrison, and edited by Lisa Chow“, *The New York Times*, 07.02.2020.
<https://www.nytimes.com/2020/02/07/podcasts/the-daily/weinstein-trial.html> (Zugriff am 25.02.2020)
Bellafante 2017, Ginia: „We Need to Talk About Balthus“, *The New York Times* 08.12.2017.
<https://www.nytimes.com/2017/12/08/nyregion/we-need-to-talk-about-balthus.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Benedict/Maier/Rieger 1987, Kurt/Friedrich/Ernst: *Ovid, Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (ratio).
Braun et al. 2018, Heike: *Ovid. Metamorphosen. Mythos als Spiegel des Menschlichen*, bearbeitet von Heike Braun, Godehard Hesse, Marina Keip und Stephanie Kurczyk, Bamberg: CC Buchner (explora!).
Child 2018, Ben: „Time’s up for James Bond: is 007 too toxic for the #MeToo era?“, *The Guardian*, 30.01.2018.
<https://www.theguardian.com/film/2018/jan/30/times-up-for-james-bond-is-007-too-brutish-for-the-me-too-era> (Zugriff am 23.02.2020)
Childs 2018, Kevin: *With a Manchester gallery removing an 'objectifying' painting, why are we in such a hurry to erase the past?* *Independent*, 03.02.2018.
<https://www.independent.co.uk/voices/manchester-gallery-john-william-waterhouse-hylas-metoo-removal-art-objectification-a8192666.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Curran 1978, Leo C.: „Rape and Rape Victims in Ovid’s *Metamorphoses*“, in: *Arethusa* 11, 213–241.
Datené 2015, Verena: *Ovid, Metamorphosen, Text- und Lehrband*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (classica).
Dronia 2014, Michael: *Welt und Mensch im antiken Mythos. Ovid, Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (Transfer).
Freeman 2018, Hadley: „Times move pretty fast! Rewatching 80s favourites in the age of #MeToo“, *The Guardian*, 13.04.2018.
<https://www.theguardian.com/film/2018/apr/13/80s-films-molly-ringwald-john-hughes-metoo> (Zugriff am 23.02.2020)
Glücklich 1980ff., Hans-Joachim: *Catull, Gedichte* (Textband und Kommentarband) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Exempla/Consilia 1).
Glücklich (1984) 2000, Hans-Joachim: *Ovid, Metamorphosen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Exempla 7).
Glücklich 2010, Hans-Joachim: *Terenz, Adelphoe*, Stuttgart: Klett (Libellus).
Gressel/Pridik 2011, Dennis/Karl-Heinz: *Ovid, Metamorphosen. Textausgabe und Lehrerheft*. Stuttgart/Leipzig: Klett (Libellus).
Grobauer 2005, Franz-Joseph: *Götter, Mächte und Heroen*, Wien: öbv (Latein Lektüre aktiv).
Hale/Park 2018, Sara/Arum: „Teaching Classics in Times of #metoo“, *Society for Classical Studies Blog*, 14.02.2018.
<https://classicalstudies.org/scs-blog/sara-l-hales/blog-teaching-classics-age-metoo> (Zugriff am 29.02.2020)
Hille-Coates 2015, Gabrielle: *Ovid, Metamorphosen. Kopierunterlagen für kompetenzorientierte Lektüre*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Ingold 2018, Felix Philipp: „Vollkommenheit nimmt der Kunst den Atem“, *NZZ* 05.09.2018.
<https://www.nzz.ch/feuilleton/vollkommenheit-nimmt-der-kunst-den-atem-ld.1416851> (Zugriff am 23.02.2020)
James 2008, Sharon L.: „Feminist Pedagogy and Teaching Latin Literature“, in: *Cloelia* 38.1, 2008, 11–14.
James 2012, Sharon L.: „Teaching Rape in Roman Elegy, Part II“, in: Barbara K. Gold [Hrsg.], *A Companion to Roman Love Elegy*, Chichester: Wiley-Blackwell, 548–557.
James 2013, Sharon L.: „Gender and Sexuality in Terence“, in: Antony Augoustakis and Ariana Traill (Hrsg.), *A Companion to Terence*, Hoboken, NJ, 175–194.
James 2013, Sharon L.: „Talking Rape in the Classics Classroom“, in: Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, 171–186.
Kahn 2004, Madeleine: „Why Are We Reading a Handbook on Rape? Young Women Transform a Classic“, in: *Pedagogy* 4.3, 438–459.
Kilb 2018, Andreas: „Sie alle waren Puppen seiner Phantasie“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13.09.2018
<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/balthus-ausstellung-der-fondation-beyeler-in-riehen-basel-15769786.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Kis-Sira 2015, Andreas, *Beziehung und Bezauberung. Geschichten junger Liebe in Ovids Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (scala).
Knopf 2018, Simon: „Der Spion, der mich vergewaltigte“, *Tagesanzeiger*, 31.01.2018.
<https://www.tagesanzeiger.ch/kultur/kino/der-spion-der-mich-vergewaltigte/story/29141457> (Zugriff am 23.02.2020)
Liveley 2012, Genevieve: „Teaching Rape in Roman Elegy, Part I“, in: Barbara K. Gold [Hrsg.], *A Companion to Roman Love Elegy*, Chichester: Wiley-Blackwell, 541–548.
McCarter 2018, Stephanie, „Rape, Lost in Translation. How translators of Ovid’s ‘Metamorphoses’ turn an assault into a consensual encounter“ (29.02.2020), *Electric Literature* 01.02.2018.
<https://electricliterature.com/rape-lost-in-translation/> (Zugriff am 29.02.2020)
Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, Nancy/Fiona (Hrsg.), *From Abortion to Pedestasy. Addressing Difficult Topics in the Classics Classroom*, Columbus, OH: Ohio State University Press.
Suchier 1858, Reinhard: *Ovids Metamorphosen*, Stuttgart: Hoffmann.
Thakur 2014, Sanjaya: „Challenges in Teaching Sexual Violence and Rape“, in: Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, 152–170.
Rausch/Wesselmann 2020, Sven/Katharina: „Sexuelle Gewalt in Ovids *Metamorphosen* – Ein Schulversuch“, in: *Latein Forum* 101/102 (im Erscheinen).
Richlin 1992, Amy: „Reading Ovid’s Rapes“, in: Dies., *Pornography and Representation in Greece and Rome*, New York et al.: Oxford University Press, 158–179.
Sauerbrey 2018, Ana: „Warum es richtig ist, das Avenidas-Gedicht zu überpinseln“, *Tagesspiegel* 29.01.2018.
<https://www.tagesspiegel.de/kultur/fassadenstreit-in-berlin-warum-es-richtig-ist-das-avenidas-gedicht-zu-ueberpinseln/20904062.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Schlingmeyer 2014, Katja: *Ovid – Orpheus und Eurydike. Ein kompetenzorientiertes Lektüreprjekt mit Binnendifferenzierung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Scholz/Göttsching 2012, Ingvelde/Verena: *Zwischen Nähe und Distanz. Eltern-Kind-Erzählungen in Ovids Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (scala).
Werche 2017, Bettina: „Winckelmanns Selbstinszenierung“, *Blog Klassik Stiftung Weimar* 23.03.2017.
<https://blog.klassik-stiftung.de/anton-von-marons-bildnis-winckelmanns/> (Zugriff am 29.02.2020)
West 2013, Lindy: „I Rewatched Love Actually and Am Here to Ruin it for All of You“, *Jezebel* 18.12.2013.
<https://jezebel.com/i-rewatched-love-actually-and-am-here-to-ruin-it-for-all-1485136388> (Zugriff 23.02.2020)
Zitzl (2008) 2012, Christian: *Alles bleibt anders. Ovid, Metamorphosen*, bearbeitet von Christian Zitzl, Bamberg: CC Buchner (Transfer).
Zitzl 2012, Christian: *Götter – Menschen – Mythen. Ovid, Metamorphosen*, bearbeitet von Christian Zitzl, Bamberg: CC Buchner (ratio).
Zitzl 2014, Christian: *Das Prinzip Wandel. Ovid, Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (ratio).

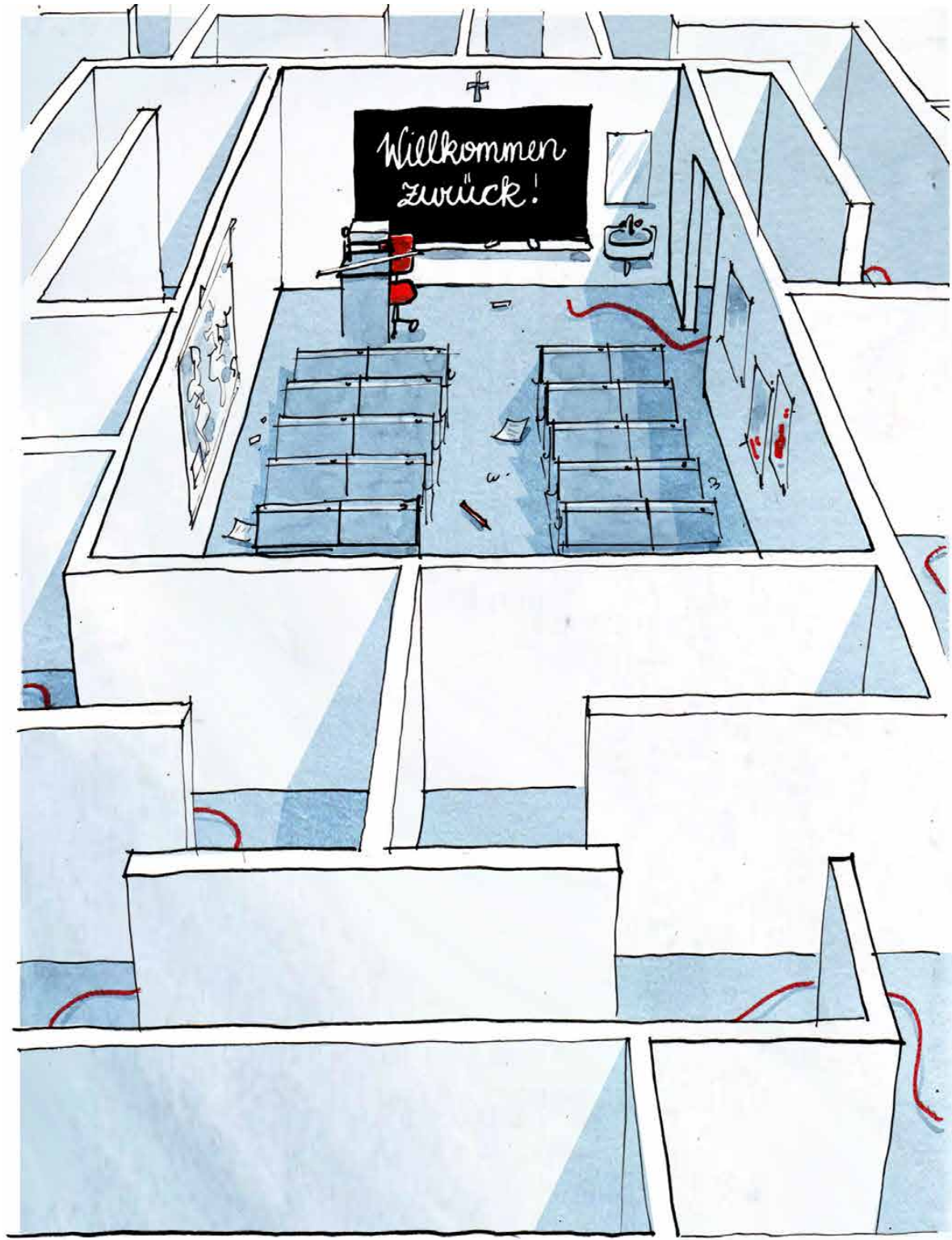
teaching-classics-age-metoo (Zugriff am 29.02.2020)
Hille-Coates 2015, Gabrielle: *Ovid, Metamorphosen. Kopierunterlagen für kompetenzorientierte Lektüre*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Ingold 2018, Felix Philipp: „Vollkommenheit nimmt der Kunst den Atem“, *NZZ* 05.09.2018.
<https://www.nzz.ch/feuilleton/vollkommenheit-nimmt-der-kunst-den-atem-ld.1416851> (Zugriff am 23.02.2020)
James 2008, Sharon L.: „Feminist Pedagogy and Teaching Latin Literature“, in: *Cloelia* 38.1, 2008, 11–14.
James 2012, Sharon L.: „Teaching Rape in Roman Elegy, Part II“, in: Barbara K. Gold [Hrsg.], *A Companion to Roman Love Elegy*, Chichester: Wiley-Blackwell, 548–557.
James 2013, Sharon L.: „Gender and Sexuality in Terence“, in: Antony Augoustakis and Ariana Traill (Hrsg.), *A Companion to Terence*, Hoboken, NJ, 175–194.
James 2013, Sharon L.: „Talking Rape in the Classics Classroom“, in: Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, 171–186.
Kahn 2004, Madeleine: „Why Are We Reading a Handbook on Rape? Young Women Transform a Classic“, in: *Pedagogy* 4.3, 438–459.
Kilb 2018, Andreas: „Sie alle waren Puppen seiner Phantasie“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13.09.2018
<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/balthus-ausstellung-der-fondation-beyeler-in-riehen-basel-15769786.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Kis-Sira 2015, Andreas, *Beziehung und Bezauberung. Geschichten junger Liebe in Ovids Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (scala).
Knopf 2018, Simon: „Der Spion, der mich vergewaltigte“, *Tagesanzeiger*, 31.01.2018.
<https://www.tagesanzeiger.ch/kultur/kino/der-spion-der-mich-vergewaltigte/story/29141457> (Zugriff am 23.02.2020)
Liveley 2012, Genevieve: „Teaching Rape in Roman Elegy, Part I“, in: Barbara K. Gold [Hrsg.], *A Companion to Roman Love Elegy*, Chichester: Wiley-Blackwell, 541–548.
McCarter 2018, Stephanie, „Rape, Lost in Translation. How translators of Ovid’s ‘Metamorphoses’ turn an assault into a consensual encounter“ (29.02.2020), *Electric Literature* 01.02.2018.
<https://electricliterature.com/rape-lost-in-translation/> (Zugriff am 29.02.2020)
Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, Nancy/Fiona (Hrsg.), *From Abortion to Pedestasy. Addressing Difficult Topics in the Classics Classroom*, Columbus, OH: Ohio State University Press.
Suchier 1858, Reinhard: *Ovids Metamorphosen*, Stuttgart: Hoffmann.
Thakur 2014, Sanjaya: „Challenges in Teaching Sexual Violence and Rape“, in: Sorkin Rabinowitz/McHardy 2014, 152–170.
Rausch/Wesselmann 2020, Sven/Katharina: „Sexuelle Gewalt in Ovids *Metamorphosen* – Ein Schulversuch“, in: *Latein Forum* 101/102 (im Erscheinen).
Richlin 1992, Amy: „Reading Ovid’s Rapes“, in: Dies., *Pornography and Representation in Greece and Rome*, New York et al.: Oxford University Press, 158–179.
Sauerbrey 2018, Ana: „Warum es richtig ist, das Avenidas-Gedicht zu überpinseln“, *Tagesspiegel* 29.01.2018.
<https://www.tagesspiegel.de/kultur/fassadenstreit-in-berlin-warum-es-richtig-ist-das-avenidas-gedicht-zu-ueberpinseln/20904062.html> (Zugriff am 23.02.2020)
Schlingmeyer 2014, Katja: *Ovid – Orpheus und Eurydike. Ein kompetenzorientiertes Lektüreprjekt mit Binnendifferenzierung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Scholz/Göttsching 2012, Ingvelde/Verena: *Zwischen Nähe und Distanz. Eltern-Kind-Erzählungen in Ovids Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (scala).
Werche 2017, Bettina: „Winckelmanns Selbstinszenierung“, *Blog Klassik Stiftung Weimar* 23.03.2017.
<https://blog.klassik-stiftung.de/anton-von-marons-bildnis-winckelmanns/> (Zugriff am 29.02.2020)
West 2013, Lindy: „I Rewatched Love Actually and Am Here to Ruin it for All of You“, *Jezebel* 18.12.2013.
<https://jezebel.com/i-rewatched-love-actually-and-am-here-to-ruin-it-for-all-1485136388> (Zugriff 23.02.2020)
Zitzl (2008) 2012, Christian: *Alles bleibt anders. Ovid, Metamorphosen*, bearbeitet von Christian Zitzl, Bamberg: CC Buchner (Transfer).
Zitzl 2012, Christian: *Götter – Menschen – Mythen. Ovid, Metamorphosen*, bearbeitet von Christian Zitzl, Bamberg: CC Buchner (ratio).
Zitzl 2014, Christian: *Das Prinzip Wandel. Ovid, Metamorphosen*, Bamberg: CC Buchner (ratio).



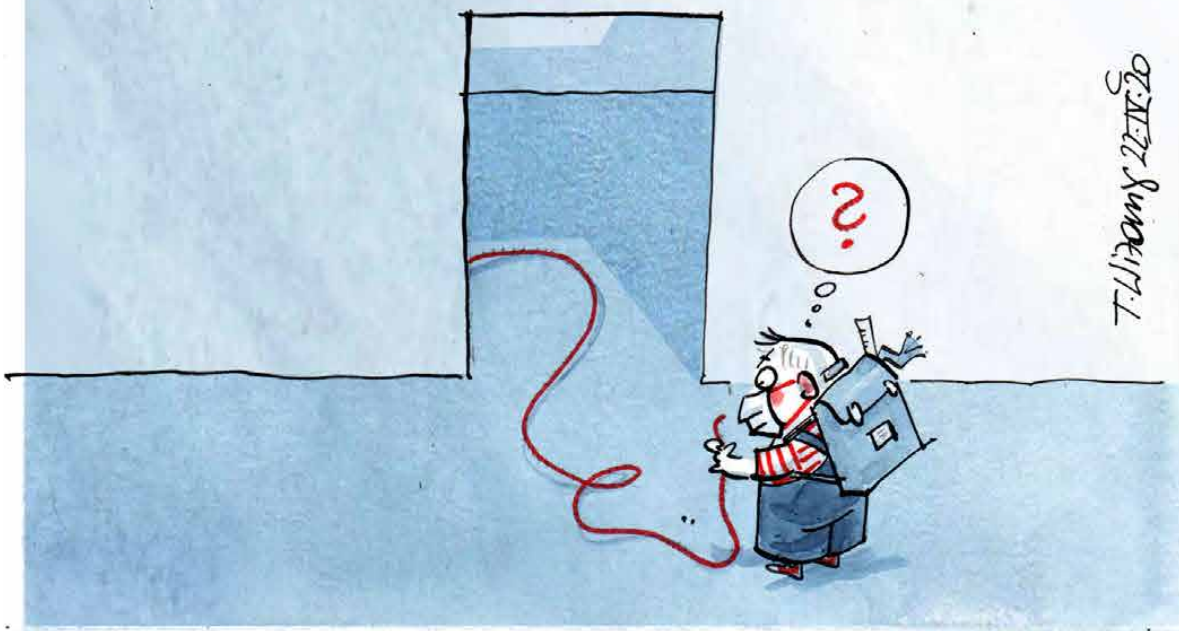
Güterabwägung



Der Mittelweg oder querfeldein



SCHULE



T. Witzony 22.IV.20